# Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen bleibt selbe geschlossen.

**Jos. Lindauer'**
Fürstenfelderga

# Simon Turchi

oder

# Die Italiener in Antwerpen.

(1550.)

---

Historische Erzählung aus dem sechszehnten Jahrhundert

von

**Hendrik Conscience.**

---

Aus dem Flämischen

von

**Dr. C. Büchele.**

---

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1860.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

# I.

Bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte der europäische Handel sich entwickelt, ohne eine merkliche Störung in seiner einmal angenommenen Richtung erlitten zu haben. Amerika war noch nicht entdeckt worden, und man kannte keine andere Straße nach Ostindien als über Land.

Die Stadt Venedig, als Handelskönigin auf dem Mittelpunkt dieser Straße angesessen, zwang die Völker Europa's und Asiens, in ihrem Schooße alle die Reichthümer der damals bekannten Welt umzutauschen.

Nur eine Stadt, das flämische Brügge, nahm einigermaßen, als Stapelplatz zwischen den Nationen des Südens und Nordens, Theil an dem Handelswohlstand von Venedig; aber unaufhörliche Volksaufstände und Bürgerkriege hatten bereits viele fremde Kaufleute bestimmt, ihren Sitz aus Flandern nach Brabant zu verlegen, und die Wohlhabenheit von Brügge war, mindestens theilweise, nach Antwerpen übergegangen.

Darauf traten zwei große Ereignisse ein, wodurch plötzlich die Handelsbeziehungen der Völker aus ihrer alten Richtung gerückt wurden. Christoph Columbus entdeckte Amerika, die neue Welt, und Vasco de Gama

fand, die Südspitze von Afrika umschiffend, eine neue Straße nach Ostindien.

Diese letzte Entdeckung beraubte, da sie die große Weltstraße veränderte, die Stadt Venedig aller Vortheile ihrer Lage, und versetzte den Handel in die Nothwendigkeit, sich nach einem neuen Mittelpunkt umzuschauen.

Portugal und Spanien waren am mächtigsten zur See; ihre zahllosen Schiffe fuhren nach beiden Indien und brachten von da die Specereien, die Perlen und die kostbaren Metalle, welche bestimmt waren, über die ganze alte Welt sich zu verbreiten. Aber zu dieser Verbreitung bedurfte man eines Stapelplatzes, der halbwegs zwischen dem nördlichen und südlichen Europa lag, und wohin Spanier, Portugiesen und Italiener sowohl, als Franzosen, Engländer, Deutsche, Schweden und Russen mit ebenso viel Bequemlichkeit, als nach einem fortdauernden Markt für Alles, was die neue und die alte Welt dem Handel zum Umtausch zu bieten vermochten, sich begeben konnten.

Die brabantische Stadt Antwerpen wurde zum Mittelpunkt des europäischen Handels erkoren; und es dauerte nicht lang, so begrüßte man sie als die glückliche Erbin nicht allein von dem stolzen Venedig, sondern auch von dem reichen Brügge *).

---

*) So daß alle fremden, zu Brügge wohnhaften Kaufleute, mit Ausnahme einiger Spanier, die daselbst blieben, ums Jahr 1516, einer dem andern folgend, dorthin übersiedelten, zum großen Schaden von Brügge und zum Vortheil Antwerpens. Ludovicus Guiccardini, Beschreibung der Niederlande, Arnhem 1617.

Wenige Jahre vor dem Anfang der religiösen Unruhen, die unser Vaterland in jahrhundertlanges Unheil stürzen sollten, hatte die Handelsthätigkeit in Antwerpen einen wunderbaren Aufschwung genommen.

Tausende von Schiffen aller Gestalt und Größe bedeckten seinen breiten Strom, gleich einem Wald von Masten, deren buntes Flaggen-Gewimmel die Gegenwart aller handeltreibenden Völker der Erde verkündigte. Die portugiesischen Galeeren brachten Specereien und Edelsteine aus dem Osten; die spanischen Gallionen Gold und Silber aus Amerika; die italienischen Fahrzeuge feine Früchte und reiche Stoffe aus den südlichen Ländern, die deutschen Getreide und Metalle im Ueberfluß .... und alle kehrten dann wieder, mit andern Waaren beladen, nach einander in ihr Vaterland zurück, um aufs Neue den allzeit ankommenden Schiffen Platz zu machen, deren einzelne, nach dem Zeugniß der Chroniken, bisweilen sechs Wochen warten mußten, ehe es ihnen glückte, Raum genug zum Anlegen an einem Kai zu finden*).

Kleinere Fahrzeuge fuhren die Schelde höher hinauf, oder wagten sich auf die See, um die Völkerschaften der benachbarten Küsten in den allgemeinen Welthandel mit hereinzuziehen. Was den Transport nach dem Binnenlande betrifft, so geschah derselbe vermittelst Frachtwägen, deren jeden Tag einige Hunderte nach allen Himmelsgegenden von

*) C. Scribanius versichert in seinen Origines Antwerpensium, er habe mehr als einmal zweitausend fünfhundert Schiffe in der Schelde gesehen, von denen die letztangekommenen zwei bis drei Wochen vor Anker liegen bleiben mußten, bis sie zu den Kais gelangen konnten.

Antwerpen abgingen. Die schweren Fuhrwerke, welche die Güter auf der großen Straße nach Cöln bis in das Herz von Deutschland brachten, nannte man Hessenwägen *).

Die ungemeine Betriebsamkeit, welche auf diesem großen Weltmarkt herrschte, hatte schon frühe die fremden Kaufleute veranlaßt, sich in einer Stadt wohnlich niederzulassen, wo das reichlich cirkulirende Gold einem Jeden Gewinn und Wohlstand verhieß.

Zu der Zeit, wovon wir reden, wohnten in Antwerpen beinahe tausend Kaufleute aus anderen Ländern, die sämmtlich ihre eigene Dienerschaft hielten; und eine Chronik versichert sogar, vielleicht mit einiger Uebertreibung, man habe auf einmal bei fünfzehn hundert fremde Handelsleute zählen können **).

Täglich kamen diese Fremdlinge zweimal auf der Börse zusammen, nicht allein, um Handelsgüter umzusetzen und die Versicherung von Seeschiffen zu besorgen, sondern wohl vornehmlich, um Wechselgeschäfte zu betreiben.

Um sich eine Vorstellung von den Schätzen zu machen, worüber die antwerpischen Häuser damals zu verfügen hatten, mag es an der Angabe genügen, daß der König von Portugal einmal auf der Börse von Antwerpen drei Millionen Goldkronen aufnahm, und die Königin Maria von England ein Anlehen

---

*) Die Stallungen und Magazine, welche durch einen so lebhaften Verkehr nöthig wurden, bestehen noch heutzutage in Antwerpen. Während sie nunmehr zu Kasernen dienen, haben sie ihren ursprünglichen Namen, das Hessenhaus, behalten.

**) Vgl. die Geschichte von Antwerpen von Mertens und Torfs 4. Thl. K. 5.

machte, dessen Betrag zu siebzig Millionen Francs geschätzt wurde *).

Ein einziger Kaufmann, der reiche Fugger genannt, hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen von nahezu sechs Millionen Goldkronen, eine Summe, die in Betracht der Zeit uns fabelhaft erscheinen möchte, wenn nicht deren Wirklichkeit durch beglaubigte Urkunden über allen Zweifel erhoben wäre.

Dieser Reichthum und die Anwesenheit so vieler Kaufleute, die einander zu übertreffen wetteiferten, hatten die Pracht in Antwerpen so hoch gesteigert, daß der Magistrat nicht selten Befehle und Verordnungen ausgehen ließ, um der Sucht nach Festgelagen und Geldverschwendung entgegenzuarbeiten, nicht sowohl zur Aufsicht über die Fremdlinge, als zum Besten der edeln Geschlechter und der Bürgerschaft, welche durch das Vorbild der Handelsherren zu gefährlicher Prachtentfaltung angetrieben wurden.

Fast alle die italienischen Kaufleute von Lucca, von Genua, von Florenz und von andern transalpinischen Städten waren Edelleute, und darum auch mehr als andere in gemeinschaftlichem Verkehr mit den ritterschaftlichen Häusern Antwerpens; wir lesen ja selbst von Frauen, die drei bis vier Sprachen verstanden und sich überdieß darauf legten, die süße italienische Sprache sicher und wohlgefällig zu reden **).

---

*) Vgl. die Volkszählung von Scribanius in der Geschichte von Antwerpen von Mertens und Torfs 4. Thl. K. 5.

**) Die Antwerpener sind erfahren und geschickt, um überall in der Welt sich fortzubringen, ja auch die Frauen, selbst wenn sie niemals außer Landes gewesen sind, verstehen drei,

In dem Kipdorp, nicht weit von der St. Jakobskirche, stand eine schöne Herrenwohnung, die vorzugsweise von der Elite der italienischen Kaufleute besucht wurde. Es war der Hof von Willem Van de Werve, Herrn van Schilde.

Obwohl dieser Edelmann selbst keine Handelsgeschäfte betrieb, da die brabantischen Rittergeschlechter dergleichen als ein unedles Thun betrachteten*), zeigte er sich doch freundlich und zuvorkommend gegen alle Fremdlinge, so weit deren hohe Geburt ihm eine Annäherung überhaupt gestattete. Dabei war er ausnehmend reich, vornehm und stolz im Umgang und redete in drei oder vier Sprachen mit viel Kenntniß über Alles, was zu einer angenehmen und zugleich nützlichen Unterhaltung gehörte.

Es gab aber noch einen andern Grund für dieses Zuströmen der fremden Edelleute nach dem Hause des Herrn Van de Werve. Er hatte eine Tochter, Namens Maria, ausnehmend schön von Antlitz und Gestalt, und so liebenswürdig und zugleich so sittsam und zurückhaltend mitten unter allen denen, welche wetteifernd ihren Reizen huldigten, daß die fremden Edelleute in der Begeisterung ihrer südlichen Natur sie la bionda Maraviglia, das heißt die blonde Wundermaid, nannten.

---

oft vier, zuweilen fünf, sechs und sieben Sprachen zu reden, was eine angenehme und wunderbare Sache ist. L. Guiccardini, Beschreibung der Niederlande.

*) Aber diese niederländischen Edelleute glichen auch allen andern diesseits den Alpen und wollten keine Kaufmannschaft treiben, wie unzählige Italiener, besonders Venetianer, Florentiner, Genueser und Luccheser thaten. L. Guiccardini a. a. O.

An einem Morgen des Jahres 1550 saß die schöne Maria Van de Werve in ihres Vaters Wohnung auf einem reich geschnitzten Sessel. Das Mädchen mußte eben aus der Kirche gekommen sein; denn sie hielt noch ihren Rosenkranz von kostbaren Perlen in der Hand, und ihr Kopftuch hing neben ihr auf einem andern Stuhle. Etwas Erfreuliches, Etwas, das ihr Herz mit süßer Erwartung erfüllte, bewegte sie ohne Zweifel in diesem Augenblick; ein Lächeln, fast unmerklich, doch innig wie ein Wiederschein der Seele, spielte auf ihren Lippen, während sie den Blick in die Höhe richtete und flehend eine Bitte an Gott zu richten schien.

Hinter ihr, an der Wand des Saales, hing ein Gemälde, worin der große Meister Johann van Eyk das Bild der heiligen Jungfrau dargestellt hatte, wie sie, ihrer hohen Bestimmung noch unbewußt, betend in der Einsamkeit sitzt.

In diesem Werke hatte der Dichter deutlich den wärmsten Funken seines dichterischen und gottesfürchtigen Gemüths offenbart; denn das Bild schien zu leben und zu denken. Es bezauberte durch die sanften Züge des Gesichtes, durch die majestätische Ruhe des Ausdrucks, durch die Zartheit des Lächelns, durch den liebevollen, doch stillen Blick, den es von der Erde himmelwärts richtete.

Ueberraschend war die Aehnlichkeit, die zwischen der Schöpfung des Künstlers und dem Mädchen bestand, das beinahe in derselben Haltung davor saß.

In der That war die junge Maria Van de Werve ebenso schön, als die dichterische Abbildung

ihrer Schutzheiligen. Auch sie hatte große blaue Augen, deren Blick, stets ruhig und gelassen, von einem tiefen Gefühl und einer zarten Seele zeugte; auch auf ihrer lilienweißen Stirne glänzten goldblonde Locken, und ihre zartberosten Wangen waren durch das reinste Oval markirt, das die Hand eines Künstlers malen konnte; auch in ihrem ganzen Wesen lag die Stille, die Innigkeit, der ergreifende Ernst, wahre Poesie der immateriellen Seele, allein begriffen von den gläubigen Künstlern des Nordens, ehe die sinnliche Inspiration der heidnischen Kunst ihnen von dem Süden zugeführt wurde.

Maria Van de Werve war wohl in sehr reiche Stoffe gekleidet, doch herrschte dabei in ihrer Tracht ein Mangel von Verzierungen, der in jener Zeit übermäßiger Pracht als etwas Absonderliches erscheinen mochte. Ein Leibchen von himmelblauem Sammet umfaßte ihre schlanke Hüfte, während ein Rock von geblümtem Damast in schweren Falten auf ihre Füße niederfiel. Nur an ihren geschlizten Aermeln schimmerte einige Stickerei von Golddraht, und an der gemsledernen Tasche, die von ihrem Gürtel niederhing, glänzten schlenkernde Eicheln mit eingelegten Steinen.

Alles, was sie umgab, zeugte von ihres Vaters Reichthum: große gemalte Fenster mit den Wappenschildern ihrer Ahnen, warfen zauberische Farbentöne auf den marmornen Fußboden; eichene Tische, Stühle und Schränke, durch den Meißel berühmter Künstler mit ausgezeichnetem Bildwerk geschmückt, standen längs den Wänden hin; ein Crucifix von kostbarem Elfenbein erhob sich in der Tiefe des Saales und

bot das Weihwasser in einem Becken von getriebenem Silber. Selbst die riesigen Feuerböcke, die unter den großen Kaminen standen oder in der Asche lagen, waren theilweise vergoldet und mit Wappenbildern geschmückt.

Sei es, daß ihr Gebet zu Ende war, oder daß ihre Gedanken eine neue Richtung genommen hatten, die Jungfrau stand von dem Sessel auf und trat mit langsamen Schritten auf das große Fenster zu, das auf den Hof hinausging. Sie blickte durch die Scheiben und schaute in die Höhe, als wollte sie das tiefe Himmelblau fragen, ob es lange Zeit so hell bleiben würde. Der Ausdruck einer süßen Hoffnung erhellte ihr schönes Gesicht, und auf ihrer Stirne erschien der rosenfarbige Ton der Erregung.

Ein bejahrter Mann zeigte sich in diesem Augenblick an der Thüre des Saales. Ein schwerer Knebelbart beschattete seine Lippen und ein langer Spitzbart reichte ihm bis auf die Brust. Es lag etwas Ernstes, etwas Strenges in seinem Ehrfurcht gebietenden Angesicht, und selbst in seinem Anzug; denn obwohl man auf seiner Brust den Goldbrokat seines Wamses schimmern sah, war doch sein ganzer Körper in einen langen Mantel gehüllt, dessen dunkle Farbe durch einen Umschlag von schneeweißem Pelzwerk nur noch gehoben wurde.

„Gott gebe Dir einen guten Tag, Maria!“ sprach er, der Jungfrau sich nähernd.

„Sein Segen folge Dir, wohin Du gehst, mein lieber Vater!“ antwortete sie. „O, komm und sieh, wie blau der Himmel ist, und wie Alles unter dem Licht der Sonne erglänzt!“

„Liebliches Wetter: man möchte sagen, wir befinden uns bereits in dem vollen Maimonat.

„Es ist heute Mai-Abend, Vater."

Mit einem Lächeln der Freude auf ihrem Gesichte, zog sie ihren Vater noch näher an das Fenster und deutete mit dem Finger in die Höhe.

Der Wind hat sich gedreht," jubelte sie, „er weht von England herüber."

„In der That, seit gestern schon Südwest."

„Ha, das ist recht!" rief das Mädchen; „jetzt können die Galeeren, die auf der See zurückgehalten wurden, mit der Fluth von heute oder morgen die Schelde herauffahren."

„Und Du hoffest," murmelte Van de Werve, den Kopf schüttelnd, „daß die Galeere Il Salvatore, die den alten Herrn Deodati aus Lukka mitbringen soll, unter der Zahl der herauffahrenden Schiffe sein werde?"

„Ich habe so lange bereits Gott um diesen günstigen Wind angefleht," antwortete das Mädchen; „Dank sei dem Herrn um seiner Güte willen: mein Gebet ist erhört!"

Herr Van de Werve schaute in Gedanken zu Boden, als ob die Worte seiner Tochter einen ungünstigen Eindruck auf sein Gemüth hervorgebracht hätten.

Indem sie ihren Arm ihm schmeichelnd über die Schulter legte, sprach die Jungfrau:

„Lieber Vater, Du bist wieder traurig. Du hast mir doch versprochen, daß Du die Ankunft von Signor Deodati wohlgemuth und mit Zufriedenheit erwarten wollest."

„Es ist wahr, mein Kind," antwortete er; „aber nun der Augenblick der Entscheidung sich nähert, fühle ich mein Gemüth bekümmert. Wir sind von erlauchtem Blute, Maria, und müssen durch äußeren Schimmer und durch Prachtentfaltung den Glanz und Ruhm unseres Geschlechts aufrecht erhalten. Signor Geronimo, den Du vor allen andern zu lieben scheinst, lebt hier in Antwerpen sehr sparsam; er geht mehr als einfach gekleidet und enthält sich solcher Ausgaben, die als Beweise von Reichthum und ritterlicher Freigebigkeit einen Mann in den Augen der Welt erheben. Es läßt mich besorgen, daß sein Oheim entweder nicht sehr reich, oder wohl sehr karg ist."

„Aber, Vater, mit Deiner Erlaubniß, Signor Deodati von Lukka ist ausnehmend reich und von hohem Adel," sagte das Mädchen in traurigem Ton. „Hat nicht der Wechsler Marco Riccardi uns genügende Berichte darüber gegeben?"

„Und wenn er nun wirklich karg ist, Maria, wird er die Bedingungen annehmen, die ich ihm stellen will? Was ich von ihm fordern muß, ist die Abtretung eines ansehnlichen Theils seiner Güter zu Gunsten seines Neffen Geronimo. Sollte es Deine Würde nicht verletzen, Maria, sollten Deine Brüder nicht übel aufnehmen, wenn Deine Hand aus Geldrücksichten ausgeschlagen würde? Ich bedaure, daß Du Deine Neigung so unwiderruflich Signor Geronimo geschenkt hast, da Du unter hundert Andern, die reicher und ansehnlicher sind, hättest wählen können. Das Haupt des mächtigen Hauses der Buonvisi hat doch mehr Recht auf meine und Deine Gunst . . . ."

„Simon Turchi!“ seufzte die Jungfrau, während sie das Haupt mißmuthig auf die Brust sinken ließ.

„Der arme Signor Turchi,“ wiederholte ihr Vater; „was hat er während der drei Jahre nicht Alles gethan, um seine ritterliche Huld Dir zu beweisen! Feste, Gastmähler, Abendmusiken, Gondelfahrten auf der Schelde: er hat Nichts gespart und Schätze Goldes aufgeopfert, um Dir zu gefallen. Du warst ihm früher nicht abgeneigt, Maria; aber seitdem er durch unbekannte Mörder des Nachts in der Straße überfallen wurde und die fatale Wunde im Gesicht bekam, hat er sich in Deinen Augen sehr verändert. Anstatt dem guten Turchi dankbar zu sein, zeigst Du Dich ihm so abgeneigt, daß ich fast denken muß, Du hassest ihn.“

„Ich Signor Turchi hassen?“ rief das Mädchen, wie erschrocken über diese Beschuldigung; „o, lieber Vater, glaube das nicht!“

„Er ist in der That ein schöner und stattlicher Edelmann, mein Kind.“

„Ja, Vater, er ist schon lange der Busenfreund von Signor Geronimo. *)

Van de Werve faßte die Hand seiner Tochter und sprach mit sanftem Ton:

„Geronimo Deodati ist vielleicht hübscher in Frauenaugen; aber sein Schicksal hängt von der Güte seines Oheims ab; er ist jung, unerfahren und besitzt Nichts durch sich selbst. Signor Turchi da-

*) Zwei angesehene italienische Kaufleute, beide von Adel, aus Lukka gebürtig, nämlich Jeronim Theodati und Symon Turck, welche als Landsleute große Freunde waren. E. van Meteren, Geschichten der Niederlande, 1. Buch.

gegen ist reich und von Jedermann hochgeachtet als Theilhaber und Vorstand von dem berühmten Handelshause der Buonvisi. Laß Dich in Deiner Wahl besser berathen, Maria; erfülle den Wunsch von Deinen Brüdern und von mir; es ist noch Zeit."

In den Augen der Jungfrau blinkten Thränen; gleichwohl antwortete sie mit sanfter Gelassenheit:

„Herr Vater, ich bin Deine niedrige Dienerin. Gebiete; ich werde ohne Murren gehorchen und in Demuth die verehrte Hand küssen, die mir ein schmerzliches Opfer auferlegt. . . . Aber Geronimo, der arme Geronimo!"

Bei diesen letzten Worten fühlte sie ihre Seelenstärke schwinden; schluchzend legte sie sich die Hände vor die Augen; ihre Thränen fielen wie glänzende Perlen vor ihren Füßen auf den Marmorboden.

Eine Weile schaute Herr Van de Werve seine Tochter mit aufsteigendem Mitleid an; dann faßte er, überwunden von dem Anblick ihres Schmerzes, nochmals ihre Hand und sprach, sie zärtlich drückend:

„Komm, meine liebe gute Maria, weine nicht länger. Wir wollen sehen, was Signor Deodati auf die Erklärung meiner Bedingungen für eine Antwort gibt. Geronimo ist von hoher Geburt; wenn sein Oheim ihn mit zureichenden Gütern ausstattet, wohlan, so sei Dein Wunsch erfüllt."

„O, lieber Vater," seufzte die Jungfrau zwischen ihren Thränen; „das hängt von Deiner Geneigtheit ab. Wenn Du unmögliche Dinge von Signor Deodati begehrst . . ."

„Nein, nein, sei gutes Muthes," unterbrach sie Van de Werve; „ich werde suchen, meine Pflicht

als Vater zu erfüllen, und zugleich alles Mögliche thun, um Dich vor größerem Schmerz zu bewahren. Bist Du nun zufrieden?"

Das Mädchen fiel ihrem Vater schweigend um den Hals; doch lag eine solche innige Dankbarkeit in ihrem Augenaufschlag, daß Herr Van de Werve sich gerührt fühlte und lächelnd murmelte:

„Zauberin! Was könnte man Dir verweigern? Alter, Erfahrung, Vorsicht, es muß Alles vor einem einzigen Blick Deiner Augen weichen. . . . Verbirg Deine Bewegung: man kommt auf dem Gang!"

Ein Diener öffnete die Thüre und rief, während er Jemand herein geleitete:

„Signor Geronimo!"

Der junge Edelmann, der in dem Saal erschien, zeichnete sich durch hohen Wuchs und wohlthuende Zartheit in Haltung und Geberden aus. Wangen und Stirne waren mit dem sanften und durchsichtigen Braun schattirt, das dem Angesicht einiger südlichen Nationen solche männliche Schönheit verleiht. Der junge Bart an seinem Kinn, die dunkeln Haare, die in glänzenden Locken über die Schläfe herabfielen, und das Feuer in seinen schwarzen Augen gaben seinem Gesicht einen ausdrucksvollen Ernst, während sein stilles Lächeln und etwas Träumerisches, das über sein ganzes Wesen ausgebreitet war, zugleich von Herzensgüte zeugten.

Wiewohl er, bereits auf der Schwelle des Saales stehend, seinem Gesicht die Heiterkeit der Freude zu geben suchte, blieb dennoch eine gewisse Betrübniß darauf gelagert, die Maria's Auge nicht entging.

Geronimo's Kleidung war einfach in Vergleichung

mit der reichen Tracht der andern italienischen Edeln, seiner Landsleute. Er trug einen Filzhut mit herabhängender Feder, einen spanischen Mantel, ein Wamms von englischem Tuche, mit schwarzem Pelz gefüttert, eng anliegende Beinkleider von violettem Atlas und graue Schuhe. Nur der Degen, der an seiner Seite hing, stach einigermaßen durch seinen glänzenden Griff von seiner schmucklosen Kleidung ab und lieferte durch die Wappenzeichen, die in getriebener Arbeit darauf angebracht waren, den Beweis, daß der Jüngling zu einem edeln Stamm gehörte.

„Che la pace sia in quella casa! Friede sei in diesem Hause!" sprach er, in den Saal tretend.

Er verbeugte sich tief vor Herrn Van de Werve und murmelte einen ehrerbietigen Gruß; aber die Zeichen von Schmerz, welche er auf Maria's Angesicht erkannte, versetzten ihn in ein solches Erstaunen, daß er dieser Höflichkeitsform schnell ein Ende machte und das Mädchen fragend anschaute. Thränen glänzten in ihren Augen; aber dennoch lächelte sie heiter.

„Maria ist absonderlich reizbar von Gemüth, Signor Geronimo," sagte Van de Werve. „Ich sprach mit derselben von ihrer guten Mutter seligen Andenkens; sie weinte... Da erscheint Ihr in deren Gegenwart und sie lächelt, als ob kein trauriger Gedanke sie bewegt hätte."

Die Jungfrau wartete nicht, bis diese Erklärung zu Ende war; ehe ihr Vater zu sprechen aufgehört hatte, faßte sie ihren Geliebten am Arm und führte ihn an das Fenster. Indem sie ihm auf den Wetterhahn deutete, sprach sie:

„Seht, Geronimo, der Wind ist westlich!“

„Ich weiß es, seit dieser Nacht, Maria,“ antwortete der Junker mit einem unwillkürlichen Seufzer.

„Aber so freut Euch doch: Euer Oheim kann heute noch vor der Stadt eintreffen!“

„Ich glaube nicht; es ist jedoch möglich,“ sagte der Jüngling in traurigem Ton.

„Wie kalt sagt Ihr das, Geronimo!“ sprach das Mädchen verwundert. „Was umdüstert Euch das Gemüth?“

„In der That, ich sehe etwas Ungewöhnliches an Euch, Signore,“ bemerkte der Vater. „Ihr erscheint mir schwer bedrückt. Habt Ihr vielleicht ungünstige Nachrichten von Eurem Oheim?“

Der Jüngling schien in der Zerstreuung nach einer Antwort zu suchen; doch ebenso schnell schüttelte er kräftig das Haupt, als bestrebte er sich, der Gedanken, die ihn bekümmerten, los zu werden. Stammelnd antwortete er:

„Ach nein, das ist es nicht . . . aber ich habe so eben, hinter den Minoriten, Etwas gesehen, was mich tief erschüttert hat; ich zittere noch vor Schrecken. Hörtet Ihr niemals von einem florentinischen Kaufmann, Namens Massimo Barberi, reden?“

„Einem Edelmann?“ fragte Maria, „wir hörten seinen Namen noch nie.“

„Nein, einem Bürger; aber gleichwohl einem hochgeachteten Mann.“

„Ich kenne ihn sehr gut,“ bemerkte Van de Werve. „Erst kürzlich sah ich ihn noch im Hause von Lopez de Galle, für welchen er einige Wechsel-

geschäfte abgemacht hatte. — Was wolltet Ihr uns von ihm sagen?"

„Etwas Schreckliches, Herr Van de Werve. Man hat den Leichnam des armen Barberi aus einem Brunnen aufgefischt; er hatte zwei Dolchstiche im Halse. Ohne Zweifel ist er diese Nacht überfallen und ermordet worden . . ."

„Es ist traurig, daß in unserer Stadt Antwerpen so viele Mordthaten vorkommen," erwiderte Van de Werve. „Das ist nun die vierte in einem Monat! Jedesmal sind die Schlachtopfer Spanier und Italiener, und daß die Verbrechen einzig aus Haß oder Eifersucht geschehen, läßt sich genugsam daraus erkennen, daß die Körper des Geldes und der Kleinodien unberaubt bleiben. Abscheulich vor Gott und Menschen ist die Gewohnheit der südlichen Völker, die auf solche Art plötzlich und oft aus dem geringfügigsten Grunde einander in der Finsterniß überfallen und tödten . . . Und Ihr selbst, Signor Geronimo, fürchtet Ihr nicht, daß die Hand eines Feindes auch Euch treffen könnte?"

Der Junker schüttelte verneinend den Kopf.

„Zum Beispiel," fuhr Maria's Vater fort, „es ist heute Mai-Abend. Ich brauche Euch nicht zu fragen, ob Ihr gesonnen seid, Maria eine Serenade zu bringen. Es ist Brauch bei Euren Landsleuten, auf solche Art den Jungfrauen ihre Huldigung zu bezeigen; und Ihr würdet diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, wenn ein besonnener Mann Euch keinen bessern Rath gäbe. — Geronimo, hört auf das, was meine ruhige Erfahrung Euch sagt; steht für dießmal von Eurem Vorhaben ab. Es

haben schon so viele Eurer Landsleute um Maria's Hand geworben, die minder glücklich waren, als Ihr, und Euch darum vielleicht beneiden.

Der Jüngling antwortete mit einem Lächeln, das eine Ablehnung des empfangenen Rathes voraussetzen ließ.

„Es ist schwierig, Herr, im Beisein derjenigen, welche der Gegenstand unserer Huldigung sein muß, von dergleichen Dingen zu reden. Laßt mich, ich bitte Euch, ganz frei darüber entscheiden, wie ich die Pflicht der Höflichkeit, wozu ich der Jungfrau gegenüber gehalten bin, nach Gebühr erfüllen kann.

„Aber mit Eurer Erlaubniß, Signore," rief der alte Edelmann halb zornig aus, „es gereicht Euch nicht zur Ehre, wenn Ihr den Rath eines erfahrnen Mannes zurückweiset, um einer bedeutungslosen Laune zu willfahren. Vermessenheit ist eher Unverstand, als Muth."

„Vater, Vater, ereifre Dich nicht," flehte Maria, „Signor Geronimo läuft keine Gefahr."

„Unsinniges Vertrauen," fiel der Greis ein; „was für ein Recht hat der Junker, um sich mehr als andere über Gefahr und Unglück erhaben zu wähnen? Daß Geronimo so vermessen auftritt, ist vielleicht verzeihlich; aber Du, Maria, verdienst sicherlich strengen Tadel, daß Du Deinen Freund in seinem gefährlichen Wahn noch zu bestärken wagst."

Die Jungfrau beugte das Haupt unter dem Verweise ihres Vaters und flüsterte zur Entschuldigung:

„Geronimo hat ein Heiligthum, einen Talisman, Vater."

Diese Enthüllung schien den Junker in Verlegenheit zu setzen; denn er warf einen traurigen Blick in Maria's Augen.

Diese sagte bittend zu ihm:

„Kommt, Geronimo, seid nicht böse: zeigt meinem Vater den Talisman; dann wird er einsehen, warum Ihr das Unglück nicht fürchtet."

Der Jüngling merkte wohl, daß es unmöglich war, mit einer Weigerung auf Maria's Bitte zu antworten. Er steckte also die Hand auf die Brust in sein Wamms, zog ein Ding heraus, das an einer feinen stählernen Kette hing und trat dicht auf Herrn Van de Werve zu, um es ihm in die Hand zu geben.

Es war ein kreisrundes Plättchen von grünlichem Kupfer, worauf allerlei unbekannte Buchstaben und Zeichen standen. Ein Kreuz zwischen zwei gekrümmten Schwerdtern und darunter ein Halbmond nahmen den Raum innerhalb des Kreises ein. An dem Fuß des Kreuzes und so über dem Halbmond war ein grauer Stein auf rohe Art eingesetzt. Der ganze Gegenstand war grob und schwer.

Mit Verwunderung betrachtete Herr Van de Werve eine Zeit lang das seltsame Zeichen, drehte und wendete es um, als suchte er über die Bedeutung der Buchstaben Etwas herauszubringen.

„Talisman?" murmelte er. „Seht da die beiden krummen Schwerdter, den Halbmond und die fremden Schriftzeichen. Es ist ein mahomedanisches Amulet; vielleicht gar eine Lästerung gegen unsere heilige Religion."

„Nein, Herr, mit Eurer Erlaubniß, darüber

täuscht Ihr Euch ohne Zweifel," erwiderte Geronimo. Steht nicht das Zeichen des Kreuzes in dem Ring über dem Halbmond, und soll das nicht eher bedeuten, daß der Glaube an Christum über die Lehre Muhameds den Sieg davon getragen hat?"

„Aber warum nennt Ihr es ein Heiligthum?"

„Maria nennt es so; ich nicht. Es ist ein amuleto, Herr; und hat es wirklich einige Kraft, so wird der Grund davon in dem grauen Steine liegen, den Ihr da unter dem Kreuze bemerket. Dieser Stein ist ein Draconites', im Mohrenlande mit Lebensgefahr aus dem Kopfe eines Drachen gewonnen."

Ein halb spöttisches Lächeln trat auf das Angesicht des alten Ritters, während er stillschweigend den Ring anschaute. Nach einem Augenblick sagte er:

„Mich dünkt, Signor Geronimo, ich habe im Plinius von dem Drakonites und seinen ungewöhnlichen Eigenschaften gelesen; aber ich erinnere mich zugleich, daß der große Naturforscher zu sagen vergißt, welches die eigentlichen Kräfte des Drachensteines sind ... So, so, Signore, Ihr vertraut auf diesen Gegenstand und meint, er vermöge Euch gegen die Mörderdolche zu schützen? Die Südländer haben eine sonderbare Gottesfurcht; in ihrem Aberglauben verwechseln sie, was heilig ist, mit Dingen, die ihre Kraft, wenn sie wirklich einige Kraft besäßen, den Beschwörungen der Zauberer zu danken haben müßten!

Mit einer leichten Schaamröthe auf den Wangen antwortete der junge Edelmann:

„Ihr irrt Euch, Herr — wenigstens was mich

anbelangt. Ich könnte Euch zu meiner Rechtfertigung sagen, daß dieses Amulet einem Pilger zugehört hat und in der Charfreitagnacht zu Jerusalem auf dem Grabe des Heilandes gelegen ist; aber es wird ehrlicher sein, wenn ich Euch erkläre, daß ich nicht der Meinung bin, der Ring besitze an sich einige Kräfte, um mich vor Gefahr zu behüten... Und nichts desto weniger trage ich dieses Zeichen an mir, mit dem festen und unverrücklichen Glauben, daß es mich zur Zeit der Noth gegen Mißgeschick und Unglück beschirmen wird."

„Es stammt vielleicht von Euren verstorbenen Eltern her?" fragte Van de Werve, von des Jünglings seltsamer Erklärung betroffen.

„Nein, Herr," antwortete Geronimo, „das Amulet ist mir eine theure Erinnerung, daß mich Gott einmal in meinem Leben eine schöne That vollbringen ließ. Wohlan, so will ich Euch erklären, wie das Amulet in meine Hände kam und warum ich glaube, daß es mich beschirmen kann, aber es ist eine lange Geschichte."

„Es wird mir um so angenehmer sein, wenn es Euch beliebte, meine Neugierde zu befriedigen," erwiderte der alte Ritter.

„Ihr wißt, Herr," begann er, „daß ich vor fünf Jahren, da ich zum ersten Mal von Lucca nach Antwerpen zu reisen gedachte, von algierischen Seeräubern gefangen genommen und als Sclave nach der Berberei gebracht wurde. Man verkaufte mich an einen maurischen Herrn, der mich auf dem Felde arbeiten ließ, bis mein Oheim das Lösegeld senden würde, das man für meine Freilassung forderte.

Auf demselben Acker, wo ich ganze Tage, ohne viel Zwang, zu arbeiten hatte, sah ich eine alte blinde Frau an eine Art kleinen Pfluges spannen und gleich einem Maulesel mit Stockschlägen vorwärts treiben. Sie war eine Christensclavin, der man aus lauter Grausamkeit die Augen ausgestochen hatte. Ich erfuhr von ihr, daß sie in Italien geboren war, und zwar in einem Dorfe unweit Porto-Fino, einem Hafen in der Nähe von Genua. Sie hatte keine Blutsverwandten, welche ein Lösegeld für sie bezahlen konnten, und deßhalb hatte man sie wie ein Zugthier an den Pflug gespannt, bis der Tod sie erlösen würde. Das schreckliche Loos dieser unglücklichen blinden Sclavin flößte mir so tiefes Mitleid ein, daß ich Thränen der Wuth und des Herzeleides vergoß, wenn ich aus der Ferne hören mußte, wie der Stock des Sclaventreibers ihr ein Schmerzensgeschrei entriß. Einmal sogar, als die heidnischen Henker die arme Frau auf den Boden geworfen hatten und sie grausam mißhandelten, wurde meine Entrüstung so heftig, daß ich mit Gewalt sie zu schützen wagte. Hätte nicht mein maurischer Herr ein ansehnliches Lösegeld für meine Freilassung erwartet, mir wäre sicherlich der bitterste Tod zur Strafe für meine Keckheit geworden. Nach einigen Tagen Gefängniß und roher Behandlung sandte man mich auf den Acker zurück, um wie vorher zu arbeiten. Der Zustand der blinden Sclavin hatte sich nicht geändert; gleich unmenschlich wurde sie mit Stockschlägen überhäuft. Mich jammerte ihr Loos unsäglich; doch mehr noch meine Unmacht, diese Frau, die mir doch durch Christum und durch unser ge-

meinsames Unglück eine Schwester war, gegen die gottlosen Heiden zu vertheidigen. Da ich nutzlose Gewalt nicht mehr anzuwenden wagte, suchte ich durch andere Mittel ihr Loos zu erleichtern. Während der wenigen Stunden, die uns oder vielmehr den Sclaventreibern zur Ruhe vergönnt wurden, ja jedesmal, wenn ich es, ohne gesehen zu werden, thun konnte, eilte ich zu der blinden Frau und theilte meine bessere Nahrung mit ihr; ich suchte sie mit der Hoffnung zu trösten, daß Gott sie nicht in diesen schrecklichen Ketten sterben lassen würde; ich sagte ihr, wenn ich frei würde und wieder nach Italien käme, würde ich Alles anwenden, um ihre Freilassung zu bewirken, und müßte ich selbst darüber einige Jahre aller Lust entsagen, um ihr Lösegeld zusammenzubringen; ich sprach mit ihr von unserem Vaterland, von des Herrn Güte und von ihrer wahrscheinlichen Erlösung. Die alte Blinde küßte mir die Hände und nannte mich einen Engel, ihr von Gott zugesandt, um die Finsterniß ihres Lebens durch die milden Strahlen des Trostes und Mitleids zu erhellen. Ich blieb nur noch einige Monate bei ihr in der Sclaverei. Mein Oheim, dem man auf meine Anweisung von meiner Gefangennehmung und von dem geforderten Lösegeld berichtet hatte, sandte eine bewaffnete Galeere nach Algier, um mich abzuholen. Mit dem Betrag für den Preis meiner Freiheit ließ er mir zugleich die nöthigen Mittel zur Hand stellen, um aus der Berberei einige kostbare Waaren nach Italien zu bringen. Als ich von der blinden Frau mich verabschieden wollte, wurde ich von dem Anblick ihres Schmerzes so tief betroffen,

daß in mir der Gedanke auftauchte, ihre Freiheit zu erkaufen. Allerdings mußte ich dazu ein gut Theil des Geldes verwenden, welches mein Oheim mir zum Ankauf von Waaren zugesandt hatte; allerdings zitterte ich zum Voraus bei der Ueberzeugung, daß er, der in Handelssachen die Ordnungsmäßigkeit als unumstößliche Regel geachtet wissen wollte, seinen Zorn mir aufbürden würde, aber gleichwohl siegte das Herz, die christliche Liebe in mir. Auf Nichts, als mein Mitleid hörend, erkaufte ich der unglücklichen Blinden die Freiheit und machte sie mit eigener Hand vom Pfluge los... Ach, es war die seligste Stunde meines Lebens!"

Maria und ihr Vater waren beide von der Erzählung des Junkers tief ergriffen; jedes von ihnen hatte eine seiner Hände gefaßt.

„O, Geronimo," rief Maria, „dafür segne Euch der liebe Gott, daß Ihr gegen die arme Christensclavin so barmherzig waret."

„In der That, Ihr habt wohl, sehr wohl daran gethan," sprach Herr Van de Werve. „Ich fühle, Geronimo, daß ich Euch um Eures Edelmuths willen gegen die unglückliche Blinde noch höher achte und mehr liebe.... Sie war gewiß über die unerwartete Erlösung außerordentlich erfreut?"

„Das könnt Ihr Euch leicht vorstellen," antwortete der Junker. „Als ich ihr sagte, sie sei frei und dürfe mit mir nach dem ersehnten Vaterland zurückkehren, wurde sie beinahe wahnsinnig vor Freude; sie fiel zur Erde und pries den Herrn mit aufgehobenen Händen; sie schlang die Arme um meine Kniee und benetzte meine Füße mit ihren Thränen. Nicht

wissend, wie sie mir ihre Dankbarkeit bezeugen sollte, zog sie das seltsame Amulet aus dem Busen und beschwor mich, es mir übergebend, es alle Zeit zu tragen. Sie erklärte mir dann, es besitze die Kraft, denjenigen, welcher es besitze, zu schirmen und zu retten, wenn alle menschliche Hülfe geraubt oder machtlos geworden wäre. Den Ursprung des Amulets anlangend, wußte sie Nichts weiter zu sagen, als daß einer ihrer Vorfahren, der zur Buße eines unfreiwilligen Mordes nach dem heiligen Lande gewallfahrtet war, dasselbe von Jerusalem mitgebracht hatte und es seitdem als ein kostbares Heiligthum von Eltern auf Kinder in ihrem Stamme vererbt worden war. Sie zweifelte nicht im Mindesten an dessen Kräften und erzählte mir wunderbare Dinge, um ihren Glauben daran zu rechtfertigen. Ja, sie war überzeugt, das Amulet allein habe ihr meinen Schutz verschafft und es ihr nunmehr möglich gemacht, so unverhofft wieder nach Italien zurückzukehren..."

„Ihr habt sie wirklich mit Euch genommen? lebt die arme Blinde noch?" fiel Maria ein.

„Ich habe sie im Angesicht von Italien an Bord eines Küstenfahrzeugs, das nach Porto-Fino segelte, gebracht, ihr noch eine kleine Summe Geldes übergeben und sie der Vorsorge des Schiffers anempfohlen. Nun lebt die arme Theresa Mostajo — dieß ist ihr Name — ohne Zweifel zufrieden in ihrem Geburtsort und bittet Gott für mich..... Darum allein denke ich, daß das Amulet eine Kraft hat; darum glaube ich an den Schutz dieses Zeichens, weil es durch eine That christlicher Liebe und durch das dankbare Gebet der armen Blinden, die um des Namens

Christi willen von den Heiden gemartert wurde, geheiligt ist."

Der alte Ritter schwieg eine Weile still, wie in Nachdenken versunken. Dann sagte er, von Neuem die Hand des Jünglings drückend:

„Ich kannte Euch noch nicht, Geronimo. Ha, ich wünschte, daß es mir möglich würde, Euch zu zeigen, wie sehr dieser Beweis Eures menschenfreundlichen Herzens Euch in meinen Augen ehrt und erhebt; aber wiewohl Euer Glaube an die Kraft des Amulets auf einem lobenswerthen Gefühl beruht, so würde ich doch an Eurer Stelle mich nicht allzusehr darauf verlassen. Ihr wißt, wie es im Sprüchwort heißt: Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott."

„Fürchtet deßhalb von meiner Seite keinen blinden Uebermuth, Herr Van de Werve; ich weiß, daß der Blick der Augen und die Spitze des Degens gute Schildwachen sein müssen. Wenn ich in der Finsterniß über die Straße gehe, nehme ich allezeit gute Begleitung mit und meine Hand läßt von dem Griff der Waffe nicht ab. Seid also von dieser Seite beruhigt, Herr, und laßt mich gegen diejenige, welcher ich Ehre und Huldigung schuldig bin, meine Pflicht nach Gebühr erfüllen."

In diesem Augenblick machte ein schwerer Glockenton die gemalten Fensterscheiben erzittern. Die junge Maria wurde dadurch plötzlich auf andere Gedanken gebracht.

„Da schlägt es bereits zehn Uhr auf St. Jakob!" sagte sie. „Wenn mein Herr Vater mit mir nach dem Kai spazieren wollte, um zu sehen, ob noch keine Schiffe heraufkommen, würde er mich sehr erfreuen."

„Um wie viel Uhr wird die Fluth eintreten?“ fragte ihr Vater Geronimo.

„Um Mittag haben wir Hochwasser, Herr,“ antwortete der Junker.

„Aber was sollen wir so früh an dem Kai thun?“ bemerkte der alte Edelmann. „Es können noch viele Tage vergehen, ehe Il Salvatore in der Schelde erscheint. Fürchte doch nicht, Maria, Signor Deodati werde uns durch seine Ankunft überraschen können. Don Pezoa, der Factor des Königs von Portugal, hat Auftrag gegeben, an mich zu berichten, sobald die Galeere, welche wir erwarten, auf dem Strom erkannt würde. Auf den Mittag . . .“

Er wurde durch die Ankunft eines Dieners unterbrochen, welcher meldete, daß Ritter Jan Van Schoonhoven, der Landvogt*), ihn zu sprechen begehrte und in dem Vorsaal warte.

Geronimo machte eine Bewegung, als wollte er sich verabschieden und fortgehen; aber Herr Van de Werve sprach mit freundlichem Ton zu ihm:

„Bleibt, Signore; ich werde Petronella, Maria's Kammerfrau senden, ihr Gesellschaft zu leisten; vielleicht hält die Unterredung mit Herrn Van Schoonhoven mich nicht lang auf. Dann wollen wir nach dem Kai gehen und so mindestens das schöne Wetter genießen. Bleibt, bleibt, ich bitte Euch.“

---

*) Der Landvogt (Schout) war Stellvertreter der Fürsten zur Bestrafung von Missethaten. Er allein und seine Diener durften Missethäter greifen und verhaften, außer im Fall der Ertappung auf frischer That. Man naunte diesen hohen Beamten auch Markgrafen, weil der Markgraf vom Lande Ryen von Rechtswegen Vogt der Stadt Antwerpen war. S. „Alte Costüme von Antwerpen“ Tit. II. und XIII.

Kaum hatte er den Saal verlassen, als eine alte Dienerin hereintrat und sich auf einen Stuhl in der Ecke neben der Thüre setzte. Sie zog einen Rosenkranz aus der Tasche und that, als ob sie in der Stille sich mit Beten beschäftige. Dieses Thun mußte etwas Gewöhnliches sein, denn weder das Mädchen, noch der Jüngling achteten im Geringsten auf die Kammerfrau.

Maria trat näher zu ihrem Geliebten und sagte zu ihm mit freudigem Ton:

„Seid heiter, Geronimo! Mein Vater hat mir soeben noch versprochen, daß er Eurem Oheim keine allzuschweren Bedingungen stellen werde.“

„Er soll für seine Güte bedankt sein,“ antwortete der Junker mit trauriger Stimme.

„Aber was habt Ihr?“ fragte Maria, über seine Kälte bekümmert. „Ich bemerkte schon bei Eurem Eintritt, daß Euch Betrübniß oder Angst auf dem Herzen liege. Seid guten Muthes, die Galeere Il Salvatore kann heute noch die Schelde heraufgefahren kommen.“

„Gebe Gott, daß sie niemals käme!“ antwortete Geronimo.

„Fürchtet Ihr denn die Ankunft Eures Oheims?“ rief die Jungfrau erschrocken.

„Sprecht nicht so laut, Maria; Eure Kammerfrau möchte sonst hören, was ich Euch zu sagen habe. Ja, ich fürchte die Ankunft meines Oheims seit gestern Abend. Als eine Gunst des Himmels habe ich um diese Ankunft gebetet und gefleht; aber jetzt, Maria, macht sie mich erzittern.“

„Habt Ihr denn Bericht von ihm? Eine ungünstige Botschaft?“

„Ach, Geliebte, in dem Augenblick, da Alles mir zulächelte, da ich bereits in allen meinen Gebeten Gott für das höchste Glück dankte, zieht sich ein drohendes Unwetter über meinem Haupte zusammen. Mich dünkt, ich höre bereits die Stimme meines Oheims den grausamen Spruch fällen, der mich zu ewiger Trauer verurtheilt ...“

Das Mädchen erbleichte vor Angst, während sie ihm fragend in die Augen blickte.

„Gute Maria,“ flüsterte der Junker, „es ist ein Geheimniß, das ich Euch nur zur Hälfte erklären kann, und vielleicht aus Pflichtgefühl ganz verschweigen sollte. Es sind nun vier Wochen, daß ein hochgeachteter Kaufmann, der durch einen seltsamen Zufall wegen baaren Geldes in Verlegenheit gerathen war, mit der Bitte zu mir kam, ihm zehntausend Kronen zu leihen. Erfüllte ich sein Ansuchen nicht, so war es um den Ruf seines Handelshauses für alle Zeit geschehen. Sein Name schien mir eine sichere Bürgschaft für mehr denn zehnmal so viel, als er verlangte. Auf alle Fälle — während ich vor dem Gedanken zurückbebte, daß ich den Befehlen meines Oheims auf erschwerende Weise zuwider handelte — konnte ich doch nicht umhin, ihm das Anlehen, um welches er mich bat, zu gewähren. Warum, dieß kann ich Euch nicht sagen. Ich lieh ihm also die zehntausend Kronen. Er gab mir eine Schuldverschreibung, worin ausdrücklich versprochen wurde, daß er mir das empfangene Geld nach einem Monat zurückzahlen werde. Gestern war der Verfalltag;

mein Schuldner bat mich um eine Frist bis heute Morgen. Vor anderthalb Stunden begegnete ich ihm: er sagte mir, daß er das nöthige Geld noch nicht habe auftreiben können!"

„Aber, wenn Euer Schuldner reich und mächtig ist, wie Ihr sagt, so habt Ihr doch Nichts zu befürchten. Heute noch, morgen vielleicht, wird er Euch Genüge leisten," bemerkte die Jungfrau mit schlecht verhehlter Angst.

„Ich weiß es nicht, Maria, ob mich die Furcht betrügt; aber ich glaube entdeckt zu haben, daß mein Schuldner in sehr schlechte Umstände gerathen ist. Auf seine dringende Bitte habe ich dieses Anlehen nicht in meinem Tagebuch aufgezeichnet, um die Kenntniß davon selbst meiner Dienerschaft vorzuenthalten; aber doch fehlt der Betrag davon in meiner Kasse. O, Geliebte, mein Oheim hat in Handelsgeschäften ein Alles durchdringendes Adlerauge; er wird ebenso rasch entdecken, daß es hier an zehntausend Kronen fehlt — und zwar in Folge des Anlehens fehlt, Etwas, das er mir seit meiner Kindheit abgerathen und erst noch kürzlich auf's Strengste verboten hat! Mein Oheim ist so gut gegen mich, wie ein Vater; aber dieser Ungehorsam genügt, um mich für immer seiner Gunst zu berauben . . . Ich fürchte ein Unglück, Maria!"

„Ach, warum seid Ihr auch so unvorsichtig gewesen, Geronimo? Ihr hättet ein so beträchtliches Anlehen verweigern sollen."

„Ich konnte es nicht verweigern, durchaus nicht, Geliebte!"

„Ihr besitzt doch eine Schuldverschreibung und

ein Zahlungsversprechen. Belangt den Kaufmann vor dem Gericht; hier in Antwerpen wird Jedermann gut und schnell sein Recht gethan."

„Unmöglich!" seufzte der Junker; „mein Schuldner ist ein Mann, gegen den ich die größten Verpflichtungen habe; eine Klage von meiner Seite würde seinen unheilbaren Fall herbeiführen. Laßt uns lieber hoffen, Maria, daß er noch bei Zeiten Geld auftreibe, um mir die zehntausend Kronen zu bezahlen. Er versprach mir, noch diesen Morgen, darnach zu trachten, sie mir in Wechseln auf Spanien zur Hand zu stellen."

„Aber von wem sprecht Ihr doch?" fragte Maria, „Eure Worte sind so geheimnißvoll."

„Seinen Namen darf ich nicht aussprechen, Geliebte. Laßt meine Zurückhaltung Euch nicht kränken; es herrscht zwischen Kaufleuten ein Gesetz des Geheimnisses, das man nicht verletzen darf."

Maria schien sich gelassen diesem Gesetze zu unterwerfen; doch beugte sie das Haupt und schaute traurig und entmuthigt zu Boden.

Sei es, daß der Erguß seines Kummers in das Herz der Geliebten dem Jüngling Stärke verliehen hatte, oder daß er beim Anblick ihres Schmerzes eine solche nur scheinbar annahm, er sagte in munterem Ton:

„Kommt, Geliebte, laßt die Furcht uns nicht überwältigen. Ich übertreibe wahrscheinlich die Gefahr. Mein Schuldner ist ein Mann, dessen Handelshaus bis jetzt keinem andern an Ansehen und Reichthum zu weichen brauchte. In einigen Tagen, was sage ich, heute oder morgen vielleicht wird er

mich befriedigen. Kommt mein Oheim vor der Rückzahlung an, so werde ich die Uebergabe der Rechnungsbücher aufzuschieben suchen."

Er faßte die Hand des halb getrösteten Mädchens und sprach mit froher Begeisterung in der Stimme:

„O, Maria, meine Geliebte, möchte der Himmel einmal den Wunsch unserer Herzen begünstigen! Möchte der Segen des Priesters unsere Ehe heiligen! Wir würden die ersten Monate des glücklichsten Lebens in Italien zubringen .... in Italien, diesem Paradies der Erde, über welches Gott alle Schätze der Natur, und der Mensch alle Schätze der Kunst ausgestreut hat! ...."

Die Stimme des Herrn Van de Werve ertönte auf dem Gang; man hörte deutlich, daß er den Dienstboten eilige Befehle gab.

„Maria, da kommt Euer Vater," sagte Geronimo; „o, ich bitte Euch, laßt kein Wort von dem, was ich Euch sagte, Euren Lippen entschlüpfen. Haltet mein Geheimniß verborgen, selbst vor Eurem Herrn Vater. Bedenkt, daß das geringste Wort davon den Fall eines ehrlichen Kaufmanns zur Folge haben kann!"

„Schnell, Geronimo! — Hänge Deinen Mantel um, Maria!" rief Van de Werve, in den Saal tretend. „Signore Deodati kommt! Il Salvatore ist in Sicht! Don Pezoa sendet mir eben Botschaft und läßt mir sagen, seine Gondel und seine Ruderknechte stehen am großen Krahnen uns zu Diensten. Es ist schönes und stilles Wetter: wir wollen Il Salvatore entgegenfahren."

Maria sprang, als ließe die unerwartete Botschaft sie vergessen, was ihr Geronimo gesagt hatte, jubelnd zur Seite und hing sich den Mantel um, ehe die Kammerfrau sich ihr genähert hatte. Geronimo schien gleichfalls von Freude bewegt und ergriff seinen Hut, um ohne Zeitverlust seinem Oheim entgegen zu gehen.

In wenigen Augenblicken waren alle bereit; ungeduldig warteten sie noch einige Augenblicke auf dem Vorplatz, bis die Pferde an die Kutsche gespannt waren. Dann wurde das große Thor gegen die Straße aufgerissen, und der Wagen verließ Van de Werve's Hof.

## II.

An diesem Tage bot die Schelde vor Antwerpen ein anregendes Schauspiel dar. Von den zahlreichen Schiffen, welche der Ostwind seit drei Wochen in der Nordsee zurückgehalten hatte, waren bereits einige vor der Stadt angelangt; mehrere andere zeigten ihre ausgespannten Segel hinter der Ecke des flämischen Dyk, während den Strom hinab, in unbestimmter Ferne, hundert Masten aus der Fluth aufzutauchen schienen, um die Ankunft einer ganzen Flotte zu verkündigen.

Die Matrosen der angekommenen Schiffe arbeiteten mit riesenmäßiger Kraftanstrengung, um die Anker zu lichten und ihren Kiel nächst der Stadt zu halten und einen günstigen Platz an dem Kai

einzunehmen. Es war ein Wettstreit zwischen allen, so heiß und so mächtig zugleich, daß der starke Rumpf der schwerbelasteten Seeschiffe unter der Gewalt der ausgespannten Kabel zu zittern schien. Von jedem Schiff stieg Gesang zum Himmel, wild und rauh, wie der kreischende Ton der Kabelwinde, aber fröhlich und aufregend, wie das Triumphgeschrei eines siegreichen Heeres. Diese Lieder, in allen Sprachen der Handelswelt der stark gewölbten Brust der Seeleute entströmend, brausten mit unsäglichem Jubel über Stadt und Fluß hin.

Nur die Stimme der Kapitäne, aus dem Sprachrohr schallend, vermochte es, den wirren Lärm zu durchbrechen; und wenn eine portugiesische Gallione aus Ostindien sich vor der Stadt zeigte, übertönte der donnernde Knall einer Kanonensalve all dieses disharmonische Geräusch.

Die Sonne beleuchtete in voller Pracht dieses wimmelnde Schauspiel menschlicher Thätigkeit und liebkoste, so zu sagen, mit ihren warmen Strahlen die gefurchte Fläche des breiten Flusses.

Hundert Flaggen und Wimpel von allerlei Farbe und Gestalt flatterten in der Luft; ein Schwarm von Gondeln und Schaluppen durchkreuzte die Fluth; aus allen Ecken, von allen Fahrzeugen, über alle Kai's stiegen fröhliche Rufe mitten unter dem die Arbeit begleitenden Gesang zum Himmel. Selbst die oberrheinischen Fuhrleute, welche mit ihren mächtigen Hessenwägen an dem Schloßkirchhof versammelt waren, um Specereien nach Cöln in Ladung zu nehmen, konnten sich des Einflusses von dem schönen Maiwetter und der allgemeinen Begeisterung nicht

erwehren; sie vereinigten sich an dem Werfthor und stimmten in ihrer deutschen Sprache einen Gesang an, so harmonisch, so weich und doch so männlich, daß er die umstehenden Arbeiter entzückte und aller Lärm aufhörte, so weit dessen Klänge reichten.

In diesem Augenblick kam ein Herrenwagen durch das Werfthor gefahren und hielt in der Nachbarschaft der deutschen Fuhrleute still, gerade in dem Augenblick, als der letzte Ton ihres Liedes mit den Liedern der arbeitenden Matrosen verschmolz.

Ein Jüngling, und nach ihm ein alter Herr und ein reich gekleidetes Fräulein stiegen aus der Kutsche.

Alle Umstehenden, sowohl Kaufleute als Arbeiter, zogen sich ehrerbietig bei Seite, während sie mit tiefer Verbeugung den Namen des Herrn Van de Werve aussprachen und zugleich mit Bewunderung seine schöne Tochter anstarrten.

Einige Italiener von geringerem Stande murmelten selbst laut genug, um von Maria gehört zu werden:

„Ecco la bionda maraviglia!“

Aber Herr Van de Werve gebot seinen Dienern, mit dem Fuhrwerk innerhalb des Werftthores auf ihn zu warten, und ging dann grüßend nach dem Ufer des Flusses, von wo die portugiesische Faktoreiflagge sammt den in die Höhe gerichteten Rudern ihm den Ort andeutete, wo die Gondel von Lopez de Galle für ihn bereit lag.

Ueber die Planke, welche als Brücke von der Treppe des Kai's an Bord der Gondel ging, wurde ein kleiner Teppich geworfen. Maria, ihr Vater und Geronimo stiegen in das Fahrzeug; die sechs Ruder

tauchten zugleich in das Wasser, und die kräftigen Arme der portugiesischen Matrosen begannen mit angestrengter Kraft die Wasserfläche zu durchschneiden. Schnell, wie ein Fisch, leicht, wie ein Schwan, schoß die Gondel über die ruhige Schelde dahin und lavirte und drehte, bis sie endlich zwischen den Seeschiffen angelangt war und nun den Strom hinab eine offene Bahn vor sich hatte. Dann verdoppelten die Matrosen die Kraft ihrer Arme, als wollten sie dem schönen Fräulein zeigen, was sie in ihrem Beruf zu thun vermochten. Die Gondel, der Gewalt der Ruderer gehorchend, sprang gleichsam bei jedem Schlag der sechs Ruder mit ihrer Spitze gegen das Wasser auf und schaukelte lieblich auf den kleinen Wellen, die sie selbst durch ihre schnelle Bewegung aufregte.

In dem Fahrzeug herrschte eine vollkommene Stille: die Matrosen hielten mit schüchterner Bewunderung ihre Augen auf das bezaubernde Antlitz der flämischen Jungfrau gerichtet; Maria schlug den Blick zu Boden und träumte davon, daß Geronimo's Oheim unfehlbar zu ihrem Glück seine Zustimmung geben werde; der Junker war in Gedanken versunken und schwankte zwischen Freude, Hoffnung und Furcht. Van de Werve schaute nach der Stadt und schien an dem prächtigen Anblick sich zu erfreuen, den Antwerpen bot, wenn man es aus der Ferne, als ein zweites Venedig, seine Thürme und Gebäude am Rande seines schönen Flusses erheben sah.

Bald drehte die Gondel um die Flämische Ecke; und da sie, um in der Gegenfluth zu bleiben, ihre Bahn dicht neben dem Damm verfolgte, glitt sie

wie ein Pfeil an dem wogenden Schilf der Stützbalken vorüber.

Plötzlich sprang Geronimo auf und rief, indem er mit dem Finger in die Ferne deutete, jubelnd aus:

„Ah! Il Salvatore! Dort!"

Maria folgte seiner Bewegung und fragte, während sie ihr Auge in die Ferne zwischen den ankommenden Seeschiffen gerichtet hielt:

„Wo? Das Schiff mit dem rothen Kreuz auf seiner Flagge?"

„Nein, Maria; dort, weit hinter dem großen Kriegsschiff das andere Schiff mit drei Masten und auf seiner Flagge einem Bild! Es ist das Bild des Erlösers: Il Salvatore!"

Während die Gondel ihre schnelle Fahrt ohne Unterbrechung fortsetzte, hielten Alle die Augen nach der Galeere gerichtet, um, wenn es möglich wäre, die Personen zu unterscheiden, die auf ihrem Deck sich bewegten.

Plötzlich hob Geronimo freudig die Hände empor und rief:

„Gesegnet sei Gott, ich sehe meinen guten Oheim!"

Dieser Ausruf bewog Herr Van de Werve gleichfalls, in der Gondel sich aufzurichten.

„Ihr gewahrt Euren Oheim?" fragte er ganz neugierig.

Mit fröhlicher Eile in der Stimme sagte der Junker:

„Seht Ihr nicht auf dem Vorderkastell von Il Salvatore fünf oder sechs Passagiere in bunter Kleidung und mit einer Feder auf dem Hute? Und in

ihrer Mitte einen Mann von hoher Gestalt, ganz in einen braunen Mantel gehüllt? Mit langen grauen Haaren, die an seinen Schläfen glänzen, und einem silberweißen Bart, der gleich einer Schneeflocke über sein dunkleres Gewand ausläuft? Das ist Signor Deodati, mein alter Oheim!"

„O, was für ein schöner Greis!" rief Maria verwundert aus.

„In der That," murmelte Van de Werve; „so weit ich aus der Ferne unterscheiden kann, hat Euer Oheim ein sehr stattliches Aussehen."

„Mein Oheim ist ein Mann, der Ehrerbietung einflößt, wo er erscheint," sprach der Jüngling mit Begeisterung. „Seine fünfundsechzig Jahre glänzen auf seiner Stirne wie der Stern der Weisheit; er ist gelehrt, besonnen, liebreich, edelmüthig . . ."

Und seinen Hut in der Luft schwenkend, jubelte er:

„Ah, da hat er uns erkannt! Seht, er grüßt uns mit der Hand. Sein sanftes Lächeln strahlt mir entgegen . . . Wie klopft mir das Herz! Nach vier Jahren sehen meine Augen ihn wieder! Dank, Dank, o Herr, daß Du ihn beschirmt hast!"

So innig war des Jünglings Freude, daß Maria und ihr Vater von Mitgefühl ergriffen wurden.

„Es ehrt Euch, Geronimo," sprach der Letztere, „daß Ihr Euren alten Oheim so sehr liebt. Gott ist den Dankbaren günstig; — so möge er Euch heute geben, wornach Euer Herz begehrt . . . ."

Aber der Jüngling hörte die ermuthigenden Worte nicht; auf der Gondelbank aufrecht stehend, schwenkte er die Hände und suchte in seiner Ungeduld durch Zeichen seinem Oheim begreiflich zu machen, welche

selige Freude ihm sein glückliches Wiedersehen verursachte.

So näherte man sich der Galeere, die in Folge einer anhaltenden Kühlte und der wachsenden Fluth langsam auf der Schelde angetrieben kam.

Die Gondel drehte und lag in Kurzem an der Seite des großen Schiffes.

Ehe noch die Falltreppe herabgelassen wurde, klammerte sich Geronimo an dem Rumpf der Galeere an und erfaßte das Takelwerk. Unter dem Angstgeschrei der erschrockenen Maria sprang er auf das Deck und stürzte in die Arme seines alten Oheims.

Herr Van de Werve erstieg die Leiter mit mehr Vorsicht. Er näherte sich gleichfalls Signor Deodati und wechselte mit ihm einen höflichen Gruß.

Maria war in der Gondel geblieben. Sie sah, wie Geronimo seine Umarmung wiederholte, und bemerkte mit Freuden, daß in des Greises Augen Thränen glücklicher Rührung blinkten. Noch größeres Vergnügen machte es ihr, zu sehen, wie freundlich ihr Vater und Geronimo's Oheim mit einander sprachen und lächelnd die herzlichsten Händedrücke wechselten, als wären sie schon lang gute Freunde gewesen.

Nach einer Weile trat Signor Deodati an den Bord der Galeere und stieg mit Herrn Van de Werve und Geronimo in die Gondel, um nach der Stadt zu fahren.

„Hier meine Tochter," sagte der flämische Ritter, indem er ihr den fremden Edelmann vorstellte.

Der Greis schaute, wie von Verwunderung betroffen, sprachlos das bezaubernde Mädchenbild an,

das vor ihm stand; nur eine wiederholte Verbeugung war sein Gruß.

Maria's engelgleiches Angesicht erglänzte von einem milden Lächeln, das wie eine Bitte um Wohlwollen dem Greise in die Augen leuchtete; der Blick ihrer großen blauen Augen war so durchdringend, so ehrerbietig und so flehend, daß Signor Deodati, von frohem Erstaunen ganz bewegt, ihr die Hand reichte, während er für sich hin flüsterte:

„O, la graziosa Donzella!“ *)

Aber Maria, durch den herzlichen Händedruck ermuthigt und bewußtlos von einer geheimen Neigung angetrieben, streckte beide Hände gegen den Greis aus, der sich jetzt nicht länger zurückhielt und mit Freuden das Mädchen in seine Arme schloß.

Der Kuß, den sein alter Oheim auf Maria's weiße Stirne drückte, erregte Geronimo gewaltiges Herzklopfen, und er mußte den Kopf abwenden, um die beiden Thränen zu verbergen, welche seinen Augen entschlüpft waren.

„Iddio vi dia pace in nostra patria.“ Gott gebe Euch Frieden und Glück in unserm Vaterland, Signor Deodati," sagte Maria, die Hand des Greises fassend. „Kommt, seid freundlich gegen Eure Dienerin; sitzt da nieder auf diese Bank und laßt mich an Eurer Seite Platz nehmen; diese Gunst soll mich sehr erfreuen. Verwundert Euch nicht über meine Kühnheit; Geronimo hat mir so oft und so viel von Euch gesprochen, daß ich Euch lange schon ehre und liebe ... und doch, so ist es Sitte in unsern Niederlan-

---

*) O, die liebliche Jungfrau! A. d. U.

den: ein Fremdling, wo er sich zeigt, ist uns willkommen wie ein Bruder."

Signor Deodati hatte zu Maria's großer Freude sich auf den angewiesenen Platz neben ihr niedergelassen. Während die Gondel das Schiff verließ und mit dem Strom, schneller noch als zuvor, nach der Stadt hinschoß, sagte der Greis verwundert:

„Aber, Jungfrau, Ihr sprecht Italienisch, als wäret Ihr aus unserer Stadt Lukka selbst gebürtig. O wie zauberisch und wie süß klingt meine Muttersprache in Eurem Munde!"

„Da vorn sitzt mein Lehrmeister," antwortete Maria, auf Geronimo deutend.

„Nicht doch, Herr Oheim, sie täuscht Euch aus Bescheidenheit," rief der Jüngling. „Fräulein Van de Werve spricht auch Spanisch und Französisch; ja sie ist selbst im Lateinischen nicht ganz unerfahren."

„Sollte das Wahrheit sein?" fragte der alte Deodati, mit einem Lächeln des Zweifels auf seinem Angesicht.

„Nun, Signore, es ist in unserer Stadt Antwerpen nichts Außergewöhnliches," bemerkte Van de Werve. „Die meisten Edelfrauen und selbst die Töchter der Kaufleute reden zwei oder drei fremde Sprachen. Es ist für uns ebenso wohl eine Nothwendigkeit, als eine Lust; denn da die südlichen Völker unsere Muttersprache entweder nicht erlernen wollen oder nicht können, so müssen wir selbst uns mit ihrer Sprache vertraut machen."

Signor Deodati faßte, als ob ein plötzlicher Gedanke ihm in den Sinn käme, die Hand seines Nef-

sen, der vor ihm saß und liebevoll ihm in die Augen schaute.

„Geronimo,“ sprach er in ruhigem Ton, „ich bin mit Dir zufrieden. Noch so jung, hast Du hier zu Lande mein Handelshaus mit Klugheit geleitet; Du hast Dich betragen wie ein besonnener Mann; und um mir zu gefallen, hast Du selbst den Vergnügungen entsagt, welche für die Jugend verlockend sind. Ich weiß es. Als Stellvertreter Deines Vaters, habe ich selbst von Ferne ein wachsames Auge auf Dich gehabt, und es hat mir in meinen alten Tagen Freude gemacht, zu wissen, daß ich einen tugendsamen Ritter und klugen Kaufmann als meinen Nachfolger und Erben hinterlassen werde. Ich sehe, was Deine Augen mich fragen. Sei ruhig, mein Sohn; laß bei diesem glücklichen Wiedersehen eine süße Hoffnung Dein Herz erfüllen; ich bin von so weiter Ferne allein über die See gekommen, um, wenn es irgend möglich wäre, den Lohn für Deine Dankbarkeit zu gewähren.“

Sich erhebend, sagte er zu Maria:

„Liebe Jungfrau, es wäre mir äußerst angenehm, so, an Eurer Seite, eine lange Reise zu machen; doch Euer verführerischer Anblick, Euer herzlicher Willkomm, Etwas, das ich nicht aussprechen kann, das mich aber bezaubert, veranlaßt mich, einige stille Worte mit Eurem Vater zu wechseln. Erlaubt mir: Geronimo soll so lang meinen Platz neben Euch einnehmen.“

Nach diesen Worten sprach er eine Weile in der Stille mit Herrn Van de Werve. Beide traten

weiter zurück in der Gondel und setzten sich auf eine der hintersten Bänke nieder.

Zitternd vor Furcht, Hoffnung und freudiger Erwartung, suchten Maria und Geronimo aus dem Angesicht ihrer Eltern zu errathen und zu erforschen, was sie mit einander sprachen. Wohl sahen sie deren Lippen sich bewegen, doch von der flüsternden Unterredung konnten sie Nichts vernehmen, und das Angesicht der alten Herren blieb zuerst sehr ruhig und fast unbewegt. Allein dennoch schien das Gespräch wärmer zu werden; es schwebte Etwas wie ein bitteres Lächeln auf den Lippen von Maria's Vater, während Signor Deodati mit Ernst eine Berechnung an den Fingern machte. Die große Angelegenheit: der Brautschatz, das Erbgut wurde besprochen. Man verhandelte gegenseitig über eine Summe Geldes.

Geronimo erbleichte, als er seinen Oheim mißmuthig den Kopf schütteln sah; die Jungfrau bebte bei dem Anblick von Verdruß, der sich über ihres Vaters Gesicht verbreitete.

Sehr lang dauerte das stille Gespräch, ohne daß es scheinbar eine günstigere Wendung nahm; im Gegentheil, die beiden Greise hatten das Haupt gebeugt und blieben stumm, wie wenn sie miteinander unzufrieden wären.

Dann standen beide auf und setzten sich schweigend auf die Bank vor Maria und Geronimo nieder. Ihr Gesicht verrieth lebhaften Verdruß.

Der Jüngling befragte seinen Oheim mit Thränen der Betrübniß in seinem Blick; Maria sah in der Gondel zu Boden; aber das Wogen ihres Busens

verrieth, daß sie mit Gewalt gegen Entmuthigung und Schmerz kämpfte.

Eine Weile herrschte peinliche Stille in der Gondel. Van de Werve schaute mit Kummer auf seine Tochter, die von Schmerz niedergebeugt schien und den Blick noch nicht aufgeschlagen hatte; Signor Deodati war durch die Bitte um Gnade, welche ihm aus Geronimo's Augen so flehend entgegentrat, tief bewegt.

„Nun, Herr," sprach der alte Lucchese zu Van de Werve, „laßt uns Etwas thun, um die jungen Leute glücklich zu machen."

„O, ich will es wohl," antwortete der Ritter, „aber Ihr, Signore? Meine Tochter ist ein Sprößling von hochedelm Blute; sie muß in der Welt ihre Geburt behaupten können. Als Vater habe ich Pflichten zu erfüllen, die ich weder mißkennen noch versäumen darf."

„Mein armer Geronimo!" seufzte Signor Deodati mitleidig. „Du würdest mich der Grausamkeit beschuldigen, nicht wahr? Und die süße Jungfrau würde den hartherzigen Fremdling um seiner Gefühllosigkeit willen wohl hassen! Nein, darum bin ich in meinen alten Tagen nicht über die See gekommen."

Er besann sich noch einen Augenblick. Dann reichte er Van de Werve die Hand und sprach:

„Kommt, Herr Ritter, ich will mich nachgiebig zeigen. Ich nehme Eure Bedingungen ganz und unbeschränkt an. Eure Freundschaft allein begehre ich zum Lohn meiner Aufopferung . . . . Das Glück unserer Kinder ist also beschlossen und gesichert."

Van de Werve drückte herzlich die ihm gebotene Hand und sagte erfreut zu seiner Tochter:

„Maria, umarme nun frei den wackern Edelmann; er soll Dein Vater werden, mein Kind."

Aufspringend flog Maria an den Hals des Greises; ein Freudenschrei brach aus Geronimo's Brust; und selbst die rudernden Matrosen, wiewohl sie nicht recht begriffen, was geschah, schienen von einer Regung des Mitgefühls ergriffen.

Einen Augenblick wurden in der Gondel freudige Glückwünsche, Segnungen der Dankbarkeit und Ausrufe seliger Rührung gewechselt, bis endlich das leichte Fahrzeug um die Flämische Ecke sich drehte und die Stadt Antwerpen mit ihren tausend Schiffen und Barken, mit ihren Thürmen und hohen Gebäuden, mit all dem Lärm und Gewimmel ihrer Arbeiter vor dem Auge von Signor Deodati am Saum der majestätischen Schelde auftauchte.

Ein Laut der Bewunderung entschlüpfte ihm.

„O, che bella citta! Was für eine schöne Stadt!" rief er. „Was für ein prächtiger Thurm, der dort gleich einem ungeheuren Spitzenwerk seine stolze Krone zum Himmel erhebt und alle die andern Thürme gleich einem Riesen überragt. Was sind das für seltsame Gebäude, die dort ihre runden Kuppeln und ihre spitzigen Dächer so hoch über die andern Häuser emporstrecken? O, laßt die Gondel langsam fahren: der Anblick Eurer Stadt entzückt mich; ich wünsche ihn einige Augenblicke ruhig zu genießen."

Herr Van de Werve deutete, um die Neugierde des italienischen Edelmanns zu befriedigen, ihm ge-

horchend, auf einige der hervorragendsten Punkte der Stadt, indem er sagte:

„Seht dort, rechts vor Euch. Das ist die Neustadt, auf eigene Kosten durch Gillibert van Schoonbeke erbaut, einem Mann, dem Antwerpen seine letzte Vergrößerung und die Anlage unzähliger Straßen und Häuser zu verdanken hat.*) Die großen dicken Thürme mit Schießscharten, die an vielen Orten ihren Fuß in dem Wasser der Schelde baden, sind die alten Festungswerke der Stadt. Das kleine Thürmchen, über jenem Wald von Seeschiffen, ist das Falkons-Kloster, Unsere Liebe Frau in Valkenbroek genannt. Dort weiterhin, dicht an der Schelde, steht die Schloßkirche, das älteste Gotteshaus unserer Stadt, da sie schon im Jahr 642 als eine hölzerne Kapelle daselbst stand und im Jahr 1249, so wie sie jetzt ist, zur Parochialkirche eingeweiht wurde. Das hohe Gebäude am Fuß der riesigen Thürme von Unserer Liebfrauenkirche ist das spanische Depôt. So haben alle Nationen in Antwerpen ihre eigenen Factoreien und Magazine, wo Jeder der Ihrigen im Namen seines Königs oder seines Landes Rath und Schutz findet. Der schwere unvollendete Thurm dort erhebt sich über der Jakobskirche; er sollte noch höher als der von Unserer Lieben Frau aufgeführt werden, aber man hat den Bau vor einiger Zeit aus Mangel an Geld eingestellt. Seht Ihr nicht weit davon einen viereckigen Thurm, mit einer kleinen Kuppel wie

*) Man rechnet, daß durch Van Schoonbecke und diejenigen, welche er hiezu aufmunterte, dreitausend Häuser erbaut worden sind. Geschichte Antwerpens von Mertens und Torfs. 4, 3.

einem runden Ball? Das ist der Palast von Fugger, dem Crösus unseres Jahrhunderts, von Kaiser Maximilian um seiner ungeheuren Schätze willen in den Adelstand erhoben. Gläubiger der Fürsten und Völker, sieht er noch täglich seinen Reichthum durch eine Fluth zuströmenden Goldes sich vergrößern; und wenn Gott es nicht bessert, werden sich endlich noch Könige und Nationen unter der Macht des allvermögenden Wechslers bücken! — Zur Rechten habt Ihr die Andreaskirche und daneben das gewaltige St. Michaelskloster, wo unser Kaiser Karl Wohnung nimmt, wenn er seine gute Stadt Antwerpen besucht ....“*)

Während die Gondel sachte auf dem offenen Strom hintrieb und Herr Van de Werve auf solche Art fortfuhr, Signor Deodati Aufklärung über die Gebäude zu geben, die sich durch ihre besondere Form oder größere Höhe unterschieden, stand auf dem Wall, an der äußersten Ecke vom Kai, ein Mann, der seine Augen unverwandt auf die dahertreibende Gondel gerichtet hielt und mit dem Blick zu erforschen suchte, was in dem kleinen Fahrzeug vorging, und welches die Gemüthsbewegungen des Jünglings und des Mädchens sein mochten, die neben einander auf einer der mittelsten Bänke saßen.

Dieser Mann trug ungeachtet des schönen Wetters einen weiten Mantel und einen Hut mit breiter Krämpe, von dem eine purpurrothe Feder herabhing. Sein Wamms war von Goldbrokat und seine Bein-

*) In der Geschichte Antwerpens von Mertens und Torfs, 4, 3. findet sich eine Ansicht von der Stadt, längs der Schelde, vom Jahre 1556, mit Erklärungen über die vornehmsten Gebäude, welche man darauf bemerkt.

kleider von gelbem Atlas. An seiner Seite schimmerte der Griff eines Degens.

Er war hoch von Gestalt; sein ganzes Aussehen deutete einen Edelmann an; seine Kleidung und die dunkle Farbe seiner Haare zeugten von italienischem Ursprung.

Das auffallendste an seiner Person war eine lange und feine Narbe, die ihm schräg über das Angesicht lief, als hätte einmal ein scharfes Messer ihm solchergestalt Stirn und Wange durchschnitten. Die zurückgebliebene Spur dieser Wunde entstellte jedoch sein Gesicht nicht sehr, besonders wenn es ruhig in seinem Herzen war; aber sobald eine heftige Leidenschaft oder eine unbezwingliche Erregung den Lauf seines Blutes beschleunigte oder hemmte, da traten auf dem Streifen der Narbe alle Schattirungen von bleichem Weiß, glühendem Roth und violettem Purpur hervor.

Als er sein Auge mit einer Art bittern Neides nach der Gondel gerichtet hielt, glühte ein düsteres Feuer in seinen Augen und seine Lippen blieben bewegungslos zu einem zornigen Grinsen verzerrt. Die Färbung der Narbe in seinem Angesicht war der zunehmenden Heftigkeit seiner Bewegung gefolgt und hatte sich bereits zu einer hochrothen Tinte gesteigert, die sich leicht in Purpur verlief.

Er stand mit dem Fuß an dem äußersten Rande des Wassers, wahrscheinlich um zu verhindern, daß Jemand an ihm vorübergehe und ihm in's Gesicht sehe; so konnte er, ohne beobachtet zu werden, sich frei den ungestümen Bewegungen seines Gemüths hingeben.

Was dieser Mann dachte und was in seinem Innern vorging, wäre sogar bei dem seltsamen Gefühlsmesser in seinem Antlitz nicht zu errathen gewesen, doch konnte fürwahr nichts Gutes in seinem Geiste auf- und abwogen, denn sein ganzes Wesen zeugte von finsterer Verzweiflung und verzehrender Mißgunst.

Lange Zeit folgte er in derselben Haltung dem Laufe der Gondel, bis er die Matrosen nach ihren Rudern greifen sah und vermuthete, daß sie sich dem Wall nähern wollten.

Jetzt zitterten seine Glieder unter der Gewalt, die er sich anthat, um seine Bewegung zu bezwingen. Sein Angesicht wurde scheinbar ruhig, der Streif der Narbe auf seiner Wange wurde blässer, Freude schien plötzlich in seinen Augen zu leuchten; und mit freier Haltung, leichtem Schritt und lächelndem Munde schritt er nach dem Rande des Kai's, wo die Gondel anlegte.

Geronimo, der von Ferne den Mann mit der Narbe bemerkt hatte, sprang auf den Wall, noch ehe das Fahrzeug ganz zu der Treppe gelangt war, und lief ihm mit sonderbarer Hast entgegen. Seine Hand fassend, fragte er mit zurückgehaltener Stimme:

„E ben, caro mio Simone? Nun, habt Ihr das Geld gefunden, Simon? Mein Oheim ist angekommen. Entdeckt er, daß eine ansehnliche Summe in meiner Kasse fehlt, so ist es um Euch und mich, um uns beide geschehen! Aber Ihr habt das Geld, nicht wahr? Ihr werdet es mir heute noch geben?“

„O, beklaget mich, Geronimo,“ seufzte der An-

dere, „ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände macht meine Bemühungen nutzlos.“

„Ihr habt das Geld nicht gefunden?“ flüsterte der Junker erschrocken.

„Nein, morgen, übermorgen vielleicht.“ *)

„Himmel, so wird mein Oheim mich in seinem Zorn verstoßen! Ich flehe Euch an, Simon, thut alles Mögliche, um die Summe aufzubringen: stürzt mich nicht in das Verderben!“

„O!“ stieß der Andere in schrecklichen Kehllauten hervor, „wenn ich die Ursache Eures Unglücks sein sollte, ich würde es blutig an mir selbst rächen!“

„Nein, nein, hegt solche schreckliche Gedanken nicht,“ sagte der Jüngling, indem er mitleidig seine Hand faßte. „Ich werde warten, Aufschub suchen, die Aufmerksamkeit meines Oheims einige Tage abzulenken suchen... Wehe, wehe, Schrecken und Angst erfüllt mich selbst in dem Augenblick, da mein Oheim seine Zustimmung zu meiner Heirath mit Maria gegeben hat!“

Simons Angesicht verzerrte sich zu einem abscheulichen Grinsen.

„Euer Oheim hat seine Einwilligung gegeben?“ grollte der Andere. „Und Herr Van de Werve?“

„Er gleichfalls. O, Simon, vergebt mir dieses Glück! Ich weiß, armer Freund, daß eine solche

*) Jeronimo begab sich zu Simon und bat ihn um Bezahlung des ihm vorgeschossenen Geldes kraft der darüber ausgestellten Urkunde .... Turchi suchte es unter allerlei Ausflüchten zu verzögern und schob die Bezahlung der Summe von einem Tag zum andern auf. Matteo Bandello in seiner Novella, übersetzt von J. F. Willems, in dem Belgischen Museum, Bd. 6, 256.

Botschaft Euch das Herz zerreißen muß; aber haben wir nicht ehrlich einander gelobt, daß wir — wer von uns auch der Glückliche sein möchte — darum das Band unserer Freundschaft nicht zerreißen würden?"

„Verdammt, verdammt, Gott hat mich verlassen!" murrte der Andere bebend, während er die Augen zu Boden schlug.

„Da kommt mein Oheim mit Herrn Van de Werve," sagte Geronimo. „Haltet Euch gut, Simon, laßt Nichts merken; zeigt ein gleichgültiges Gesicht. Sobald ich mein eigener Herr bin, werde ich Euch in Euren Handelsangelegenheiten Hülfe leisten. Gebt doch die Hoffnung nicht auf, um des Himmels willen . . ."

Der Mann mit der Narbe bezwang, indem er sich die äußerste Gewalt anthat, die Leidenschaften, welche in seinem Busen stürmten; und indem er lächelnd auf Herrn Van de Werve zuging, sagte er zu seinem Genossen:

„Meine Erregung war natürlich; nun ist der Schlag erfolgt und vorüber. Wie groß auch meine Betrübniß sein mag, ich wünsche Euch von Herzen Glück. Könnte ich nur das Geld auftreiben, um Euch vor aller Verlegenheit zu bewahren. Ich werde suchen, rastlos suchen . . ."

Van de Werve war nun herangekommen und sprach zu dem alten Deodati nach gegenseitigen Begrüßungen:

„Ich stelle Euch mit Vergnügen meinen Freund, Signor Simon Turchi vor, der auf hiesigem Platze an der Spitze des Handelshauses der Buonvisi steht und mich mit seinen Besuchen zu beehren pflegt."

„O, ich kenne ihn wohl, rief Deodati, indem er Simon herzlich die Hand drückte; „der Signor ist ein Luccheser, der Sohn eines Edelmanns, der zu seinen Lebzeiten ein guter Freund von mir war.“

„Willkommen in den Landen auf dieser Seite,*) Signor Deodati,“ antwortete Simon Turchi: „Mein Vater sprach oft mit mir von Eurer Freundschaft. Gott gebe Euch alles Glück und Heil in Brabant.“

„Ich bin Euch zu großem Dank verpflichtet, Signore,“ erwiderte der alte Deodati, „innigem Dank für Eure Zuneigung zu meinem Neffen. In der That, wenn er hier zu Lande meine Handelsgeschäfte so gut besorgt hat, als ich selbst hätte thun können, so müssen er und ich Eurer Erfahrung und Eurem klugen Rathe diesen Erfolg zuschreiben. Aus Geronimo's Briefen habe ich genugsam erkannt, daß er Euch für Eure Güte lebhaft erkenntlich ist.“

Simon Turchi war im Begriff, mit einigen bescheidenen Entschuldigungen auf die Dankesbezeugung des Greises zu antworten; doch da die Kutsche angefahren war, sagte Van de Werve:

„Ich hoffe, Signore, Ihr werdet uns, wenn es Euch beliebt, mit einem Abendbesuch beehren. Wir werden mit unserem edeln Gast einige frohe Stunden zusammen verleben.“

Simon murmelte einige bittende Worte und lehnte unter dem Vorwand ab, daß er wichtige Geschäfte noch abzumachen hätte; aber als Maria und Geronimo gleichfalls in ihn drangen, die Einladung an-

*) Die Italiener und Spanier nannten die Niederlande „Lande von hier herüber“ als wären dieselben an dieser Seite der Alpen und Pyrenäen gelegen.

zunehmen, da versprach er, sich Mühe zu geben, um einige freie Augenblicke zu finden.

Man stieg in die Kutsche. Grüßend verschwanden alle unter dem Kaithor.

Mit flammendem Blicke schaute Simon Turchi dem Fuhrwerk nach und horchte bewegungslos, bis das Rollen der Räder und das Getrappel der Pferde gänzlich verstummt war. Dann schlug er die Arme krampfhaft über der Brust zusammen und senkte das Haupt, als ob die Gewißheit eines schrecklichen Unheils ihn vernichtet hätte.

Eine Weile blieb er so in einen Abgrund von Gedanken verloren; aber ein Frachtwagen, der mit großem Geräusch herankam, und der warnende Ruf der Fuhrleute weckten ihn aus seiner Selbstvergessenheit.

Er trat auf die Seite und blickte umher, als fragte er sich selbst, welchen Weg er einschlagen sollte, um von den Kai's und dem Gedränge der arbeitenden Menge hinwegzukommen. Mit langsamen Schritten wandte er sich nach der St. Walburgiskirche und überschritt die Ringmauer des Kirchhofs. Auf dem Todtenfelde verweilte er einige Augenblicke zwischen den Gräbern, bis er hinter den vorspringenden Strebemauern der Kirche sich in einer düstern Ecke befand und hier, beinahe verborgen, stehen blieb, den Blick auf einen großen Grabstein gerichtet.

Er legte sich die Hand vor die Stirne und stieß den Schädel an die Platten, um sein Gehirn mit Gewalt zu dem klaren Begriff von seinem Zustand zu zwingen. In dieser Haltung blieb er lange Zeit

unbeweglich und finstern Gedanken zum Raub; die Narbe auf seinem Angesicht veränderte mehrmals Farbe und Schattirung, und bei dem leichten Zittern, das bisweilen seine Glieder durchlief, war es sichtbar, daß er von mancherlei Empfindungen erregt wurde.

Endlich murmelte er, als hätten seine Gedanken eine deutlichere Form angenommen, mit erstickter Stimme:

„Der Zwangsstuhl? Er will nicht gehen! Und doch, es wäre zu langsam ... Ein Dolch, ein Degen, ein Mord durch Ueberfall? Hätte Julio nur Herz im Leib! Aber er ist ein feiger Schwätzer. Warum nahm ich auch einen solchen Prahlhans in meine Dienste? Er wird den Schlag nicht zu führen wagen ... Aber ich kann ihn zwingen, zwingen selbst zur Tollkühnheit. Ich brauche dazu nur seinen wahren Namen zu nennen ... Doch schrecklich, ein Freundesmord ... und vielleicht verrathen und entdeckt werden — und auf dem Schaffot sterben, als ein feiger Buschklepper .... Das Haupt des Handelshauses der Buonvisi!" *)

Dieser Gedanke machte ihn erzittern. Er blieb wieder eine Weile in Gedanken versunken und murmelte dann mit mehr Ruhe:

„Ich werde noch einmal zu Herr Schout Van Schoonhoven gehen. Er ist mein Fürsprecher bei Herrn Van de Werve gewesen; er wird ihm vielleicht seine Mißbilligung ausdrücken, daß er ohne

*) Die absonderliche Rachsucht hatte sich bei Simon auf das Gehirn geworfen und er dachte nur darauf, Jeronimo zu ermorden. Matteo Bandello, a. a. O.

Rücksicht auf seine dringende Empfehlung über Maria's Hand verfügt hat. Wer weiß, ob sein Einfluß die Hochzeit nicht hinauszuschieben vermag?"

Ein spottendes Lächeln zuckte plötzlich über sein Gesicht.

„Dummer Träumer!" brummte er. „Und die zehntausend Kronen? Und der Fall meines Handelshauses? Und die Schande des Bankerotts? . . . O, der höllische Gedanke! Könnte ich meine Schuldverschreibung einem Leichnam abnehmen! Zu Van de Werve; ich muß Geronimo sprechen: wissen, wo er diesen Abend . . ."

Das Murmeln erstarb auf seinen Lippen, während er in plötzlichem Schrecken zusammenschauderte.

Er hatte hinter seinem Rücken eine menschliche Stimme gehört, die leise redete und tönte, als käme sie aus dem Munde eines Lauschers.

Hatte man wohl gehört, was Simon Turchi so unvorsichtig dem einsamen Winkel der Kirchenmauer anvertraut hatte?

Voll Angst sich umdrehend, sah er zwei Personen, die drei oder vier Schritte hinter ihm standen und ihn spöttisch betrachteten.

Unter andern Umständen würde der italienische Edelmann die Unbekannten sicherlich zur Rechenschaft wegen ihrer Neugierde gezogen haben; nun aber war ihm durch seine Aufregung aller Muth benommen worden.

Er senkte also den Kopf auf die Brust, verbarg so gut als möglich sein Gesicht, marschirte heftigen Schrittes über den Kirchhof und verschwand hinter der Ringmauer.

## III.

Signor Turchi hatte unweit der Weingartenbrücke eine prächtige Wohnung, worin die Factorei sowie die Comptoirs des Handelshauses der Buonvisi sich befanden; aber er besaß auch an dem äußersten Ende der Stadt einen Lustgarten, wo er in bessern Zeiten gewohnt gewesen war, seine Freunde und Bekannten mit ergötzlichen Festen, Gastmahlen und Abendmusik zu unterhalten.

Nicht weit von der St. Joriskirche, mitten auf den unbebauten Feldern, die man die Hospitalwiesen nannte, lag der Lustgarten von Simon Turchi.

Von Außen zeigte er den Vorübergehenden nichts Anderes, als eine blinde, von hohen Bäumen überschattete Ringmauer, mit der Aussicht auf die glänzenden Wetterhahnen von zwei Thürmchen, die aus dem Dickicht der Bäume sich erhoben; im Innern dagegen dehnte sich ein sehr weiter Raum aus, dessen geschlängelte Pfade sich bald um ein Blumenparterre herumwanden, bald zu einem Hügel anstiegen, bald wieder in ein tiefes Thälchen und in eine düstere Grotte sich verliefen. Da und dort standen vor den Gebüschen weiße Bildsäulen, meist Götter aus der heidnischen Fabellehre vorstellend; in der Mitte des Gartens lag zwischen künstlich nachgemachten Felsentrümmern ein ausgemauertes Bassin, worin viele seltsam gestaltete Thiere, Drachen, Basilisken, Eidechsen und Salamander herumzuschwimmen schienen. Es war ein Springbrunnen, und es mußte sicher einen unterhaltenden Anblick gewähren, wenn die

Hahnen geöffnet waren und die seltsamen Ungeheuer aus Maul, Nase und Augen das Wasser nach allen Richtungen in tanzenden Strahlen ausspieen.

Mehr nach der Tiefe des Gartens, doch nach allen Seiten von der Ringmauer sehr entfernt, stand ein altes Schloß von grauem Avendelstein, dessen Mauern größtentheils mit Epheu überwachsen waren, aber troß ihrer Düsterkeit sehr malerisch sich darstellten.

Außer einigen kleinen Fenstern, sämmtlich mit eisernen Gittern verschlossen, und den steinernen Stufen vor der einzigen Thüre war an diesem schwerfälligen Gebäude Nichts zu bemerken, als zwei runde Thürmchen, die vom Grunde sich weit über das Dach erhoben und selbst die riesigen Bäume überragten.

Der Garten war sichtbar seit langer Zeit verödet geblieben, denn alle Pfade waren mit üppigem Unkraut bewachsen, und auf den Blumenparterres lagen noch die verdorrten Stängel der Pflanzen, die im vorigen Spätjahr geblüht hatten. Die Statuen waren von Staub und Regen geschwärzt; eine dünne Schichte Steinmoos bedeckte die Ungeheuer des Springbrunnens, und das wenige, noch in dem Bassin vorhandene Wasser war mit der grünen Haut der Fäulniß bedeckt.

Diese allgemeinen Zeichen der Abwesenheit des Menschen, das finstere Aussehen des Gebäudes, die Kahlheit vieler spätgrünender Bäume und Gesträuche, und vor Allem die ungestörte Stille gaben diesem Platz einen traurigen Anschein von Verlassenheit: etwas Einsames und Kaltes, was das Herz nur zu trüben und bittern Betrachtungen stimmen zu können schien.

Es war bereits spät am Nachmittag; die Sonne hatte beinahe das Ende ihrer Bahn erreicht; und schimmerten auch noch in ihr die Wetterhahnen über den Thürmen gleich goldnen Sternen, so gelangten doch ihre schrägen Strahlen nicht mehr auf den Boden des Gartens. Zwischen den Gebüschen und an dem Eingang der Grotten verbreitete sich allmälig jenes gräuliche Zwielicht, welches das Hereinbrechen der Abenddämmerung ankündigte.

Nicht das mindeste Geräusch ließ sich hören. Wohl tönte durch die Luft ein Brausen von der lebendigen Regsamkeit in der Stadt herüber, wohl ließen die Kirchenglocken ihr Geläute über die einsame Wohnung hin erschallen, aber da kein Ton aus ihr selbst oder aus ihrer Nachbarschaft sich vernehmen ließ, machten diese fernen Laute die Stille nur noch auffallender.

Nur von Zeit zu Zeit schien ein dumpfes Geräusch, wie das Kreischen einer Feile, aus dem alten Gebäude zu kommen; aber es war so undeutlich und verging so plötzlich, daß selbst dadurch die Stille und Einsamkeit nicht gestört wurde.

Plötzlich ertönten zwei schwere Schläge, wie von einem Hammer durch den Garten. Es war Jemand, der an der Außenpforte in der Mauer anklopfte, um Einlaß zu erhalten.

Nach einigen Augenblicken neuer Stille erschien ein Mann auf der Treppe vor dem Gebäude und stieg mit trägen Schritten in den Hof hinab.

Er war hoch und dünn von Gestalt und hatte rothes Haar und rothen Spitzbart mit aufgestrichenem Knebelbart. Seine Wangen, obwohl mager und ein=

gefallen, waren dennoch roth gefärbt; aber noch röther war seine Nase. Die Augen, von aschfarbenen Rändern umgeben, standen ihm verwildert in dem Kopf. Ungemein lang waren seine Arme und Beine; es lag in seinem Gang und in seinen Bewegungen etwas Träges und Lahmes, als wären seine Glieder ausgerenkt und seine Muskeln ohne Kraft.

Seine Kleidung deutete einen Diener an; er trug einen schwarzen ledernen Koller, ein rothes Wamms und rothe Hosen, ohne alle Borten oder Zierathen.

In diesem Augenblick hatte er die Aermel seines Kollers aufgestreift und seine magern Arme bis an den Ellnbogen entblößt. Er hielt eine Feile in der Hand und schien durch das Klopfen an der Thüre in einer harten Arbeit gestört worden zu sein.

An der Außenpforte angekommen, zog er einen Schlüssel aus seinem Wamms und fragte in italienischer Sprache:

„Wer klopft da?"

„Mach' auf, Julio, es ist Dein Kamerade Bernardo," wurde ihm in derselben Sprache geantwortet.

„Du hast gewiß unterwegs in dem Kemel*) einige Krüge Hamburger Bier verschluckt? Hast Du mir mindestens eine Kanne mitgebracht?" fragte der Mann mit dem rothen Bart. „Nichts? Du hast Nichts? Ich arbeite hier, um zu bersten; ich ersticke vor Durst, und Niemand denkt an mich. Laß die Springfeder sehen!"

Mit diesen Worten nahm er ein krummes Stahlband aus den Händen seines Kameraden und be-

*) Kameel. A. d. U.

schaute und bog es, um über dessen Form und Stärke urtheilen zu können.

Bernardo war ein kurzer, mißgestalteter Mann, mit einem hohen Rücken, den man wohl für einen Höcker ansehen konnte. Sein Gesicht zeugte von Unterwürfigkeit und Aengstlichkeit, doch leuchtete dabei auf dem Grunde seiner kleinen grauen Augen ein Funke von Verschlagenheit, und mit einem Lächeln, das zu gleicher Zeit zu bitten und zu spotten schien, blickte er den rothhaarigen Mann an.

Dieser sagte in gebieterischem Ton:

„Die Feder scheint gut. Hol' mir eine Kanne Rheinwein hinter St. Jorisput!"

„Unser Herr hat es verboten, weißt Du wohl. Laß mich fort: der Signor hat mir befohlen, unmittelbar nach der Factorei zurückzukehren."

„Willst Du Wein holen? Oder ich schlage die Feder auf Deinem Buckel in Stücken!"

„Immerfort schelten und Streit suchen," brummte Bernardo. „Du weißt doch gewiß, daß ich guten Willen habe? Ich werde Wein holen; gib mir Geld."

„Geld? Ich kann mich auf den Kopf stellen, und es fällt nicht ein Pfennig heraus. Leg' für mich aus, was die Kanne kostet."

„Mein Beutel ist leer, Julio; aber der Deinige? Unser Herr gab Dir doch gestern, ich weiß nicht, wie viel Schillinge. Du selbst hast es mir gesagt."

„Bah, die Würfel haben Alles verschlungen."

„Verstockter Spieler!" seufzte Bernardo. „Du würdest Deine Seele auf einen Wurf wagen, wenn nur Jemand einen Carolusgulden dagegen setzen wollte."

„Es ist wohl möglich," antwortete Julio spottend, „meine Seele ist doch nicht viel mehr werth."

„Pfui, was für gottlose Worte sind das! Wir befinden uns hier allerdings ganz allein, aber dort oben ist doch Jemand, der hört, was wir sagen. Er wird Dich strafen, Julio."

Der rothhaarige Mann zuckte die Achseln.

„Fahre nur so fort in Deinen nächtlichen Schlemmereien," sprach Bernardo weiter, „verspiele Dein Geld, vertrinke Deinen Verstand: am Ende dieses schönen Pfades steht Galgen und Rad . . . und darüber lacht hernach der Teufel, dem alle verlorenen Menschenseelen willkommen sind. — Lebe wohl; überlege Dir meine Worte, bedenke, daß der gerechte Gott doch einmal Rechenschaft von Deinem Leben fordern wird. Bis morgen!"

Julio sprang nach der Pforte, warf das Schloß zu und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

„Laß diese Kindereien," sagte der Andere, sichtbar verlegen; „mache die Thüre auf, Julio, sonst muß ich es dem Herrn klagen."

„Was kümmert mich unser Herr?" lachte der rothhaarige Mann. „Du sagst, Bernardo, der Galgen werde mein Ziel sein. Nein, nein. Wer mit dem Schwerdt spielt, wird durch das Schwerdt umkommen, heißt es im Sprichwort. Ich habe so Vielen einen Stich mit meinem Messer gegeben und den Garaus gemacht, daß wohl auch einmal die Reihe an mich kommen wird. Vergangene Nacht ist wieder Kirchweih gewesen, Bernardo. Ich habe wohl acht auf den Kopf geschlagen, einen durch den Arm gestochen, und was aus den zwei oder drei andern ge-

worden ist, die auf dem Boden liegen blieben, das weiß mein Messer eher als ich. Komm einen Augenblick mit mir in's Haus hinein: ich will Dir erzählen, wie das zugegangen ist."

„Nein, ich habe keine Zeit."

„Ha, Du mußt Dir Zeit nehmen: Du wirst von hier nicht fortkommen, ehe Du meine Abenteuer von dieser Nacht gehört hast."

„Es sind immer dieselben Geschichten. Müßte ich Dir Glauben schenken, so gäbe es längst schon kein Plätzchen mehr auf dem Kirchhof, um die armen Leute zu begraben, die Du getödtet hast . . . Mach' die Thüre auf, Julio, und laß mich hinaus, ich bitte Dich."

Der Andere faßte seine Hand und sagte, ihn mit Gewalt nach dem Gebäude ziehend:

„Ich bin hier den ganzen Tag allein und kann mit Niemand ein Wörtchen schwatzen; die Zunge würde mir wohl im Munde erstarren. Du sollst meine Abenteuer hören, Du magst Lust haben oder nicht. Urtheile nach der Erzählung meiner Großthaten, Bernardo, wie ehrenvoll es für Dich ist, solch einen unverzagten Mann zum Kameraden zu haben. Werde nicht unwillig; Du weißt, daß jede Gegenwehr bei mir nutzlos ist. Lächle nicht; wollte ich es wirklich auf eine Probe ankommen lassen, ich könnte mit Dir spielen, wie mit einem Ball; aber Du bist mein Freund und dabei zu schwach, um mir den geringsten Widerstand leisten zu können. Fürchte also Nichts . . ."

In dem Gebäude und in einer Art Gesellschaftszimmer angekommen, warf Julio die Feder auf den

Tisch, und einen Stuhl nehmend, sagte er zu seinem Genossen:

„Setz' Dich, Bernardo, Du wirst sonderbare Dinge hören. Kennst Du Brusserio, den Spitzbuben? Er ist ein Kerl wie ein Riese, der das Leben eines Menschen nicht höher anschlägt, als das Leben einer Fliege. In allen Schenken des St. Andreas-Kirchspiels ist nicht ein Mann, der vor dem Blick seiner Augen nicht bebt. — In der Boekstege ist eine Schenke in einem großen Keller; da wird ganze Nächte gewürfelt und für große Geldsummen gespielt, von denen der Teufel wissen mag, wo sie herkommen. Ich ging gestern, spät am Abend, gleichgültig durch die Boekstege; ein Geräusch von Würfeln trifft mein Ohr. Siehst Du, Bernardo, das Klirren derselben ist Etwas, das mich gleich einer bezaubernden Musik anzieht; es ist stärker als mein Wille. Ich steige in die Schenke hinab und verlange ein Glas Hoegärdsch. Ich nahm Platz zwischen den Spielern und forderte Einige heraus, gegen mich zu spielen .... Ich gewann; ich verlor; doch endlich begünstigte mich das Glück und in Kurzem hatte ich meine Tasche so voll Geld, daß ich unter dem Gewicht der Gulden zu erliegen fürchtete. Um die Verlierenden zu trösten, hatte ich der Wirthin befohlen, jedem eine Kanne Wein zu bringen; aber trotz meines Edelmuths schauten mich die Burschen mit funkelnden Augen an und schienen einander aufzuhetzen, mir an's Leben zu gehen. Man suchte Streit; man wollte Händel anfangen. Es war eine Gesellschaft von Dieben und Mördern, Bernardo; aber die Spitzbuben merkten wohl, mit wem sie es zu thun hatten. Ein Messer hält das

andere in der Scheide, sagt das Sprichwort. Mein stolzer Blick, mein festes Wort und mein unerschrockenes Gesicht hielten sie in ehrerbietiger Ferne ... Da trat plötzlich der gefürchtete Brufferio in den Keller! Nicht sobald hatte er von seinen Kameraden vernommen, wie günstig mir das Glück gewesen war, als er verlangte, daß ich gegen ihn würfeln sollte. Ich wünschte mir nichts Besseres. Wie es kam, ist mir unbewußt, aber ich verlor bei jedem Wurfe. Wir verdoppelten immer den Einsatz; der kalte Schweiß lief mir vom Gesicht, als ich alle meine Gulden in die Tasche des glücklichen Spitzbuben übergehen sah. Noch ein Wurf, und mir blieb kein Pfennig mehr übrig ... Das Loos begünstigte mich dießmal; aber Brufferio behauptete, einer von meinen Würfeln habe an dem Rand meiner Kanne angestoßen, raffte das Geld vom Tisch zusammen und steckte es in seine Tasche ... Ich sprang auf und schalt ihn einen Betrüger. Er schlug mir sogleich mit der Hand in's Gesicht. Das war zu viel Unverschämtheit. Außer mir vor Wuth, sprang ich in eine Ecke des Kellers und zog mein Messer. Im Augenblick blinkten zwanzig andere Messer mir entgegen. Du meinst, ich sei erschreckt gewesen und habe gezittert, Bernardo? Du kennst mich nicht: wenn ich mich in einer solchen Gefahr befinde, könnte der Anblick eines ganzen Heeres mich nicht außer Fassung bringen; denn, ich darf es wohl sagen, woran es mir am wenigsten gebricht, das ist Unerschrockenheit und Muth. Als ich bemerkte, daß all die Spitzbuben auf mich zustürzten, wickelte ich meinen linken Arm in den Zipfel meines Kollers und begann, wie ein Löwe

vorspringend, mit meinem Messer so grimmig um mich zu schlagen, zu stoßen und zu stechen, daß alle die Spitzbuben, selbst der Riese Brufferio, aus dem Keller entflohen. Ich eilte ihnen auf die Straße nach; da fing der Kampf von Neuem an; aber schlecht bekam er meinen Feinden. In weniger als einer Minute lag Brufferio so todt wie ein Stein zwischen zwei seiner Kameraden auf dem Boden; die andern hatten, wer weiß, in welch elendem Zustande, das Hasenpanier ergriffen... Und da stand ich allein auf dem Schlachtfeld als triumphirender Sieger. Noch eine Viertelstunde blieb ich auf dem Platze, um zu sehen, ob keine neuen Feinde sich mir entgegenstellen würden; aber die Schelmen hatten genug für diese Nacht."

Bernardo hatte diese Erzählung mit ungläubigem Lächeln angehört; nun, da sie zu Ende war, schüttelte er schweigend den Kopf.

„Nun, was sagst Du zu solch einem Abenteuer?" fragte Julio. „Sollte es nicht als ein Beispiel von Heldenmuth in den Chroniken aufgezeichnet werden?"

„O, sicherlich. An Deiner Stelle wäre mancher Andere vor Angst vergangen.... aber mich dünkt, ich habe den todten Brufferio diesen Morgen ganz gesund längs der Meire hingehen sehen."

„Unmöglich; Du hast Dich geirrt."

„Es mag wohl sein: ich kenne sonst den Spitzbuben sehr gut, denn ich sah ihn schon zweimal am Schandpfahl stehen."

„Ist er wirklich nicht todt, so wird er doch ein halbes Jahr nicht auf die Straße kommen."

„Und Du hast Brufferio Dein Geld wieder genommen?“

„Was meinst Du?“ fragte Julio.

„Nun, da der Spitzbube ausgestreckt zu Deinen Füßen lag, warum hast Du nicht das Geld zurückgenommen, das Dir gestohlen worden war?“

Der rothhaarige Mann schien um eine Antwort verlegen und murmelte nach einem Augenblick:

„Du hast Recht. In der Aufregung des Streites habe ich nicht daran gedacht ... Und überdieß hatte ich keine Zeit dazu: die Nachtwächter kamen auf den Lärm herbeigelaufen, und Du begreifst, daß ich keine Lust hatte, dem Richter in die Hände zu fallen.“

„Ich verstehe Deine Worte nicht recht; ich glaube gehört zu haben, Du seiest eine ganze Viertelstunde lang auf dem Platze stehen geblieben,“ sagte Bernardo mit schüchternem Lächeln. „Es ist sicher viel Blut geflossen, Julio?“

„O, in Strömen, Du darfst es glauben.“

Bernardo betrachtete seinen Genossen vom Haupt bis zu den Füßen und bezeigte eine große Verwunderung.

„Ich möchte Dich wohl Etwas fragen, aber Du kannst den Scherz nicht ertragen und wirst böse auf mich werden,“ sagte er.

„Sprich Deine Meinung frei aus,“ antwortete sein Kamerade.

„Es befremdet mich auf's Aeußerste, Julio, daß an Deinen Kleidern nicht das mindeste Tröpfchen Blut, und selbst kein einziger Flecken zu bemerken ist. Mit Deiner Erlaubniß, hast Du dieß Alles vielleicht nicht geträumt?“

Julio sprang vom Stuhle auf, knirschte mit den Zähnen und rief, seinen Genossen anschauend, als wollte er ihn verschlingen:

„Wie, Du wagst, mich zu verspotten? Bist Du denn Deines Lebens müde? Wahnsinniger! Wenn ich nur meine Hand aufhebe, bist Du zermalmt!“

Bernardo sprang gleichfalls auf und sagte mit halb spöttischer, halb flehender Stimme:

„Vergib mir, Julio. Ich glaube Alles, was Du mir sagst, und habe noch nie an Deinem wunderbaren Muth gezweifelt. Nimm es mir doch nicht übel, daß ich manchmal über ernsthafte Dinge lache; dieses Scherzen und Spaßen ist allen gezeichneten Menschen eigen.“

„Wärst Du nicht blos ein Stück von einem Menschen, ein schwaches und wehrloses Wesen, Du lägest bereits zu meinen Füßen ausgestreckt,“ brummte Julio; „aber es wandelt mich doch die Lust an, Dir mein Messer durch Brust und Buckel zu jagen.“

„Laß es um Gottes willen stecken, Julio; ich will auf der Stelle einen Krug Hamburger Bier für Dich holen.“

„Ha, Betrüger, Du hast also doch Geld!“ rief Julio erfreut. „Wohlan, ich will wieder Dein Freund werden, wenn Du mir einen Dienst erzeigst. Ich brauche durchaus Geld; leihe mir einige Schillinge, und der Erste, welcher Dich schief ansieht, ist ein Kind des Todes!“

„Aber wenn ich einige Schillinge hätte, um sie Dir zu geben, Julio, Du ließest alle wieder nach dem Spielhaus laufen, nicht wahr?“

„Nein, Du irrst Dich dießmal; ich muß damit

gewisse Dinge bezahlen, die unser Herr mir gestern zu kaufen befahl."

Bernardo zog einen kleinen Beutel aus seinem Wamse, nahm das wenige Geld, welches darin war, heraus und reichte es seinem Kameraden.

„Da sind zwei Schillinge," sagte er; „es ist Alles, was ich besitze. Ich fürchte, sie werden zu dem andern Gelde gerathen."

Julio steckte die beiden Schillinge in seine Tasche und murmelte:

„Ha, ich sage nicht, daß ich diesen Abend nicht nach dem St. Andreas-Kirchspiel gehen werde, um zu sehen, ob daselbst noch Jemand sich gegen mich zu erheben wagt!"

„Julio, Julio, ich beklage Dich," seufzte Bernardo. „Nicht daß ich Dich tadeln wollte; aber mit Deiner Erlaubniß, Du hast eine alte, unglückliche Mutter, die Deines Beistandes bedarf. Du sprichst immer davon, ihr Unterstützung zukommen zu lassen, und seit sechs Monaten hast Du all Dein Geld nach dem Spielhaus getragen. Wer weiß, ob Deine arme Mutter nicht darum Hunger leidet?"

Dieser Vorwurf schien Julio tief zu treffen. Er schlug den Blick zu Boden und blieb eine Weile in Betrachtung versunken. Dann erhob er wieder den Kopf und sagte traurig:

„Sprich mir nicht mehr von meiner Mutter, Bernardo; Du triffst damit die einzige Stelle in meinem Herzen, die noch einer Empfindung fähig ist. — Und dennoch, Du hast Recht: ich bin ein Ungeheuer. O, dieses vermaledeite Spiel! Aber ich will

mich bessern ..... Geh' nur fort, damit ich meine Arbeit wieder aufnehmen kann."

„Aber was machst Du denn?" fragte Bernardo. „Es ist jetzt die dritte Feder, die ich bestellen muß, und dazu allemal bei einem andern Schmied."

„Das ist ein Geheimniß, von dem Niemand außer dem Herrn und mir Etwas weiß."

„Ein Geheimniß?" murmelte Bernardo; „Federn und ein Geheimniß? Was mag es sein?"

„Komm, ich will es Dich sehen lassen," sagte der rothhaarige Mann. „Der Signor mag so böse sein, als er will, was kümmert's mich! Aber Nichts sagen: schweigen wie ein Taubstummer ..."

Er führte seinen Kameraden bis auf die Schwelle eines Zimmers und deutete ihm von da durch die offenstehende Thüre auf einen großen Lehnsessel, welcher der Form nach jedem der andern herumstehenden Sessel glich, aus dessen Armen jedoch zwei gekrümmte Federn hervorragten.

„Sieh', das ist es, woran ich seit vier Tagen vom Morgen bis zum Abend ohne Rast arbeite. Möchte der bezauberte Stuhl in die Erde versinken! Mich hat er schon Ströme von Schweiß gekostet; aber die neue Springfeder wird recht sein; noch einige Augenblicke, und ich bin fertig."

Bernardo betrachtete den unvollendeten Gegenstand mit seltsamer Aufmerksamkeit und schien erschrocken.

„Himmel," seufzte er, „was ist das. Ein Zwangsstuhl? Willst Du Menschen fangen?"

Julio nickte bejahend mit dem Kopfe.

Vor Angst erbleichend, murmelte Bernardo:

„Gott bewahre mich, was soll hier noch geschehen! Weiß unser Herr Etwas von diesem schrecklichen Ding?“

„Ist er es nicht, welcher Dir allemal befohlen hat, mir die Federn zu bringen?“

Der Mann mit dem hohen Rücken machte das Zeichen des Kreuzes und murmelte Etwas in der Stille.

Julio rief, indem er ihm plötzlich einen Schlag auf die Schulter gab, mit einem schallenden Gelächter:

„Ha, ha, der einfältige Bursche! Er sieht bereits ein Schlachtopfer in dem Stuhl und strömendes Blut, gerade wie in Altenweiber-Mährchen. Sei ruhig, Bernardo; was ich mache, dient nur dazu, eine Laune unseres Herrn zu befriedigen. Er gedenkt den Garten auszuputzen und die Springbrunnen herstellen zu lassen. Der Stuhl soll unter einer Laube bei dem Springbrunnen seinen Platz finden. Wer darauf sitzt, soll gefangen werden und die Salamander des Bassins sollen ihr Wasser auf ihn speien, daß er davon trieft. So hat unser Herr es im Sinn.“

„Wie albern bin ich doch!“ rief Bernardo, über seinen eigenen Schrecken lachend. „Das wird wirklich spaßhaft sein.... Nun, mach' die Pforte auf, Julio; man wird in der Factorei schon lange auf mich warten.“

Beide verließen schwatzend das Haus und begaben sich nach der Außenpforte.

Bald kehrte der rothhaarige Mann allein zurück. Er nahm die Feder von dem Tisch und begab sich mit ihr nach dem Zimmer, wo er seinen Kameraden

durch die Enthüllung des Geheimnisses seines Herrn so sehr erschreckt hatte. Hier ließ er sich vor dem Zwangsstuhl auf den Boden nieder und begann, nach einigen Werkzeugen greifend, die Feder einzufügen und zu probiren, ob sie wohl die gewünschte Wirkung hervorbringen würde. Dazwischen sprach er lachend:

„O über die Dummheit des Buckeligen; man könnte ihm weiß machen, daß die Katzen Eier legen. Da hat er wieder die ganze Erzählung von Brufferio und seinen Spitzbuben angehört, als wäre es ein Evangelium. Der Feigling! Um ihm den letzten Heller aus der Tasche zu holen, darf man ihm nur Furcht einjagen. Ich habe zwei Schillinge! Der Abend bricht herein, es wird bereits dunkel. Jetzt geht es in die Schenke zum silbernen Würfel. Erst spiele ich um einige Pfennige, dann Kreuzer, dann Dreier und zuletzt um Gulden, ja um Kronen! Dießmal werde ich das Spiel aufgeben, sobald ich merke, daß meine Tasche schwer von Geld wird . . . Dann wird es noch der Mühe werth sein, um meiner armen Mutter Etwas zu schicken . . . . Wie mag es ihr jetzt überhaupt gehen, meiner armen Mutter? Wer weiß, ob sie nicht bereits aus der Welt geschieden ist? Es wäre vielleicht besser für sie. Arm und blind! Und statt aller Stütze einen Sohn, der seinen wahren Namen verbergen muß, um dem Henker zu entgehen, — einen Spieler, einen Trunkenbold, einen wahren Galgenhund! Ist das Glück mir günstig, dann werde ich ihr doch Etwas schicken. Der Signor hat mir versprochen, er wolle es ihr über Lucca zukommen lassen . . . . Ha, da hält die

Jeder jetzt fest! Noch eine Probe, ob sie ihre Schuldigkeit thut."

Er stand auf und legte die Hand auf die Lehne des Zwangstuhls, als wollte er sich darauf setzen; doch plötzlich sprang er zurück und rief:

O, Du Dummkopf, da könntest Du etwas Schönes anstellen! Ich würde in meiner eigenen Schlinge gefangen; und vergäße der Signor, diesen Abend nach dem Lustgarten zu kommen, so könnte ich wohl bis morgen in dem verrätherischen Stuhl eingeklemmt bleiben... Aber höre ich Nichts? Ein Schlüssel, der in dem Gartenthor klirrt! Es ist der Signor!...."

Indem er sich vor dem Zwangsstuhl, mit dem Rücken nach der Thüre, wieder auf den Boden setzte, begann Julio zum Schein mit ungewöhnlichem Fleiße zu arbeiten, und stimmte, um sich noch ein Aussehen von Gleichgültigkeit zu geben, die Anfangsworte von einem damals wohl bekannten Liedchen an:

„Ach ohne Geld! Das macht mir Pein
Dahin ist Freud' und Friede;
Ich möcht' so gerne lustig sein,
Wenn es mein Beutel litte u. s. w." *)

Die Thüre wurde geöffnet, und Signor Simon Turchi erschien auf der Schwelle des Zimmers; er blieb einen Augenblick daselbst stehen und betrachtete schweigend den Diener, welcher in seinem Gesang fortfuhr, als hätte er die Ankunft seines Herrn nicht bemerkt.

Langsam näherte sich der Signor seinem Diener

*) Siehe J. F. Willems, Alte flämische Lieder, p. 494.

und legte ihm die Hand auf die Schulter; aber ehe er ein Wort sprechen konnte, zog Julio sein Messer aus der Scheide und geberdete sich, aufspringend, als wollte er seinen Herrn durchbohren.

„O cielo! è voi, Signore? Ihr seid es, Herr?" rief Julio. „Ihr kommt in den Garten geschlichen, wie ein nächtlicher Dieb. Es ist beinahe schon finster: so hätte Euch ein Unglück geschehen können..."

„Fort mit dem dummen Scherz, Julio. Man tödtet Niemand, ohne erst zu erforschen, mit wem man es zu thun hat."

„Ihr meint so, Signore! Doch kämen fünf auf einmal, um mich so zu überraschen, es bliebe kein Einziger davon am Leben!

„Du sprichst, als ob Dir ein Menschenleben keinen Dreier werth wäre?"

„Noch weniger, Signore; keinen Heller ist es mir werth."

„Wohlan', das wollen wir einmal sehen!" sagte der Signor in einem seltsamen Ton, indem er sich nach der Thüre wandte. „Jahre lang habe ich Dich pochen und schwatzen hören; heute Abend werde ich erfahren, was Du bist: ein Feigling oder ein muthvoller Mann."

Julio warf sich in die Brust und stemmte den Arm stolz in die Seite; er wollte Etwas sagen, aber sein Herr ließ ihm nicht Zeit dazu.

„Keine eiteln Worte!" gebot der Signor. „Stecke die Lampe an und komm dann zu mir nach dem Schlafgemach!"

Er verließ das Zimmer, ohne sich nach dem Zwangsstuhl zu erkundigen, und stieg eine Wendel-

treppe hinauf. Nachdem er die Thüre eines Gemachs geöffnet hatte, ließ er sich in einen Lehnsessel fallen und begann sich mit beiden Händen die Stirne zu reiben, gleich Jemand, der von unklaren, jedoch peinlichen Gedanken bestürmt wird.

Nach einem Augenblick dieser heftigen Bewegung fielen seine Hände auf die Kniee und er murmelte, den Blick in das halb finstere Gemach richtend:

„Es ist also beschlossen: ein Freundesmord! . . . Er, mein Freund? Er ist mein Todfeind! Hat er mir nicht Maria's Liebe geraubt? Alle meine Hoffnungen vereitelt, meinen Sturz vorbereitet und mich zu ewiger Schande verurtheilt? Sein Oheim hat eingewilligt; er wird sein Handelsgenosse, Miteigenthümer eines ungeheuren Vermögens, Gatte Maria's, Maria's, die mir von ihrem Vater zur Braut bestimmt war! Er wird mächtig, reich und glücklich sein, in Lust schwimmen, die Welt durch seine Pracht in Erstaunen setzen und mit rechtmäßigem Stolz auf den gefallenen Turchi niederschauen! O, verdammt! und was wird mit mir geschehen? Signor Deodati wird entdecken, daß ich ihm zehntausend Kronen schuldig bin; er wird mich vor Gericht verklagen; ich werde als Betrüger verurtheilt werden; man wird entdecken, daß ich mehr verschwendet habe, als mein Eigenthum war; — gehöhnt, verachtet, verspottet, werde ich in den Abgrund des Elends und der Schande auf ewig niederstürzen? Ha, nein, nein, er sterbe! Sein Tod allein kann mich retten. Fällt er, wie ich mir vorgenommen habe, dann ist es mit den zehntausend Kronen abgemacht; dann wird Maria meine Gattin, dann erhalte ich ihren Braut-

schatz; dann bleibe ich der mächtige, der stolze, der geehrte Vorstand des Handelshauses der Buonvisi!... Aber es ist Eile nöthig: morgen kann es zu spät sein! .... Da höre ich Julio kommen. Auf ihm beruht alle meine Hoffnung!"

Der Diener trat in das Zimmer und stellte eine brennende Lampe auf den Tisch.

„Nun, Signore," fragte er, „auf welche Probe wollt Ihr meine Unerschrockenheit stellen? Es kann Nichts so schwer sein, das ich nicht mit Ehren bestehen würde, davon seid überzeugt."

„Schließe die Fensterläden," gebot Turchi. „Sitz' da vor mich hin, Julio, und horche aufmerksam auf meine Worte; was ich Dir sagen will, ist sehr ernsthafter Natur."

Der rothhaarige Mann schaute seinen Herrn mit einem schlauen, ungläubigen Lächeln an, nahm jedoch stillschweigend auf dem Stuhle vor ihm Platz.

„Julio," begann der Signor; „ich bin betrübt und rathlos. Es ist Jemand, der vorgibt, mein Freund zu sein, und mich doch seit Jahren verfolgt, als wäre er nur zu meinem Unglück geboren. Er hat unaufhörlich, mit giftiger Bosheit, mich verlästert, mich betrogen, mich an meiner Ehre und an meinem Vermögen beeinträchtigt. Nun ist er in seinen höllischen Entwürfen so weit gekommen, daß nichts Geringeres, als ewige Schande und ewige Armuth mein Loos sein muß, wenn ich nicht durch ein kühnes Werk der Rache das Netz zerreiße, das er mir um die Füße geschlungen hat .... Schweig' still, Julio; es macht Dir Ehre, daß Du in Zorn gegen Deines Herrn Feind entbrennst; aber höre weiter...

Ich weiß jetzt seit drei Tagen, daß derselbe falsche Freund die Mörder gedungen hat, die mir die Wunde im Gesicht beibrachten. Also hat er mir zuerst nach dem Leben getrachtet und mein Blut vergossen; jetzt will er mein Verderben und meine Schande. Was würdest Du an meiner Stelle thun, Julio?"

Der Diener sprang in die Höhe, zog sein Messer aus der Scheide und antwortete, es in's Weite schwingend, als durchstöße er damit Jemand, unter einem Spottgelächter:

„Ha, ha, was ich thun würde. Fragt mein Messer darum, Signore; könnte es sprechen, es würde Euch wunderliche Dinge erzählen."

„Du würdest also nicht zurückbeben vor einem kühnen Stoß?"

„Zurückbeben? Ihr höhnt mich, Signor; zwanzig Messer, die mir zu gleicher Zeit vor den Augen funkeln würden, könnten mich nicht einen Fuß breit zum Weichen bringen."

„Du begreifst wohl, Julio, daß ich Dir nicht von solchen ernsthaften Dingen sprechen würde, wenn ich an Deiner Unerschrockenheit zweifeln müßte. Ja, ich will Dir einen hohen Beweis von Vertrauen geben, dadurch, daß ich Dich mit meiner Rache beauftrage. Ich werde Dir sagen, wer mein Feind ist und wo Du ihn heimlich treffen kannst. Tödte ihn; ich werde Dir eine schöne Belohnung geben."

Dieser Auftrag schien Julio ganz und gar nicht zu behagen.

„Ja aber," stammelte er; „so gehe ich nicht an's Werk. Ich werde Euren Feind in einen Streit zu

verwickeln suchen, und hebt er nur die Hand gegen mich auf, dann ist er ein Mann des Todes."

„Unmöglich, er ist ein Edelmann."

„Und wenn ich ihn höhnte, würden seine Diener mir eine Tracht Stockschläge aufladen, nicht wahr?"

„Allerdings. Es gibt aber ein Mittel, Julio: ich werde Dir sagen, wo er in nächtlicher Finsterniß ohne Gefahr zu treffen ist."

„Ich? Ich sollte Eurem Feind verrätherisch den Todesstoß versetzen? Mir hat der Edelmann Nichts gethan. Seit wann rächen die Diener der Edelleute die Beleidigung, die ihrem Herrn widerfahren? Es ist Eure Sache, Signore."

„Das Leben eines Menschen ist Dir keinen Heller werth, sagst Du," rief Simon Turchi mit bitterem Spott. „Jetzt suchst Du hinter so kindischen Reden Dich zu verstecken. Du bist ein Feigling, Julio!"

„Nein, nein, aber ich will kein Meuchelmörder sein."

„Verstellung: eine Ausrede, weil Du Angst hast."

„Ist es so etwas Geringes und Leichtes, warum führt Ihr dann selbst den Schlag nicht?"

Die Narbe auf dem Angesicht von Simon Turchi nahm eine bläuliche Farbe an; alle Glieder zitterten ihm vor verhaltener Wuth; doch bezwang er seine Aufregung mit Gewalt und sprach nach einigen Augenblicken mit einem Lachen der Verachtung auf den Lippen:

„Es sind mehr als vier Jahre, daß ich Dich in meinen Dienst genommen habe; ich bezahlte Dich gut, übersah Dein unordentliches Leben, Deine Trunk-

und Deine Spielsucht und jagte Dich nicht fort, obwohl Du es hundertmal verdient hättest.... Und nun Du zum ersten Mal mir zu Etwas nützlich sein kannst, findest Du den Muth nicht dazu! Ha, ha, so muß ich Dich erproben! Was ich Dir sagte, war nur Scherz; ich habe keinen Feind. Geh' jetzt fort, Julio; morgen verlässest Du meinen Dienst. Du bist ein Lügner und Hasenfuß!"

„Aber beurtheilt mich doch nicht zu strenge, Signore," bat der Diener. „Ich will tausendmal mein Leben für Euch wagen; aber Jemand — einem Unbekannten vielleicht — verrätherisch auflauern und ihn kaltblütig niederzustoßen, das ist eine schändliche Uebelthat, wozu ich mich nicht gemacht fühle..."

„Heuchler," schnaubte Simon Turchi ihm zu, „Du sprichst, als ob mir Deine Geschichte unbekannt wäre. Wenn auf Deinen Kopf auf dem Gebiet von Lucca ein Preis gesetzt ist und ein Todesurtheil auf Dir lastet, kommt es nicht daher, daß Du den Richter Volpaï ermordet oder zu dessen Mord geholfen hast?"

Diese Worte schienen Julio mit plötzlichem Schrecken zu schlagen. Er antwortete mit demüthigem Ton:

„Signore, ich habe es Euch bereits gesagt, ich war bei dieser Sache mehr unglücklich als schuldig. Ich befand mich allerdings zur Stelle und wurde mit denen angehalten, die den verhängnißvollen Schlag führten. Glaubet mir, ich wußte Nichts von deren Vorhaben. Ich will nicht sagen, daß ich in Händeln und Schlägereien ein sanftmüthiger Bursche bin; aber bis auf den heutigen Tag hat mein Mes-

ser noch niemals ungereizt einen einzigen Tropfen Blutes vergossen."

Der Signor schaute seinem Diener in die Augen und brummte drohend:

„Wenn ich nun einmal, um Dich für Deine feige Undankbarkeit zu bestrafen, den Factor von Lucca wissen ließe, wen ich in meinen Diensten habe? Wenn ich ihm sagte, der Mann, welcher seinen wahren Namen unter dem von Julio Julii verbirgt, sei Niemand anders als Pietro Mostajo? Würde er nicht morgen Nacht, an Händen und Füßen gebunden, in dem Raum einer Kriegsgallione schlafen, um in Italien auf dem Schaffot sein Leben zu lassen?"

Julio erbleichte und bebte sichtbar; zu seiner Angst gesellte sich noch das Gefühl der Scham über den demüthigenden Zustand, worin er sich befand. Er rang eine Weile die Hände und klagte über falsche Beschuldigungen und die Ungerechtigkeit der Menschen; aber sein Herr folgte mit so spöttischem Blick allen seinen Bewegungen, daß der außer Fassung gebrachte Diener endlich mit fieberischer Entschlossenheit ausrief:

„Wohlan, sagt, was ich thun muß; ich bin bereit."

„Wolltest Du meinen Wunsch erfüllen, mit festem Muth, ohne die mindeste Zögerung?"

„Ich muß wohl; Ihr zwingt mich! Fürchtet darum Nichts: mein Beschluß ist gefaßt."

„Wenn Geronimo Deodati mein Feind wäre?"

„Geronimo Deodati!" rief Julio im äußersten Schrecken. „Geronimo, Euer Busenfreund? Der

edle, gutherzige Ritter? Der Euch wie einen Bruder liebt und achtet? Er ist sanft und arglos wie ein Mädchen!"

„Er ist ein Scheinfreund, ein Heuchler!"

„Geronimo sollte Euch die Wunde im Gesicht beigebracht haben?*) Er sollte Euch verrathen, Euer Verderben suchen? Irrthum, Irrthum, unmöglich."

„Er ist mein Todfeind. Ihn sollst Du tödten, sage ich Dir!" rief Simon Turchi mit drohendem Ton.

„Signor Geronimo tödten, ich? Ach, zu welcher um Rache schreienden Uebelthat wollt Ihr mich treiben!" wehklagte Julio.

Simon faßte seinen Diener am Arm, schüttelte ihn heftig und rief ihm mit heisern Kehltönen in das Ohr:

„Pietro Mostajo, denk an den Factor von Lucca!"

Julio stand mit gesenktem Haupte wie vernichtet da, und gab keine Antwort.

Der Signor ließ ihn los, trat auf die Thüre zu und sagte:

„Gut, ich gehe, Dein Haupt dem Henker zu überliefern . . ."

Der erschrockene Diener sprang ihm nach, hielt ihn flehend zurück und seufzte:

„Nun, ich unterwerfe mich gänzlich Eurem Wil-

---

*) Einst, da er bei Nacht über die Straße ging, wurde ihm von feindlicher Hand ein Schnitt im Gesicht beigebracht, der, wie er als gewiß annahm, von Geronimo herrührte, worin er sich jedoch gänzlich betrog, da er später erfuhr, wer der Thäter war.

Matteo Bandello.

len, und nehme das Loos an, dem nicht zu entgehen ist. Noch niemals habe ich einen Mord begangen; es sei also zum ersten Mal! Signore, Ihr nehmt sein Blut auf Euch, nicht wahr? Sagt mir jetzt, wann und wie ich diesen schrecklichen Auftrag vollziehen soll?"

„Noch heute, Julio."

„Noch heute?"

„Morgen wäre es zu spät."

„Wohlan, so sprecht, je früher, desto besser."

„Es ist Maiabend, Geronimo wird Maria Van de Werve eine Serenade bringen. Nur zwei Lautenspieler sollen ihm folgen. Er hat mich ersucht, zu ihm zu kommen und ihm Gesellschaft zu leisten; ich werde in der Factorei mich zu Bette legen und sagen, ich befinde mich unwohl; die Diener alle sollen wissen, daß ich meine Wohnung nicht verlassen habe. Du wirst die alte spanische Kapuze umwerfen, die seit fünf Jahren droben auf dem Speicher hängt; sie wird Dich unkenntlich machen. Dann gehst Du vor eilf Uhr nach der Hobokenstraße, nicht weit von dem Minoritenkloster. Dort steht ein Brunnen, an dem Geronimo zwei Mal — hin und zurück — vorüber gehen muß. Du verbirgst Dich hinter dem Brunnen, bis Geronimo in der Finsterniß ihm nahe kommt; dann schießest Du plötzlich auf ihn zu und versetzest ihm einen tödtlichen Stoß; mehr als einen sogar . . . Die Lautenspieler sind furchtsame Leute; sie werden die Flucht ergreifen. Du entreißest dem Leichnam des Geronimo eine Brieftasche, die er in seinem Wams links auf der Brust trägt; darin befindet sich eine Schrift, die er mit List mir

abgeschwatzt hat. — Du verlässest den Platz und entfernst Dich durch die finstern Straßen: die Nacht wird Dich nicht verrathen.... Vergiß die Brieftasche nicht!"

Julio's Angesicht zeugte von Verwunderung und Schrecken; er hatte während der Auseinandersetzung dieses Planes den starren Blick auf den Mund seines Gebieters geheftet und schaute ihm, auch da er schwieg, noch voll Verwirrung in die Augen.

„Nun," fragte sein Herr, „ist die Sache nicht klug ausgedacht? Du siehst, es ist keine Gefahr dabei."

„Wunderbar, wunderbar!" murmelte der Diener, zu Boden blickend.

„Du bist also bereit, den Schlag zu wagen? Aber was stehst Du so zweifelnd da? Hast Du Furcht?"

„Nein, nein, laßt mich ein wenig überlegen," stammelte Julio.

Nach einer kleinen Pause hob er den Kopf wieder in die Höhe und sprach:

„Mit Eurer Erlaubniß, Signor, der Plan, wie Ihr ihn entworfen habt, scheint mir höchst gefahrvoll für Euch. Angenommen, Geronimo bemerke mich zu früh und setze sich zur Wehre, oder die Lautenspieler seien zufällig entschlossene Leute und ich werde verwundet oder ergriffen; dieß Alles ist möglich. Ich würde unfehlbar gerädert oder verbrannt. Dieß ist das Mindeste, und ich würde wenig darauf achten, wenn nur mein Tod Euch nützlich sein könnte. Aber ich bin Euer Diener, das weiß Jedermann; und da ich keinen Grund zu Haß oder Neid haben

kann, gegen einen Ritter, der mir noch niemals ein hartes Wort gegeben hat, wird man auf der Stelle an Euch denken, als an denjenigen, der mir diesen Mord anbefohlen hat."

„Und Du, Du würdest mich verrathen, nicht wahr?" spottete Turchi bitter.

„Verrathen? Es würde mich nicht retten, Signor; aber auf der Folter könnte meine Zunge gegen meinen Willen Euren Namen aussprechen."

Simon Turchi schritt einige Mal im Gemache auf und ab und murmelte Etwas zwischen den Zähnen im Tone tiefer Verzweiflung. Sein Diener folgte ihm auf seinem Gang mit scheuem Blick und einem beinahe unmerklichen Lächeln triumphirender Freude.

Endlich blieb der Signor mitten im Zimmer stehen; die Narbe auf seiner Wange schien zu glühen, und die Augen standen ihm wie irre im Kopf.

„O!" stieß er hervor, „ich soll also für ewig verloren sein? Es soll mir Nichts mehr auf der Welt übrig bleiben, als Schande und Elend! Julio, Julio, geht der Stuhl?" *)

„Der Stuhl! Der Stuhl war also bestimmt, um Geronimo's sich zu bemächtigen?" rief der Diener erstaunt. „Er geht. Was wollt Ihr sagen, Signore?"

---

*) Weßhalb Symon Turk sich vorsetzte, an ihm Rache zu nehmen und durch langes und kaltes Nachdenken einen hohen Lehnsessel zu Stande brachte, an welchem, wenn einer sich darauf niederließ, zwei runde starke Eisen hervorsprangen, die beide Beine über den Knieen und dazu so fest faßten, daß der Mann darin fest und geschlossen saß. E. van Meteren, Geschichten aus den Niederlanden. 1. Buch.

„Nein, nein, der Stuhl käme zu spät," murmelte Simon Turchi mit fieberischer Heftigkeit in der Stimme. „Ich will von Nichts mehr hören; Du wirst diese Nacht Geronimo auflauern und ihn durchbohren . . . Es ist beschlossen; es muß sein!"

„Ich weiß ein Mittel, um ohne Gefahr für Euch und für mich dasselbe Ziel zu erreichen, Signore," sagte der Diener.

„Ah, möchtest Du Wahrheit sprechen! Laß hören, dieß Rettungsmittel."

„Seht Ihr, Signore," sprach Julio, „es wohnt in dem St. Andreas-Kirchspiel ein Mann, groß und stark wie ein Riese. Er heißt Brusserio; für Geld thut er Alles, was man will. Sagt ihm, daß Ihr Jemand mit Stockschlägen belegt sehen, oder verwundet oder getödtet haben wollt, es gilt ihm Alles gleich. Immer vollzieht er seinen Auftrag zur Zufriedenheit derer, die ihn bezahlen, und niemals verräth er ein Geheimniß. Er hat vier oder fünf unerschrockene Genossen, die dasselbe Handwerk betreiben. Man kann sich auf ihn verlassen. Wenn Ihr mir Geld gebt, um den Rabauw *) zu bezahlen, dann braucht Ihr Euch durchaus nicht weiter damit zu bemühen; Brusserio selbst soll der Meinung sein, daß ich aus eigener Rachsucht handle, und überdieß kennt er mich nicht. So wird Keiner von uns beiden verdächtigt oder beschuldigt werden können, selbst wenn die Sache mißlingt."

*) Rabauw, von dem italienischen Wort Ribaldo, bezeichnet im Mittelalter einen Landläufer, einen Menschen, der kein ehrliches Auskommen hat, einen Spitzbuben oder Schurken. A. d. U.

Die Worte Julio's schienen den Signor Anfangs zu überraschen und er dachte schweigend darüber nach. Allmälig trat jedoch ein Lächeln auf seine Lippen, und es zeigte sich deutlich, daß der gemachte Vorschlag ihm als ein glückliches Auskunftsmittel vorkam. Er öffnete seinen Geldbeutel und legte vier kleine Goldstücke in Julio's Hand.

„Wird dieß genügen?“ fragte er.

„Ihr scherzt, Signor,“ antwortete der Diener; „vier Goldkronen für das Leben eines Edelmanns!“

Simon legte vier weitere Stücke zu.

„Jetzt?“ fragte er.

„Noch nicht genug.“

„Wie viel denn, glaubst Du?“

„Ich weiß es nicht: zwanzig vielleicht.“

„Zwanzig? Ich habe nur fünfzehn und einiges Silbergeld bei mir.“

„Gebt Alles, Signore. Wäre es nicht genug, ich käme unverrichteter Sache wieder.“

Einen tiefen Seufzer ausstoßend, ließ Simon den ganzen Inhalt seiner Börse in Julio's Hand fallen.

„Du wirst mir zurückbringen, was zu viel sein möchte, nicht wahr?

„Ja gewiß; aber ich denke nicht, daß viel übrig bleiben wird.“

Nun, Julio, ich habe Eile, nach der Factorei zurückzukehren. Vollziehe Deinen Auftrag mit Geschicklichkeit, und ich werde Dich gut belohnen .... Ha, da schießt mir ein Gedanke durch den Kopf! Und die Brieftasche? Sie darf dem Spitzbuben nicht in die Hände fallen.“

„Daran habe ich nicht gedacht,“ seufzte Julio verlegen.

Beide schauten eine Zeit lang nachdenklich zu Boden.

„Ah, ich hab' es gefunden!“ rief Simon Turchi nach einer Weile erfreut. „Du wirst ein wenig vor zehn Uhr Dich nach Geronimo's Hause begeben und ihm sagen, daß ich das Fieber habe und Dich an meiner Stelle sende, um bewaffnet ihn zu begleiten. Halte Dich in seiner Nähe, und wenn er getroffen niederstürzt, so entreiße ihm die Brieftasche. Verständige Dich deßwegen mit dem Spitzbuben; sag' ihm, daß es eine Schrift von keinem Belang ist.“

Julio verzog beim Empfang dieses neuen Auftrags ärgerlich das Gesicht. Er hatte sich bereits mit der Gewißheit geschmeichelt, bei dem verrätherischen Streich nicht gegenwärtig sein zu dürfen. Nun wurde ihm geboten, doch einigermaßen Antheil daran zu nehmen.

„Geh' jetzt nach dem Speicher,“ sagte Turchi, „und hole den alten spanischen Mantel; er kann Dir dazu dienen, Dich bei Brusserio unkenntlich zu machen. Umgürte Dich zugleich mit einem Schwerdt, um Geronimo zu beweisen, daß Du zu seiner Vertheidigung bewaffnet bist.“

Indem er die Lampe vom Tische nahm, war der Diener im Begriff, den Befehl zu vollziehen.

„Nun, was thust Du?“ rief sein Herr. „Willst Du mich hier im Finstern lassen? Wagst Du nicht mehr, ohne Licht auf den Speicher zu gehen?“

„Ich werde mich an den Balken stoßen; ich kann mich nicht mehr erinnern, wo der Mantel liegt.“

„Es ist erst drei Tage, daß Du ihn noch in den Händen hattest. Du fürchtest Dich in der Dunkelheit, Julio: Nimm die Lampe!“

Einen Augenblick darauf kam der Diener zurück. Er hatte den spanischen Mantel auf den Schultern. Es war ein weites Gewand, worein man seinen ganzen Körper hüllen konnte, und dessen Kaputze, über das Haupt gezogen, das Angesicht beinahe gänzlich verbarg.

Schweigend stiegen Herr und Diener hinab und näherten sich, unter dem Schein der Lampe, der Thüre in der Gartenmauer. Dann setzte Julio die Lampe auf den Boden und blies das Licht aus.

Das Schloß knarrte, die Thüre wurde geöffnet und wieder geschlossen, und Simon Turchi verschwand mit seinem Diener in der Einsamkeit der finsteren Straße.

## IV.

Ein düsterer Schatten, gleich einem beinahe unfaßbaren Fleck in der Finsterniß sich bewegend, schlich in der St. Jansstraße längs der Häuser hin.

Der Himmel mußte mit Wolken überzogen sein, denn kein einziger Stern schimmerte durch das unendliche Wolkenmeer; nur hie und da an den Ecken der Straßen und Stegen flimmerte ein Lämpchen, das vor einem Marienbilde angezündet war; allein weit entfernt, die Finsterniß zu vermindern, glimmten diese Flämmchen in der nebeligen Nachtluft gleich

Glühwürmern im Gebüsch, die Licht besitzen, aber nicht leuchten.

Alles war still in den einsamen Straßen. Hörten die Einwohner hinter ihren eichenen Fensterläden zuweilen ein Geräusch, so war es nichts Anderes, als der beeilte Schritt eines Bürgers, der von Furcht getrieben, um so lauter mit den Füßen auftrat, um Diebe und Räuber abzuschrecken; oder der rasche Gang eines Gauners, der lauernd und den Blick durch die Finsterniß bohrend, nach einem Raub ausspähte, oder auch die Nachtwächter, welche die Stunden riefen und ihre Hellebarden auf den Boden stießen, als wollten sie die Uebelthäter von ihrer Annäherung in Kenntniß setzen.

Der Schatten, welcher gerade durch die St. Jansstraße schlich, war ein Mann, völlig in einen weiten Mantel gehüllt, und den Kopf unter einer Kaputze verborgen, die von dem Gesicht wenig mehr als Nase und Augen unbedeckt ließ. Wenn er an einem Heiligenbild vorüberging, oder der schwache Strahl eines Lämpchens ihn erreichte, so konnte man bemerken, daß er im Gehen die Faust an das Gefäß eines Degens gelegt hatte.

War diese Person ein Bösewicht, zu einem verbrecherischen Ueberfall bereit, oder hielt er aus Furcht vor Gefahr sich nur zur Selbstvertheidigung fertig?

Wie dem sein mochte, er rückte vorsichtig weiter und erreichte endlich ohne irgend einen Unfall eine enge und krumme Gasse, aus deren Tiefe viele verwirrte Stimmen aufzusteigen schienen.

Der Mann mit der Kaputze blieb vor der Mündung eines Kellers stehen, der mit einer Treppe auf

die Straße auslief, und horchte auf das fröhliche Geräusch und Gejubel, welches dort unten erscholl.

Er steckte die Hand in die Tasche und ließ einige hellklingende Geldstücke durch die Finger gleiten.

„Der Silberne Würfel!" seufzte er. „Hör', wie sie da drinnen lustig sind! Die Würfel rollen über den Spieltisch. Soll ich nicht einen Schilling wagen? Einen einzigen?"

Wie von einem übermächtigen Zauber beherrscht, setzte er den Fuß auf die Treppe des Kellers, aber dann schien ein plötzlicher Gedanke ihn zurückzuhalten. Bebend sprang er zurück und entfernte sich in aller Eile von dem Keller. Weiter auf der Straße blieb er stehen und murmelte in ängstlichem Tone:

„Himmel, was war ich zu thun im Begriff. Spielen, würfeln? Ich hätte gewiß all das Geld verloren! Pietro Mostajo, vergiß nicht den Factor von Lucca! . . . Ach, ich bin gerettet! Welche Bezauberung, es war mein Kopf, den ich auf's Spiel setzte . . . . Aber wer sagt, daß ich unglücklich sein werde? Kann ich nicht eben sowohl einen Schatz Geldes gewinnen? — Da ist der Zauber wieder! Nein, nein, Brufferio muß ich aufsuchen und darf keine Zeit verlieren. Dort wohnt er: wo die schwarze Thüre neben dem Pumpbrunnen ist."

Während er diese letzten Worte flüsterte, betrat er den Steg. Bald blieb er jedoch wieder neben dem Brunnen stehen und sprach mit zurückgehaltener Stimme:

„Hier wohnt Brufferio. Wie finster! Ich kann kaum die Thüre sehen; aber ich irre mich nicht: hier hat wohl der gefürchtete Gauner sein Mordnest . . .

Das ist seltsam. Warum wandelt mich so plötzlich ein heftiges Zittern an? Ist es vielleicht eine Warnung, daß da drinnen ein Unglück über mich kommen soll? Wenn man mir die Goldstücke entrisse und mich ermordete, um den Diebstahl zu verbergen? Was thun? Wenn ich meinem Herrn sagte, ich habe Brufferio nicht gefunden? ... Ha, und der Factor von Lucca!"

Nach einem Augenblick ängstlicher Ueberlegung schritt der Mann mit der Kapuze auf die kleine Thüre, indem er seufzte:

„Fort, fort, es ist Nichts daran zu ändern: von zwei Uebeln das kleinste!"

Wiewohl diese Worte einen festen Entschluß anzudeuten schienen, faßte er nichts desto weniger mit noch zitternder Hand den eisernen Klopfer an der Thüre und ließ ihn zweimal niederfallen.

Der Ton klang hohl und dumpf im Innern, als wäre die Thüre der Eingang zu einem Grabgewölbe gewesen.

Es dauerte geraume Zeit, ohne daß irgend ein Geräusch verrieth, man habe das Klopfen gehört.

Noch mehr erschrack der nächtliche Besucher bei dem Gedanken, es möchte Niemand zu Hause sein, und er müßte demgemäß unverrichteter Sache zu seinem Herrn zurückkehren, der ihm keinen Glauben schenken würde.

In der schwarzen Thüre befand sich ein vergittertes Guckloch. Hinter den eisernen Stäben waren zwei Augen auf die Person gerichtet, die angeklopft hatte; und verging viel Zeit, ehe er eine Antwort erhielt, so geschah dieß wahrscheinlich, damit die spä-

henden Augen durch die Finsterniß dringen könnten, um den unzeitigen Besucher zu erkennen.

Endlich fragte eine heisere, rauhe Stimme durch das Guckloch:

„Wer hat geklopft?“

Der Mann mit dem Mantel sprang zurück; die Frage, so unerwartet und so dicht neben seinem Ohr ausgesprochen, schien aus dem Nichts hervorzukommen und jagte ihm einen heftigen Schrecken ein. Er bezwang sich jedoch ziemlich schnell, näherte sich wieder der Thüre und antwortete in italienischer Sprache:

„Frau, ich verstehe kein Niederdeutsch; Ihr müßt Italienisch können: Brufferio ist aus der Romagna. Sagt mir, ist Brufferio zu Hause?“

„Wer seid Ihr?“ wurde in gebrochenem Italienisch gefragt.

„Wer ich bin? Ich muß eine geheime Angelegenheit mit Brufferio abmachen und mag meinen Namen nicht nennen.“

„Ihr seid ein Diener von dem Landvogt und wollt mich nur betrügen. Geht Eures Wegs und laßt mich in Ruhe. Brufferio ist nicht zu Hause.“

Der Mann mit der Kapuze nahm einige Geldstücke aus seiner Tasche und klimperte leise damit.

„Ihr irrt Euch, Frau,“ sprach er. „Ich brauche Brufferio's Dienste zu einer wichtigen Sache. Es sind einige Goldkronen damit zu verdienen. Ich komme mit klingender Münze: Ihr hört es wohl.“

Zwei Riegel knarrten hierauf in ihren verrosteten Klammern und die Thüre wurde aufgeschlossen.

„Tretet ein, Signor,“ flüsterte die Frau. „Folgt mir nach der Treppe.“

„Ich sehe Euch nicht: es ist hier so finster wie in der Hölle; wo ist die Treppe?“ stammelte der Andere.

„Laßt Euch führen, Signore; gebt mir Eure Hand: ich werde vorangehen.“

Sie ergriff die Hand des Besuchers, und sprach, während sie ihn bis an den Fuß der Treppe brachte:

„Eure Hand zittert, Signore! Fürchtet Ihr Euch?“

„Ich mich fürchten?“ murmelte der Andere mit unsicherer Stimme. „Fürchten vor was? Es ist die Finsterniß, die mir einiges Wanken verursacht.“

„Möglich, Signore; ich glaubte zu fühlen, daß Eure Hand kalt ist und zittert. . . . Nun seid Ihr auf der Treppe; folgt mir.“

Der Mann mit dem Mantel klimmte ihr nach, strauchelte auf den halb ausgetretenen Stufen, stieß sich Kopf und Ellenbogen an unsichtbaren Hindernissen, brummte und polterte, um den Schein zu erregen, als ob von Besorgniß und Angst bei ihm gar nicht die Rede wäre.

Im ersten Stock angekommen, öffnete die Frau eine Thüre und führte ihren Begleiter in ein Zimmer, welches von der rauchigen Flamme einer eisernen Lampe erhellt war. Indem sie ihm auf einen morschen Stuhl deutete, sprach sie:

„Nun, Signore, setzt Euch nieder. Wartet eine Weile; ich will Brufferio holen. Er ist am Spieltisch in der Nachbarschaft. Wenn man in meiner Abwesenheit klopft, so gebt keine Acht darauf; ich werde die Thüre von Außen schließen und den Schlüssel mitnehmen. . . .“

Der Mann mit dem Mantel schaute ihr furchtsam und bestürzt nach. Ihr knochiger Körper, ihr runzeliges Gesicht, die grauen Locken, welche auf ihre Stirne hereinhingen, ihr breiter Mund und ihre großen Zähne hatten sie in seinen Augen zu einem abscheulichen Wesen gemacht, in jeder Hinsicht würdig, die Genossin eines Mannes, wie Brufferio zu sein.

Er horchte ängstlich auf das Geräusch ihrer Schritte, bis er den Schlüssel in dem Schloß der Thüre knarren hörte.

Dann ließ er den Blick in der Runde herumlaufen und betrachtete mit Mißtrauen und Verwunderung das Zimmer Brufferio's und die Gegenstände, die sich darin befanden.

Es war in der That weder prächtig noch sauber; ein Tisch, drei hinkende Stühle, eine Bank von Eichenholz, einige irdene Töpfe auf dem Kamin, und ein Bett in einem Alkoven, war das ganze Hausgeräthe, welches man bemerkte. Aber nicht auf die alltäglichen Gegenstände hatte der Besucher seinen Blick gerichtet. Was er nicht ohne Schauder betrachtete, war die Menge sonderbarer Waffen, die überall an den Wänden des Gemachs aufgehängt waren.

Zwischen verrosteten Degen, breiten Schlachtschwertern, scharfen Dolchen und Messern von allen Formen, sah er nicht minder kurze Stöcke mit eisernen Knöpfen, stählerne Ketten, wie Pferdegebisse aussehend, ja selbst Stricke mit laufenden Schlingen, und eine Menge anderer Dinge, deren Gebrauch ihm unerklärlich war, obwohl er vermuthete, daß dergleichen seltsame Dinge zu nichts Gutem bestimmt sein konnten.

Auf dem Tisch bei der Lampe lag ein großes Messer und daneben ein Lappen mit rothem Fegsand; so daß ohne Zweifel die Frau damit beschäftigt gewesen war, diese Waffe zu putzen, als sie durch das Klopfen an der Thüre in ihrer Arbeit gestört worden war.

Alle diese Mordwerkzeuge erfüllten das Herz dessen, der sie betrachtete, mit Angst und Schrecken. Er wandte zitternd das Gesicht davon ab und ließ den Kopf auf die Brust fallen, um für sich selbst das Bedenkliche seiner Lage zu überlegen — aber es wurde ihm hiezu keine Zeit gelassen, da diesen Augenblick die Hausthüre geöffnet wurde und er Jemand die Treppe heraufsteigen hörte.

Die Frau trat in das Zimmer und sagte:

„Brufferio wird sogleich kommen: noch drei Würfe. Wenn er einmal an das Spiel geräth, dann ist er nicht davon loszubringen. Er wird jedoch kommen. Ich glaube, Signore, daß er bereits ein Bischen zu viel getrunken hat. Gebt Acht auf Euch selbst und reizt ihn, wenn Euer Leben Euch werth ist, nicht durch unwillige oder leichtsinnige Reden; denn er würde Euch ein Unheil anthun, mit eben so wenig Bedenken, als er einen Floh zerdrückte. Sonst ist er der beste Mann von der Welt. . . .“

Sie setzte sich an den Tisch nieder, ergriff das Messer und den Lappen und fuhr in ihrer Arbeit fort, während sie ihr graues, forschendes Auge auf den Fremdling gerichtet hielt.

Dieser hatte die Kapuze dicht über sein Gesicht gezogen und saß schweigend da, den Blick unstet in den leeren Raum gerichtet, gleich Jemand, den das

lange Warten verdrießt. Er befand sich in großer Aufregung, und von Zeit zu Zeit lief ihm ein Schauder durch die Glieder. So oft er nach dem Tische sah, begegnete er dem scharfen Blick des häßlichen Weibes, welche unter dem Putzen des breiten Messers ihn vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete und durchbohren zu wollen schien, um zu erfahren, wer oder was er war und welche Absicht ihn in dieses Zimmer gebracht hatte.

Endlich, da er seiner Beklommenheit nicht länger widerstehen konnte, stand er auf und sagte:

„Frau, laßt mich hinaus; ich mag nicht länger warten; ich komme morgen bei Tage wieder."

„Da höre ich Brufferio auf der Straße pfeifen," antwortete sie. „Er steckt den Schlüssel in das Schloß."

Als wäre diese Botschaft ein überraschender Schlag für den Fremden gewesen, sank er mit einem dumpfen Seufzer auf den Stuhl zurück und lauschte ängstlich auf die schweren Männertritte, unter welchen die Treppe krachend erbebte.

Brufferio erschien auf der Schwelle des Gemachs und starrte mißtrauisch den Mann an, welcher ihn von dem Spieltisch hatte holen lassen.

Der Gauner Brufferio war wie ein Riese gebaut; um in das kleine Gemach zu treten, mußte er sich bücken. Er ging mit dem Kopf etwas rückwärts und hielt die Hand drohend an das Heft eines langen Gürtelmessers. Ein breiter Hut beschattete sein Angesicht; sein ganzer Anzug war von dunkelbraunem Tuch, der Farbe der nächtlichen Finsterniß. Unter vorstehenden Augenbraunen funkelten seine kleinen

Augen, und um seinen Mund spielte ein wildes, scharfes Lächeln.

Er gab der Frau ein gebietendes Zeichen und wies sie nach der Thüre. Brummend, doch ohne ihren Verdruß auf eine andere Weise merken zu lassen, schlich sie aus dem Zimmer. Der Gauner schloß von innen die Thüre, nahm einen Stuhl und sagte dann zu dem Fremden mit einer hohlen, schweren Stimme, als käme sie aus einem leeren Fasse:

„Perche me disturba? Warum stört Ihr mich? Wer seid Ihr?"

Diese Frage brachte den Andern in große Verlegenheit. Stammelnd antwortete er:

„Es ist nicht nöthig, Signor Brufferio, daß Ihr meinen Namen wißt, um mir einen Dienst zu leisten, wofür ich Euch sehr gut bezahlen werde."

Der Gauner tippte, da er diese Worte vernahm, an seine Stirne, als glaubte er, die Stimme des Besuchers zu erkennen; doch besann er sich darüber nicht weiter, sondern sprach:

„So sagt mir eilig, was Ihr von mir begehrt; man erwartet mich in dem Silbernen Würfel: ich habe nicht viel Zeit."

„Es ist eine Sache von Wichtigkeit, Signor Brufferio."

„Wirklich, mein Weib sagte mir, daß einige Goldkronen zu verdienen seien. Laßt hören! Wozu sind alle die Umwege nöthig? Was macht Euch so verlegen und bekümmert? Glaubt Ihr denn mit einem unredlichen Mann zu thun zu haben? Fürchtet Nichts; in meinem Hause soll kein Haar auf Eurem Haupte gekrümmt werden."

Diese Zusicherung gab dem Fremden einiges Vertrauen; seine Stimme wurde klarer.

„Signor Brusserio," sprach er. „Ihr müßt wissen, ich habe einen Feind, der mich höhnt und verfolgt und ins Verderben zu stürzen droht."

„Ich begreife; Ihr wollt Euch rächen — durch mich?"

„Ja, Signore. Wie viele Goldkronen fordert Ihr für solchen Dienst?"

„Das richtet sich nach dem Stand der Personen und nach der Wichtigkeit der Dinge. Eine Tracht Stockprügel, eine Schramme im Gesicht, oder einige Schnitte über den Rücken kosten nicht so viel als ein tödtlicher Stich."

„Ein tödtlicher Stich muß es sein, Signore."

„Und wer ist Euer Feind? Edelmann oder Bürger, reich oder arm?"

„Er ist Edelmann, Signore, und ziemlich wohlhabend, ohne Zweifel."

„Ein Edelmann? Und Ihr, der mich bezahlen soll, was seid Ihr?"

„Ich bin ein armer Diener ohne Stelle."

Der Gauner lächelte ungläubig.

„So," spottete er, „ein armer Diener ohne Stelle. Geht, geht, werft die Kapuze Euch von dem Kopf. Ihr habt rothes Haar, Ihr sitzt noch oft an dem Spieltisch, Ihr seid Julio und wohnt an der Wyngaerdbrücke, im Hause von Simon Turchi, nicht wahr? Ihr wollt mich täuschen?"

Julio, so unerwartet erkannt, schien stumm vor Ueberraschung und schaute bebend den Gauner an,

der jedoch nicht die mindeste Erregung zeigte, vielmehr in beruhigendem Tone fortfuhr:

„Nun, das macht Nichts zur Sache. Daß ich Euch kenne, laßt Euch nicht anfechten: mein Beruf bringt es mit sich, die wichtigsten Dinge geheim zu halten. Fürchtet Nichts, ich werde Euch nicht verrathen."

Julio bekam erst nach einigen Augenblicken seine Sprache wieder.

„Es ärgert mich, daß Ihr meinen Namen kennt," seufzte er, „aber es ist einmal so! Ich frage Euch, Signor Brufferio, was begehrt Ihr dafür, meinen Feind mir für immer aus dem Wege zu räumen?"

„Euren Feind?" lachte der Gauner. „Ein Edelmann Euer Feind? Ihr sucht mich wieder zu betrügen. Der Feind Eures Herrn, wollt Ihr sagen."

„Nein, meinen eigenen Feind, der mich bei meinem Herrn verlästert und mich mit Schande wegjagen will."

„Und Ihr bietet mir Goldkronen an? Seit wann tragen Dienstleute so schweres Gold bei sich? . . . Es ist ein tödtlicher Schlag auf einen Edelmann, nicht wahr? Wohlan, Ihr gebt mir fünfzehn Goldkronen."

„Fünfzehn Kronen," rief Julio mit verstellter Bestürzung. „Einen solchen Schatz? So viel besitze ich nicht."

„Nun, um es kurz zu machen, ich will es für zwölf thun; aber Bezahlung vor dem Schlag!"

„Sogleich, ehe ich von hier weggehe, werde ich bezahlen."

„Nun wohl, Julio, gebt mir die Hand, der Ver-

trag ist geschlossen. Sagt mir nun deutlich, was Ihr oder Euer Herr von mir verlangt."

„Nicht mein Herr: ich allein."

„Das ist gleich. Was muß ich thun, und wann?"

„Noch diese Nacht, Brufferio."

„Diese Nacht? Dann muß ich mein Würfelspiel gegen den portugiesischen Matrosen fahren lassen. Da wären auch einige Carolusgulden zu gewinnen gewesen."

„Seht, die Sache verhält sich folgendermaßen, Signore Brufferio. Diese Nacht, gegen eilf Uhr, wird ein junger Edelmann, mit zwei Lautenspielern, aus der Gegend des Minoritenklosters kommen und an der Ecke der Prinzenstraße gegen den Paddengracht sich wenden, um die Richtung nach der St. Jakobskirche einzuschlagen. Er muß demnach an dem steinernen Brunnen vorüber, der sich am Eingang der Hobokenstraße befindet. Ihr werdet Euch nun mit einigen vertrauten Genossen hinter dem Brunnen verbergen und den jungen Edelmann, wenn er daran vorbeigeht, überfallen und tödten."

„Die Sache ist gut ausgedacht," bemerkte der Gauner. „Ich werde es wohl allein abthun können; nichts desto weniger will ich, da Ihr es einmal begehrt, ein paar unverzagte Kameraden mitnehmen. Aber wie soll ich die Person erkennen, die ich treffen muß?"

„Er trägt ganz braune Kleider und eine weiße Feder auf dem Hut; in der Finsterniß werdet Ihr Nichts sehen, als die weiße Feder: das ist ein sicheres Zeichen."

Brufferio nickte überlegend mit dem Kopf.

„Und dieß ist Alles, was Ihr mir aufzutragen habt?“ fragte er.

„Ich will Euch noch zur Verständigung sagen, daß ich im Gefolge des jungen Edelmanns sein und, nachdem er gefallen ist, ihm Etwas abnehmen werde, dessen Entdeckung mich sonst in große Gefahr bringen könnte. Ihr erkennt mich an dieser spanischen Kapuze und ich werde großen Lärm machen und rufen, damit Ihr und Eure Leute wissen, es sei kein Feind von Euch da.“

„Was sind nun die Goldkronen?“

„Ihr übernehmt also den Auftrag, Brufferio?“

„Ich werde ihn vollziehen, als arbeitete ich für meine eigene Rechnung.“

Julio zog einige Goldkronen aus der Tasche und dann wieder eine und noch eine, bis er zwölf in der Hand hatte. Er suchte vor dem Banditen zu verbergen, daß er noch mehr als die versprochene Summe besaß: doch Brufferio mußte seine Absicht errathen, denn er lächelte auf eine verständliche Weise, und sagte:

„Ihr habt noch mehr Goldkronen. Ich weiß es wohl: man kommt in solchen Dingen nicht mit nur so viel Geld zu mir, als man gerade zu brauchen glaubt. Ihr müßt es vor mir nicht verbergen. Gebt mir nur den versprochenen Lohn; ich begehre Nichts weiter.“

Sobald der Andere ihm das Geld in die Hand gelegt hatte, trat Brufferio zu der Lampe, untersuchte jede Krone, sie in der Hand wiegend, und sagte darauf:

„Das Geld ist gut. So geht jetzt ruhig heim.

Ich werde meine Kameraden aufsuchen. Es bleibt uns nicht viel Zeit übrig: eine gute halbe Stunde."

„Signor Brufferio, Ihr werdet doch Euren Kameraden nicht sagen, von wem Ihr diesen Auftrag empfangen habt?"

„Ich sage meinen Kameraden nie Etwas. Wer seine Freiheit verlieren will, darf Jemand nur sein Geheimniß anvertrauen, sagt das Sprichwort."

„Ihr wißt nun ganz genau, was Ihr zu thun habt, nicht wahr?"

„Ja, ja, um eilf Uhr, hinter dem Brunnen in der Hobokenstraße; ein junger Edelmann, mit einer weißen Feder auf dem Hut. Seid ruhig, ich werde selbst den Stoß führen und ihn nicht verfehlen."

„So lebt denn wohl, Brufferio."

„Gleichfalls, Julio."

Der Bandit brachte den Diener hinunter, öffnete die Thüre auf die Straße und schloß sie wieder zu.

Als Julio sich wieder in freier Luft befand, lief er einige Schritte vorwärts und blieb dann stehen. Als ob ihm eine schwere Last vom Herzen wäre, holte er einen tiefen Athemzug und murmelte mit freudigem Ton:

„Himmel, in welche Mördergrube war ich da gerathen! Ich muß mich anfassen, da ich im Zweifel bin, ob ich noch lebe! Ah, nun ist die mühevolle Sache abgethan. Der Signor sagt, daß ich ein Feigling bin. Ich möchte ihn nur einmal sehen, in dem Gemach da oben, mit dem höllischen Weibe und dem verruchten Brufferio! .... Nun zu Signor Geronimo. Das Aergste muß noch folgen. Wenn ich ungefährdet davonkomme, darf ich sagen, daß ich

unter keinem schlechten Stern geboren bin. Nun, eilig vorwärts; es ist noch weit ...."

Er beschleunigte seinen Gang, um aus der krummen Gasse herauszukommen. Bald hatte er die Klosterstraße erreicht, marschirte an der Michaelsabtei und der Münze vorüber und endlich über den Großen Markt, ohne daß ihm irgend ein Hinderniß aufstieß.

Unterwegs hielt er ohne Unterlaß die Hand in seiner Tasche, um das Vergnügen zu genießen, die Goldkronen durch die Finger laufen zu lassen. Er murmelte mit fröhlichem Ton, er habe drei Kronen bei der Sache gewonnen, und sein Herr sollte sie nimmer zu sehen bekommen, würde er auch hundert Jahre alt. Einmal aller dieser Besorgnisse ledig, wollte er würfeln und vom Morgen bis zum Abend am Spieltisch sitzen und vielleicht Haufen Goldes gewinnen!

In solche Gedanken versunken, gelangte er in die Nähe des Minoritenklosters und klopfte am Hause Geronimo's an.

Man öffnete und führte ihn in ein Nebenzimmer, wo der junge Edelmann, mit dem Mantel um die Schultern und dem Hut auf dem Haupte, auf Jemand zu warten schien.

„Friede diesem Hause!" sagte Julio, sich verbeugend. „Signore, ich bringe Euch eine Botschaft, von der ich wünschte, daß sie minder traurig wäre. Mein armer Gebieter ist vom kalten Fieber befallen und liegt zu Bette. Er läßt Euch um Entschuldigung bitten, daß er Euch diese Nacht nicht bei der Serenade Gesellschaft leisten kann."

Auf Geronimo's Angesicht verbreitete sich der

Ausdruck tiefen Mitleids. Er schüttelte betrübt den Kopf und schaute zu Boden.

Der Jüngling glaubte sich dem Gedanken hingeben zu müssen, sein Glück, seine Heirath mit Maria Van de Werve habe das Herz seines armen Freundes zum Bluten gebracht, und das Uebelbefinden könne nur eine Folge seiner schmerzlichen Erregung sein.

„Hat das Fieber ihn so plötzlich befallen, Julio?“ fragte er. „Steht es schlimm mit ihm?“

„Schlimm nicht, Signore; es ist eine Erkältung. Vielleicht hat es keine weitere Folgen; aber er wagt nicht, sich der feuchten Nachtluft auszusetzen.“

Geronimo schien sich Etwas zu überlegen.

„Signore,“ fuhr Julio fort, „mein Gebieter hat mich nicht allein gesandt, Euch sein Uebelbefinden anzuzeigen, sondern mir zugleich aufgetragen, Euch bei der Serenade mich anzuschließen und über Eure Sicherheit zu wachen. Er weiß, daß ich vor Nichts zurückweiche, sondern mannhaft Frevlern, und kämen ihrer auch Sechse, mich entgegenstelle.“

„Wohlan, ich nehme Deine Dienste an, Julio. Du hast in der That immerdar wie ein unerschrockener Diener ausgesehen. Die Lautenspieler sind noch nicht angekommen. Geh in die Küche; sage, man solle Dir einen Krug Bier bringen.“

Julio begab sich an den bezeichneten Ort, fand aber den Diener daselbst schlafend. Nachdem er ihn geweckt hatte, richtete er ihm den Befehl seines Herrn aus und erhielt den Krug Bier.

Er gedachte während des Trinkens mit dem Diener zu plaudern, und war bereits an der Erzählung

von Händeln, Schlägereien und Messern und von allen den Heldenthaten, welche er vollbracht zu haben versicherte; aber kaum hatte jener wieder auf seinem Stuhle Platz genommen, so fiel er von Neuem wieder in Schlaf. Julio verweilte lange Zeit und leerte ein Glas nach dem andern, bis ein Klopfen an der Hausthüre und kurz darauf das Stimmen von Instrumenten ihm verkündigte, daß die Lautenspieler gekommen waren.

Als Signor Geronimo ihn bei seinem Namen rief, begab er sich nach dem Vorzimmer, wo er den jungen Edelmann mit den Lautenspielern zum Abgehen gerichtet fand.

Julio bemerkte mit Verdruß, daß auch die Lautenspieler Waffen trugen. Waren es entschlossene Leute, so hatte Brufferio und seine Genossen den Kampf mit einer gleichen Anzahl von Männern aufzunehmen. Und wer konnte wissen, wie die Sache ablaufen mochte? Was indessen Julio noch einige Beruhigung einflößte, war der Gedanke, Geronimo und die Lautenspieler würden bei dem unerwarteten Ueberfall in der Finsterniß keine Zeit zu ihrer Vertheidigung finden.

Alle verließen das Haus und gingen an dem Minoritenkloster vorüber, nach der Blindenstraße. Bald erreichte die Gesellschaft die Prinzenstraße, an deren fernem Ende der steinerne Brunnen stand, hinter welchem Brufferio mit seinen Spießgesellen verborgen sein mußte, wenn er Wort gehalten hatte.

Julio, der bis jetzt den Andern um ein paar Schritte voraus gewesen war, um sich kühn und unerschrocken zu zeigen, begann jetzt allmälig sich auf

gleiche Linie mit den Andern und etwas hinter dieselben zurückzuziehen. Das Herz sank ihm in die Schuhe, denn so gut der Schlag auch berechnet war, konnte er doch mißglücken oder ungeschickt ausgeführt werden.

Bald sollte die Gesellschaft das Ende der Straße erreichen; noch hundert Schritte, und sie sollten an dem Brunnen vorbeikommen.

Der junge Edelmann schritt, unbekannt mit der ihm drohenden Gefahr, nachsinnend einher; er dachte an seinen unglücklichen Freund Simon Turchi, der von Kummer und Herzeleid betroffen, jetzt leidend zu Bette lag, gerade in dem Augenblick, da Geronimo auf dem Wege war, Maria, seiner Verlobten, eine Serenade zu bringen. Ebenso beklagte er innig den schlechten Zustand von Simons Angelegenheiten und gelobte sich, ihn selbst mit großen eigenen Opfern zu retten, sobald er durch seine Heirath zu einer unabhängigen Stellung gelangt wäre. Hätte doch der junge Ritter errathen können, einige Schritte warten drei Mörder auf ihn, und Simon Turchi habe sie zu seiner Tödtung gedungen! Aber nein, er war in Gedanken von Mitleid und Liebe gegen seinen grausamen Feind versunken.

Jetzt war die Gesellschaft nicht mehr weit von der Hobokenstraße entfernt. Julio suchte mit seinem Blick die Finsterniß zu durchbohren — und zu entdecken, ob nichts hinter dem Brunnen sich bewegte.

Plötzlich sah er wirklich einen dunkeln Schatten, der an dem Brunnen sich zu rühren schien und jetzt näher kam.

Von Angst ergriffen und bemüht, sich den Ban-

diten zu erkennen zu geben, zog Julio plötzlich seinen Degen und begann zu schreien:

„Al assassino! Ajuto! Ajuto! Mörder! Hülfe! Hülfe!"

Aber er hatte viel zu früh für das Gelingen seines Planes einen Laut von sich gegeben; denn bei dieser Warnung zog Signor Geronimo gleichfalls den Degen und stellte sich gegen die Mauer eines Hauses, um nicht von hinten überfallen zu werden.

Die Lautenspieler flohen, heulend vor Schrecken, in die Prinzenstraße zurück; Julio blieb mitten auf der Straße, schreiend und mit dem Degen in der Luft herumfahrend, stehen.

Nur ein Augenblick war seit Julio's erstem Ruf verfloßen. Der Mann, welchen er am Brunnen bemerkt hatte, stürzte jetzt in Begleitung zweier andern Burschen auf die Seite der Straße zu, wo Signor Geronimo zur Vertheidigung gerüstet stand. Der Bandit, der den Andern voraus war, lief mit erhobenem Arm auf den jungen Edelmann zu und gedachte ihm den Degen in die Brust zu stoßen, aber durch eine geschickte Bewegung wurde seine Waffe zur Seite geschlagen und der Angreifer selbst rannte mit solcher Gewalt in Geronimo's Degen, daß die Spitze desselben ihm zum Rücken herausdrang.

Der Mörder stürzte bleischwer rücklings zu Boden und stieß noch, gleichsam zum Abschied vom Leben, einen schmerzlichen Schrei aus.

„O mojo! Ach, ich sterbe! Brufferio ist todt!"

Ohne auf den gefallenen Bösewicht zu achten, sprang der Edelmann vor, und stach den Andern der Banditen durch die Schulter. Ueberzeugt, daß

sie es mit einem starken und behenden Rittersmann zu thun hatten, wandten die beiden Gauner ihm den Rücken und suchten seinen Schlägen zu entfliehen; aber Geronimo verfolgte sie weit über den Brunnen hinaus.

Julio lief hinter ihm her und tobte und schlug mit seinem Degen in die Nacht hinein, als ob er es mit einer Menge Feinde zu thun hätte.

Als Geronimo mit dem Diener nach dem Ort zurückkehrte, wo der Bandit zur Erde gesunken war, standen daselbst bereits drei oder vier Nachtwächter, die in ihre Hörner stießen, um Hilfe zu rufen; viele Köpfe zeigten sich an den Fenstern der benachbarten Häuser, und jetzt trat selbst ein Bürger mit einer Lampe in der Hand aus seiner Wohnung.

Als die Nachtwächter vernommen hatten, was geschehen war, betrachteten sie den regungslosen Leichnam, um zu sehen, ob vielleicht noch ein Lebenszeichen an ihm zu entdecken wäre.

„Laß ihn nur liegen,“ sagte einer derselben; „es ist Brufferio der Gauner. Gott sei gelobt, daß dieser wüste Unmensch doch einmal sein wohlverdientes Ende gefunden hat!“

Der Ton der Hörner war in den fernen Straßen erklungen und noch einige Nachtwächter kamen zur Stelle.

Inzwischen war Julio mit Schwatzen beschäftigt; er erzählte und wiederholte, wie er mit zwei Mördern zugleich zu thun gehabt, den Einen ins Gesicht gestochen, dem Andern gerade die Brust durchbohrt hatte. Daß dieser letzte noch die Flucht ergreifen konnte, war ihm unbegreiflich; er zweifelte jedoch

nicht, daß man ihn irgendwo todt oder im Sterben liegend finden würde.

Der junge Edelmann, der gutherzig glaubte, was Turchi's Diener erzählte, dankte ihm für seinen Beistand und erklärte, daß er ihm in der That das Leben zu verdanken habe, da er es gewesen, welcher ihm von dem Andringen der Mörder Kunde gegeben hatte.

Der Leichnam wurde vom Boden aufgehoben und hinter den Brunnen gebracht, bis eine Tragbahre zur Hand war, worauf man ihn wegschaffen konnte.

Der Erste unter den Nachtwächtern trat jetzt auf Geronimo zu und sprach:

„Wo wohnt Ihr, Signore? Zwei meiner Leute sollen Euch begleiten, damit Euch kein weiterer Unfall zustößt. Schlagt unsere Hilfe nicht aus. Die entsprungenen Bösewichter könnten Euch aufpassen, um den Tod ihres Kameraden zu rächen.“

„Was soll ich thun?“ sagte der Edelmann überlegend zu Julio. „Die Serenade ist ohne Lautenspieler nicht möglich; und wie könnte ich dazu nach einer solchen Aufregung singen? Aber das Fräulein wird horchen und warten. Hört sie die Serenade nicht, so wird sie glauben, es sei mir ein Unglück widerfahren. Fort, ich will nach Van de Werve's Wohnung gehen, um dort keinen Grund zur Besorgniß zu lassen. Nun, Wächter, ich nehme Eure Dienste an und werde Euch gerne dafür belohnen. Ich muß da im Kipdorp auf einige Augenblicke eintreten. Ihr wartet auf der Straße, bis ich wieder herauskomme, um nach Hause zu gehen. Kommt, folgt mir nun.“

Geronimo ging, von den Nachtwächtern und Julio begleitet, an dem Paddengracht weiter und erreichte bald die Jakobskirche, in deren Nähe Van de Werve's Haus stand. Hier klopfte er an, und als man innen vernahm, wer es war, wurde die Thüre geöffnet.

Noch einmal drückte der Edelmann seinen innigen Dank gegen Julio aus und versprach, seinem Gebieter zu sagen, wie muthig er sich benommen und welchen wichtigen Dienst er ihm geleistet hatte.

Die Thüre schloß sich wieder. Julio eilte über den Kipdorp nach der Winggertbrücke.

Er war im Begriff, an der Wohnung seines Gebieters anzuklopfen; aber zu seinem großen Schrecken ging die Thüre von selbst auf, als hätte Jemand auf ihn gewartet.

„Bist Du es, Julio?“ fragte Jemand im Finstern.

Der Diener erkannte die Stimme seines Herrn und trat innerhalb der Thüre ihm näher.

„Nun?“ fragte man mit gedämpfter Stimme; „ist er todt?“

„Wer?“

„Wer? Geronimo.“

„Still! im Gegentheil, Brufferio ist getödtet. Signor Geromino hat ihm seinen Degen durch die Brust gestoßen.

Du hast also die Brieftasche nicht?“

„Daran war wohl zu denken!“

„Und die Goldkronen?“

„Ich habe sie Brufferio gegeben.

„Pietro Mostajo, Du hast mich verrathen!“ zürnte der Signor seinem Diener ins Ohr, während

er ihn krampfhaft am Arm faßte. „Komm, komm, gib mir Rechenschaft von dem, was geschehen ist. Wehe Dir, einfältiger Feigling, wehe Dir: der Factor von Lucca soll Dich kennen lernen!"

„E ben, che sia!" murmelte Julio. „Dann soll Geronimo auch erfahren, wer Brufferio zum Mord gedungen hat."

Ein schrecklicher Kehllaut, einem erstickten Geheul ähnlich, erscholl durch den Gang . . . . Die Thüre wurde geschlossen.

## V.

Herr Van de Werve, dem sein Reichthum eine große Schaustellung von Pracht zuließ, war gewohnt, jeden Monat die vornehmsten Edelleute von Antwerpen, sowohl fremde als eingeborne, in seinem Hause zu einer geselligen Abendunterhaltung zu vereinigen. Seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft hatte ihn angetrieben, die besten Künstler und berühmtesten Gelehrten seiner Zeit mit den edelsten, reichsten und angesehensten Personen der Antwerpischen Gesellschaft in Berührung zu bringen, und sein Haus war demgemäß der Sammelplatz von Allem geworden, was die Stadt Ausgezeichnetes und Treffliches umfaßte.

Beinahe die ganze Vorderseite seines Hauses war von einer großen Räumlichkeit eingenommen, welche er den Ahnensaal nannte, weil er in seiner Ausschmückung vielfache Erinnerungen an seine erlauchten Vorfahren darbot.

Die Wände dieses Saales waren bis zu einer bestimmten Höhe mit Bildwerk in Eichenholz bedeckt, so geistvoll entworfen und so fein geschnitzt, daß das Auge bei dem ersten Anblick eine vielfarbige Tapete zu entdecken glaubte. Wirklich erglänzte, wiewohl an einigen Stellen die braunen Töne des Eichenholzes sichtbar blieben, alles Uebrige von Gold und Silber, gehoben durch das prächtigste Roth, das hellste Gelb und das reinste Himmelblau. Alle die unzähligen Bilder, in den Dekorationen fortlaufend, waren völlig nach dem Leben entworfen, außer daß in ihrer Kleidung eine Menge Goldes angebracht war.

Aus der Tiefe des Holzgetäfels vom Saale erhoben sich viele dünne Pfeiler, welche nach gothischem Style zu Bündeln vereinigt, in die Höhe strebten, um die mächtigen Balken der Decke zu stützen. Solcher Balken konnte man sechs zählen. Sie waren ebenfalls mit buntem Bildwerk bedeckt. Ihre Dekoration war nach Aussehen und Form der des Getäfels gleich, und schien nur an einem Punkt auszumünden, als hätte der Urheber dieses schwierigen Werkes den Deckbalken den Anschein einer schattenreichen Bogenlaube geben wollen, deren Stämme in dem hölzernen Getäfel wurzelten.

Zwischen diesem künstlichen Holzwerk befanden sich in besondern Feldern die Wappenschilder des Hauses der Van de Werve und der Geschlechter, womit es in Verschwägerung getreten war. Dazu kam eine Menge von heraldischen Zeichen und Devisen, von Löwen, Ebern, Adlern, Hermelinen, Streifen und Kreuzen in Gold, Silber, Zinnober, Azurblau, so glänzend und mannigfaltig, daß wenn das Mit-

tagslicht in diese Säle drang, das Auge des Beschauenden nur mit Mühe den Schimmer von all dieser Pracht ertragen konnte.

Das Wappen der Van de Werve, Herrn Van Schilde, auf einer größern Fläche, als die andern, abgebildet, befand sich an dem äußersten Ende des Saales. Es war ein goldener Schild mit einem Eber, durch drei silberne Querbalken getheilt, darüber ein Helm, mit Gold auf Schwarz verziert und mit einem schwarzen Eberkopf gekrönt.

Rund um dieses stolze Wappenzeichen des Hausbesitzers prangten noch viele kleinere Schilde, darunter die Wappen Van Wynegsam, Van Immerseel, Van Wilre, Van Weldert, Van Coolput, Van Bruloch und Van Zymaer, da diese Geschlechter zu damaliger Zeit den Van de Werve am nächsten befreundet waren. *)

Ueber dem Holzgetäfel hingen in den durch die aufsteigenden Pfeiler gebildeten Nischen die Portraits von einigen der berühmtesten Vorfahren Willems Van de Werve, so wie sein eigenes, worauf er als Anführer eines oberdeutschen Fähnchens im Dienste Kaiser Carls V. dargestellt war.

Die Portraits füllten aber nicht alle von der reichen Verzierung noch übrig gebliebenen Felder aus; es gab deren noch viele, die mit kostbaren

---

*) Der Grabstein Willems Van de Werve, von welchem in unserem Buch die Rede ist, steht in der Liebfrauenkirche zu Antwerpen vor der zweiten Säule neben dem hohen Chor. Das hier beschriebene Wappen ist darauf zu sehen. Deßgleichen in den Grab- und Gedenkschriften der Provinz Antwerpen (Domkirche) S. 45.

Gemälden geschmückt waren, welche der Pinsel der berühmtesten Meister der Niederlande geschaffen hatte. Da konnte man der Reihe nach die Werke der unsterblichen Gebrüder Van Eyk, des gefühlvollen Quinten Massys, des geistvollen Rogier Van der Weyden, des phantastischen Hieronymus Bosch, des emsigen Lukas von Leyden und mancher Anderen bewundern, deren Namen damals in der Kunstwelt mit Achtung genannt wurden.

In einer Ecke des Saals, neben dem Kamin, stand ein Klavier, sehr kostbar mit vielfarbigem Holz eingelegt, und darauf lagen zwei Lauten und eine Violine. Man betrieb also auch die süße Kunst der Musik in Van de Werve's Hause.

Von der Decke hingen sechs getriebene Leuchter von vergoldetem Kupfer; auf der Kaminplatte standen zwei große Kandelaber; längs der Wände ragten aus den Pfeilerbündeln zahlreiche Armleuchter hervor, so daß, wenn Herr Van de Werve seine Bekannten zu einer Abendunterhaltung empfing, der Widerschein der unzähligen Wachslichter in all dem Gold und Silber, das hier zur Schau gestellt war, diesem Saal ein wahrhaft fürstliches Aussehen gab und das Herz der Gäste durch all diesen heitern Glanz und Farbenschimmer zu freundschaftlicher Ergießung stimmen mußte.

Drei Tage nach dem Mordversuch an Geronimo, welchen der Bandit Brufferio unternommen hatte, trat wieder der bestimmte Abend ein, an welchem Herr Van de Werve Gesellschaft in seinem Hause zu empfangen pflegte. Wiewohl er von jenem Vorfall schmerzlich betroffen worden war, und seine

Tochter Maria sich noch nicht völlig von dem verursachten Schrecken hergestellt fühlte, hatte er dennoch die Gesellschaft nicht absagen lassen, da er hoffte, dieselbe würde nur dazu beitragen, um ihnen allen das Geschehene in Vergessenheit zu bringen.

Zur bestimmten Stunde ließ sich auf der Straße die lebhafte Beleuchtung erkennen, welche aus Van de Werve's Wohnung von den gegenüberstehenden Häusern zurückstrahlte. Das große Thor stand weit offen, und auf dem breiten Gang drängten sich die wartenden Diener der Gäste, welche bereits in das Haus getreten waren.

Der große Saal war mit Personen von verschiedenem Stand und Alter angefüllt; jedoch erblickte man darunter keine Frauen, da diese Gesellschaft nur als eine Zusammenkunft von Edelleuten, Künstlern, Gelehrten und vornehmen Handelsherren angekündigt worden war.

Schon lang mußten die ersten Begrüßungen zwischen den zahlreichen Gästen von Van de Werve gewechselt worden sein, denn dieselben hatten sich je nach Lust und Neigung in verschiedene Gruppen vertheilt und waren meistens in freundlichem Gespräche mit einander begriffen.

Einige der ältesten Herren saßen um einen Tisch herum und betrachteten mit vieler Aufmerksamkeit fünf oder sechs neue Bücher, welche ihre Bewundeberung zu erregen schienen; andere, welche man ihrer minder prächtigen Kleidung nach für Künstler halten konnte, waren damit beschäftigt, einige Zeichnungen einander zu zeigen; eine dritte Gruppe, augenscheinlich aus jungen Edelleuten bestehend, umringte Ge-

ronimo, um sich von ihm alle die Einzelnheiten des Mordversuchs erzählen zu lassen.

In der Tiefe des Saales, nicht fern von dem Kamin, hielten sich die fremden Edelleute, welche in Antwerpen Handel trieben. Obwohl zu Lust und Erholung versammelt, redeten sie dennoch aus Gewohnheit auch hier von den Schiffen, die erwartet wurden, von Geldkurs und Waarenpreisen. Unter diesen Fremdlingen waren mancherlei Kleider zu sehen und mancherlei Sprachen zu hören. Da stand der Spanier neben dem Luccheser, der Portugiese neben dem Florentiner, der Engländer neben dem Genueser, der Franzose neben dem Levantiner, der Deutsche neben dem Venetianer; und gerade wie auf der Börse von Antwerpen, fanden diese Leute aus so verschiedenen Ländern Mittel, um sich einander verständlich zu machen.

Herr Van de Werve hatte sich meistens in der Nähe der Thüre gehalten, um die Eintretenden zu empfangen; aber nun, da er den größten Theil der Geladenen beisammen glaubte, verließ er seinen ersten Standpunkt und wandelte von einer Gruppe zur andern, sich hie und da in das Gespräch mischend und Jedermann etwas Angenehmes sagend.

Der alte Deodati hatte an der Wand ungefähr in der Mitte des Saals sich in einen Lehnsessel niedergelassen. Beinahe jeder der Eingeladenen hatte ihn willkommen geheißen und ihm zu seiner Ankunft in den Niederlanden Glück gewünscht; er war genöthigt gewesen, so viele Begrüßungen und Complimente zu beantworten, daß er sich von dem vielen Sprechen und langen Stehen ermüdet fühlte

und bei Seite getreten war, um auf dem Lehnsessel ein wenig auszuruhen.

Neben ihm saß Simon Turchi, der sich vertraut und still mit ihm unterhielt. Der Heuchler trug eine ausnehmende Freundschaft für den alten Edelmann zur Schau und schmeichelte ihm, so viel er konnte, mit Beweisen von Hochachtung und Dienstfertigkeit. Bereits hatten sie den Mordversuch mit einander besprochen, und Simon Turchi hatte sein Erstaunen über diesen Anschlag ausgedrückt, da er nicht wußte oder nicht glaubte, daß Geronimo einen einzigen Menschen auf Erden zum Feinde habe. Ohne Zweifel mußte der Mörder Brufferio sich in der Person geirrt haben, Etwas, das sehr leicht in der tiefen Finsterniß an dem Abend, wo das Ereigniß sich zugetragen hatte, geschehen konnte.

Während Simon Turchi so anscheinend ruhig mit dem alten Edelmann sprach, mußte dennoch eine geheime Absicht, ein frevelhafter Entwurf in seiner Brust verborgen liegen; denn beinahe zwischen jedem Wort richtete er seinen Blick weithin in den Saal nach Geronimo, und suchte aus seinen Gesichtszügen zu errathen und aus seinen Geberden abzunehmen, was er sprach. Nicht einen Augenblick verlor er Maria's Verlobten aus dem Angesicht.

Als das Gespräch über den Mordversuch zu Ende war, ließ der alte Deodati seine Augen über die verschiedenen Gruppen der Geladenen hinlaufen und fragte endlich Turchi:

„Wer ist doch der Mann mit dem veilchenblauen Sammet-Oberkleide und den engen Aermeln, welchem die Kaufleute dort so viele Hochachtung zu bezeugen

scheinen? Nicht der hochgewachsene Greis; dessen Bekanntschaft habe ich so eben gemacht; es ist der reiche Fugger von Augsburg: — der Andere, welcher neben ihm steht.“

„Das ist ein Wechsler, Signore,“ antwortete Simon Turchi. „Er ist gleichfalls sehr reich und heißt Lazarus Tucher. Vor ihm sitzt das Haupt des Hauses der Hochstetter. Die Herren, welche auf seine Worte hören, sind Edelleute, die zu den großen Handelshäusern der Gigli, der Spignoli und der Gualterotti gehören. Zur Seite, hinter ihnen, steht Don Pezoa, der Factor des Königs von Portugal, im Gespräch mit Diego d'Aro und Antonio de Vaglio, Factoren der spanischen Nation. Die Edelleute ringsherum sind italienische und portugiesische Kaufleute, deren Namen ich Euch zu nennen wüßte, denn ich kenne sie alle; aber solche allzuweit gehende Andeutungen würden ohne Belang für Euch sein.“

„Ich bin Euch dankbar für Eure Dienstfertigkeit, Signor Turchi,“ antwortete Deodati. „Mein Neffe Geronimo sollte mir alle diese Aufklärungen geben; aber er ist dort von jungen Leuten umgeben, und während er von Zeit zu Zeit nach uns ausschaut, wird er wahrscheinlich sich überzeugt haben, daß ich in keine bessere und angenehmere Gesellschaft als die Eurige gerathen konnte. Beliebt es Euch, mir nur zu sagen, wer der schöne Greis ist, welcher dort an dem zweiten Tisch Personen, die ihm aufmerksam zuhören, Etwas erklärt.“

„An jenem Tisch herum sitzen die gelehrtesten Männer in den Niederlanden. Der greise Sprecher ist der alte Grapheus, Sekretär der Stadt Ant-

werpen und Verfasser vieler schöner lateinischer Werke. Der junge Mann, auf dessen Schulter er sich stützt, ist Alexander, sein Sohn, auch sehr gelehrt. Vor ihm sitzt Abraham Ortelius, der große Erdbeschreiber, den man für den Ptolemäus seiner Zeit ansieht. Neben Ortelius sitzt sein Freund und Nebenbuhler, Gerard Mercator, gleichfalls als Mathematiker und Erdbeschreiber ein Licht unseres Zeitalters. Der Einzige, in dem Ihr unter jenen gelehrten Niederländern seiner Kleidung nach einen Italiener erkennen müsset, ist Ludovico Guiccardini, ein florentinischer Edelmann, der hier die Materialien sammelt, um eine ausführliche Beschreibung von den ganzen Niederlanden und insbesondere von dieser mächtigen Handelsstadt Antwerpen herauszugeben. Der einfach gekleidete Herr mit dem schwarzen Bart und ein Buch in der Hand haltend, ist Christoph Plantyn, der gegenwärtig damit beschäftigt ist, eine außerordentlich große Druckerei in Antwerpen zu errichten. So ausgedehnt soll diese Anstalt werden, daß sie viele Häuser umfassen wird, hundert Menschen sollen täglich darin an dem Setzen, Drucken, Durchsehen und Corrigiren der Bücher in allen Sprachen der Christenheit in Arbeit stehen. Ihr müßt nicht unterlassen, Signore, die Anstalt dieses klugen Mannes in Augenschein zu nehmen; wenn sie auch noch nicht vollendet ist, wird sie doch nicht ermangeln, Eure Verwunderung zu erregen."

„Die Niederlande sind ein gesegnetes Stück Erde," bemerkte der alte Deodati. „Ist auch die Luft nicht so mild, wie in unserem schönen Italien, die Menschen sind doch muthvoll, arbeitsam, klug, kunstreich,

gelehrt und besitzen im reichen Maaße alle die Vortheile materieller Wohlfahrt und sittlicher Veredlung. — Mich wundert, Signore, daß Ihr, hier ein Fremdling, mit der Stadt und deren Einwohner so bekannt seid, als wäret Ihr hier geboren."

„Ich habe bereits seit einigen Jahren hier meinen Aufenthalt," erwiderte Turchi. „Diese Männer sind die gewöhnlichen Besucher des Hauses von Herrn Van de Werve, und ich habe sie hier schon so oft gesehen, daß ich sie wie alte Freunde kenne. ... Ihr schaut nach jener Ecke dort, wo man, bei dem Klavier, lauter spricht und lacht und scherzt, nicht wahr? Ohne Zweifel erkennt Ihr von selbst, daß jene Leute, so verschieden gekleidet und so frei in Sprache und Haltung, Künstler sind?"

„In der That. Ist das nicht der flämische Raphael, Franz Floris, der schöne Mann, so edel von Angesicht, welchen die Andern achtungsvoll zu umringen scheinen?"

„Ja, er war es, der Euch von Herrn Van de Werve vorgestellt wurde und mit so inniger Bewunderung das Lob der italienischen Kunst aussprach.

„Neben ihm steht eine sonderbare Person; seine Haltung sogar ist komisch; seine Geberden reizen zum Lachen."

„Es ist Peter Breughel, ein phantastischer Maler, der alle seine Bilder in der Weise anlegt, daß sie wie zum Spaß gemacht zu sein scheinen. Er ist sonst ein geachteter Künstler. Ich sah neulich ein Gemälde von ihm, worauf der Heiland, wie er sein Kreuz zum Calvarienberge trägt, dargestellt ist. Auf dem Bilde von Peter Breughel befinden sich Pilg-

rime mit St. Jakobsmuscheln auf dem Rücken, spanische Soldaten mit geschlitzten Wämsern, Nonnen und Mönche kreuzen sich auf den Straßen, und sogar ein Bild der heiligen Jungfrau hängt an einem Baum ... und dieß Alles zu einer Zeit, da weder vom Christenthum, noch St. Jakob von Compostella, noch von Klöstern, noch Spaniern die Rede war!"

„Seltsam in der That!" lächelte Deodati. „Mir scheint jedoch, daß eine so freche Launenhaftigkeit einem Künstler nicht zur Ehre gereicht. Herrscht in den Niederlanden auch noch bei Andern die Gewohnheit, die heiligsten Dinge auf solche Art ins Lächerliche zu ziehen?"

„Nein, Signore, dieser Breughel bildet eine Ausnahme. Die andern Künstler, welche Ihr noch in der Ecke um den flämischen Raphael herumstehen seht, sind alle sehr ernsthafte Männer. Jener in dem grauen Pelzrock ist Michael Coxien, ein achtbarer Künstler, vor Allem in Frauen-Portraits ausgezeichnet. Der schöne junge Mann hinter ihm ist Martin de Vos, der Lieblingsschüler von Meister Floris. Die Uebrigen sind, so weit ich sie aus der Ferne zu erkennen vermag, Lambert Van Noord, Aegidius Mostaert, Gulielmo Key, Bernhard de Rycke, und die beiden Brüder Heinrich und Martin Van Cleef, welche sich bereits alle als Historien-, Genre- und Portraitmaler einen Ruf erworben haben. Zur Seite von den Andern befindet sich Meister Grimmer, ein berühmter Landschaftsmaler: und der Mann, welcher mit ihm spricht, ist ein gewisser Herr Ack von Antwerpen, welcher das große Glasfenster in der St. Gudula-Kirche zu Brüssel gemalt hat.

Der alte Mann, der einsam und träumerisch bei dem Klavier steht, ist Herr Kerstiaen, ein außerordentlich geschickter Künstler auf vielen Instrumenten, aber besonders auf der Violine. Wahrscheinlich wird er diesen Abend hier spielen ...."

Simon Turchi gab Signor Deodati noch weitere Aufklärungen über die anwesenden Personen und unterhielt sich in freundlicher Vertraulichkeit mit dem Greise. Dieser war über den Verstand und besonders über die höfliche Dienstfertigkeit seines Landsmannes entzückt, welcher augenscheinlich auf seinem Stuhl sitzen blieb und an dem allgemeinen Gespräch keinen Theil nahm, um ihm Gesellschaft zu leisten.

Geronimo war bereits zwei oder drei Mal seinem Oheim näher getreten, aber dieser hatte ihn sogleich mit freundlichem Scherz wieder in den Saal zurückgeschickt, indem er ihm sagte, es genüge ihm an der liebenswürdigen Gesellschaft von Simon Turchi und er bleibe gerner hier, um ungestört mit ihm zu schwatzen.

Inzwischen war die Unterhaltung unter den Gästen allgemein geworden. Edelleute und Wechsler, Kaufleute und Gelehrte, Factoren und Künstler hatten sich auf vielen Punkten zusammengefunden: Rang und Stand schienen vergessen, und das Getöse von dem lebhaften Gespräch der Gäste tönte durch den Saal wie das Sumsen eines Bienenschwarms.

In diesem Augenblick traten ein Dutzend Diener in den Saal, jeder mit einer silbernen Präsentirplatte in den Händen, worauf sich krystallene Gläser mit Wein von allen Farben sammt Backwerk und

auserlesenen Früchten, welche man den Gästen zur Erfrischung anbot, befanden.

Die Diener zerstreuten sich in der Gesellschaft und nannten, während sie bei jedem der Anwesenden Halt machten, die Namen der verschiedenen Weine.

„Ein Glas Malvasier, ihr Herren? Rheinwein? Französischen Wein? Spanischen Wein? Muscatwein? Burgunder? Hypokras?"

Während die ausgezeichneten Getränke und Leckereien herumgereicht wurden, hielt Geronimo sein Auge ohne Unterlaß auf Herrn Van de Werve gerichtet und folgte allen seinen Bewegungen mit Hoffnung und Verlangen im Blick.

Als er endlich wahrnahm, daß Herr Van de Werve den Saal verließ, erhellte ein freudiges Lächeln sein Angesicht. Geronimo wußte, daß Van de Werve zuweilen seinen Freunden und Bekannten das Vergnügen schenkte, der Gegenwart der schönen Maria auf ein Stündchen zu genießen; und er wartete schon den ganzen Abend auf den glücklichen Augenblick, wo das Mädchen in den Saal treten würde.

Simon Turchi, der, obwohl scheinbar gleichgültig, den jungen Bräutigam Maria's keine Minute aus dem Gesicht verloren hatte, bemerkte seine leuchtende Miene und ahnte, worauf derselbe hoffte.

Maria war im Begriff zu erscheinen! Vielleicht sollte die ganze Gesellschaft vernehmen, daß seine Wünsche verworfen worden waren und Geronimo über den Vorstand des mächtigen Hauses der Buonvisi den Sieg davon getragen hatte!

Dieser Gedanke versetzte seinem Stolze einen schmerzlichen Schlag. Er schleuderte Geronimo, der nach der andern Seite des Saales schaute, einen vernichtenden Blick zu. Unter dem unwiderstehlichen Andrang des Grolls und der Mißgunst begann die Narbe auf Simon's Wange zu erglühen, und er legte im Gefühl davon die Hand vor die Augen, um seine Aufregung zu verbergen.

Der alte Deodati fragte theilnehmend:

„Was ist Euch, Signor Turchi? Fühlt Ihr Euch unwohl?"

„Es ist hier so unerträglich heiß!" seufzte Simon, während er sich Gewalt anthat, um seiner selbst wieder Meister zu werden.

„Heiß?" murmelte Deodati. „Mir scheint es nicht zu warm. Soll ich Euch einen Augenblick im Garten Gesellschaft leisten, Signore?

Aber Turchi erhob wieder den Kopf und sagte mit einem offenen Lächeln:

„Ich danke Euch tausendmal für Eure Theilnahme, Signore. Es ist bereits vorüber. Ich hatte zu lang auf den großen Leuchter geschaut, und da mir vor dem Schimmer die Augen vergingen, ist es mir etwas schwindlig im Kopf geworden ... Lasset uns aufstehen, Signore; dort kommt die schöne Maria! La bionda Maraviglia!"

Herr Van de Werve erschien diesen Augenblick in der Thüre des Saales mit seiner geliebten Tochter an der Hand.

Ein Gemurmel der Bewunderung entstand unter allen Gruppen und Jedermann trat zur Seite, um

Herrn Van de Werve und sein Kind ungehindert durchzulassen.

Die junge Maria war in der That unbeschreiblich schön. Ein langes Gewand von silberweißem Atlas, ohne eine andere Verzierung als einen funkelnden Gürtel von Golddraht, bildete ihre ganze Bekleidung. Ihr Kopf war von einem Kranze ihrer blonden Locken umgeben, worin zwischen glänzenden Perlen auch einige weiße Blumen dufteten. Aber was am meisten die Bewunderung der Betrachtenden an ihr erregte, waren die großen blauen Augen, die lilienweiße Stirne, die edle Zartheit ihrer Züge und vor allem das milde, einfache und züchtige Lächeln, das ihr Antlitz erhellte und Jedermann als ein Strahl von Lebensfreude und Seelenfrieden entgegenleuchtete.

Geronimo hatte Van de Werve's Tochter noch niemals so gekleidet gesehen. Sie war im Gegentheil gewohnt, dunkle oder zum mindesten sehr bescheidene Farben zu tragen. Jetzt war sie ganz in Weiß gekleidet und hatte einigermaßen das Aussehen einer Braut. Ohne Zweifel hatte ihr Vater es so verlangt; aber was war seine Absicht? Wollte er damit ankündigen, daß Maria verlobt war und bald in die Ehe treten sollte?

Diese Gedanken flogen durch Geronimo's erregten Geist, während er bebend die Jungfrau anschaute, welche jezt an ihres Vaters Hand in den Saal trat.

Der alte Deodati hatte sich von seinem Sessel erhoben und war vorgetreten, um der Artigkeit gemäß, wenn die Jungfrau vorüberginge, gleichfalls

in deren Nähe zu sein. Diese Bewegung hatte sein Genosse, Simon Turchi, wahrgenommen, um sich ein wenig von ihm zu entfernen. Und es war in der That hohe Zeit; denn als Simon, gleich den Andern, den ersten Eindruck von der lieblichen Erscheinung empfangen hatte, zog sich ihm das Herz im Busen krampfhaft zusammen bei dem Gedanken, diese edle sittsame Jungfrau würde seine Gattin geworden sein, wenn ihm nicht Geronimo das Glück seines Lebens entrissen hätte.

Der Blick, den er gleich einem Blitz von Haß und Abgunst auf Geronimo fallen ließ, enthielt, so kurz und flüchtig er auch war, eine schreckliche Todesdrohung. Zum Glück hielt Jedermann die Augen unverrückt auf die Jungfrau gerichtet, sonst hätte vielleicht dieser oder jener in der finstern Seele von Simon Turchi gelesen und errathen, was für ein boshaftes Vorhaben darin verborgen lag.

Herr Van de Werve führte seine Tochter an den Gästen vorüber. Alle drückten in höflichen Worten ihre Bewunderung aus und gaben zu verstehen, daß sie sich glücklich schätzten, einige Augenblicke in ihrer Gesellschaft zuzubringen.

Mit stillem lieblichem Lächeln antwortete die edle Jungfrau auf alle die Glückwünsche und Schmeicheleien, die an sie gerichtet wurden. Es lag in dem Ton ihrer Stimme und in der Art ihrer Worte so viel Demuth, so viel Bescheidenheit und zugleich so viel sittsame Artigkeit, daß die Umstehenden einander fragend anschauten, als wollten sie damit sagen, so Etwas hätten sie noch nie gehört. Was noch wunderbarer erscheinen mochte, obwohl die Gäste

aus Gewohnheit wenig darauf Acht gaben, war nämlich das ausnehmende Wissen der Jungfrau. Wer sie auch anreden mochte, sei es ein Spanier, Franzose, Italiener oder Deutscher, sie antwortete Jedem in seiner eigenen Landessprache; aber es war vor Allem die schöne italienische Sprache, welche in ihrem Munde mit bezaubernder Süßigkeit erklang.

Bei dem alten Deodati angekommen, faßte sie seine beiden Hände und sagte ihm einige so gefühlvolle freundliche Worte, daß der Greis sich bewegt fühlte und nur eine kurze Aeußerung der Dankbarkeit stammeln konnte.

Zu Simon Turchi sprach sie im Vorbeigehen mit freudigem Lächeln:

„Gott sei gelobt, Signor Turchi, daß er Euch wieder so schnell genesen ließ. Es macht mir großes Vergnügen, diesen Abend Euch hier zu sehen. Ich muß Euch Hochachtung bezeugen und von ganzem Herzen erkenntlich sein, Signore, da Ihr eine so treue Zuneigung zu Signor Deodati's Neffen hegt. Ihr habt ein gutes und edelmüthiges Herz; und ich danke dem Herrn, daß er meinem Vater und Geronimo einen so erprobten Freund geschenkt hat."

Turchi gerieth durch die süßen Worte Maria's in einen unerträglichen Zustand. In seinen Adern brauste das kochende Blut; in seiner Brust zitterte das gefolterte Herz; auf seinem Angesicht glühte die verrätherische Narbe . . . und dennoch mußte er ruhig erscheinen und mit klarem Geiste auf die freundliche Ansprache der Jungfrau antworten; denn um ihn herum standen wohl zwanzig Personen, die ihr Auge

auf ihn gerichtet hielten und, was er sagte, hören konnten.

Durch eine beinahe unnatürliche Kraftanstrengung wurde er Herr seiner selbst und rechtfertigte seine Erregung durch den Eindruck, dem er, wie alle Andere, verfallen sei, und sprach sofort von Opfern, die man willig bringe, selbst wenn sie zuweilen eine schmerzliche Wunde im Herzen zurücklassen, von einer Selbstverläugnung, welche man sich für das Glück eines Freundes auferlegen könne, die aber, wenigstens für einige Zeit, mit der Finsterniß getäuschter Hoffnung den Geist umhüllen müsse...

Maria verstand, was er sagen wollte, und war ihm erkenntlich für seine gute Gesinnung.

„Habt Dank, habt Dank, Signore!" flüsterte sie in tiefgefühltem Ton, während sie sich entfernte, um noch weiter in dem Saal mit den Leuten zu sprechen.

Die meisten der geladenen Gäste standen jetzt aufrecht da, und wiewohl man einander nicht vorwärts drängte, schien doch die größte Zahl der Anwesenden sich zu einer einzigen Gruppe rings um die Jungfrau vereinigt zu haben und derselben auf ihrer Wanderung durch den Saal zu folgen.

Als Maria in die Nähe des Klaviers gekommen war und an Meister Kerstiaen, den kundigen Violinspieler, einige freundliche Worte richtete, traten viele italienische Edelleute auf sie zu und baten und flehten, ihnen das Vergnügen zu schenken, eine Canzone oder ein Lied aus ihrem Munde hören zu dürfen.

Mit Erlaubniß ihres Vaters zeigte die Jungfrau

sich bereit, dem freundlichen Verlangen der Gäste zu willfahren; sie schien jedoch eine Weile zu zweifeln, welche Sprache sie für ihren Gesang wählen sollte, und durchblätterte einige Bücher, welche Meister Kerstiaen ihr dargereicht hatte.

Der alte Deodati, welcher sich diesen Augenblick neben Herrn Van de Werve befand, drückte so lebhaft den Wunsch aus, einen Gesang in niederländischer Sprache zu hören, daß die Jungfrau seiner Bitte nicht widerstehen konnte. Sie entschuldigte sich gegen die italienischen Edelleute und erklärte, sie werde in ihrer flämischen Muttersprache ein Kyrie Eleison singen.

Meister Kerstiaen setzte sich an das Klavier, um den Gesang zu begleiten, und begann jetzt das Vorspiel.

Die Jungfrau ließ die ersten Töne des Liedes nur leise aus ihrem Munde fließen und durch den Saal erklingen; allmälig aber legte sie mehr Lebhaftigkeit und Tiefe des Gefühls in ihre Stimme, bis nach jeder Strophe das Wort eleison gleich einem Lobgebet mit höherer Kraft aus ihrer Brust zum Himmel stieg.

Die Weise des Lieds war jedoch auffallend langsam, ungekünstelt, einfach und voll stiller Melodie. Maria mußte den eigenthümlichen Charakter ihres frommen Liedes wohl tief erkennen; denn anstatt ihm einige Gewalt anzuthun und dadurch vielleicht etwas mehr Nachdruck und Glanz zu verleihen, hielt sie ihre süße, weiche Stimme zurück, und ließ die Töne ruhig und langsam von ihren Lippen fallen, als wäre sie, die Sängerin, in einer träumerischen

Beschauung, oder im Lauschen auf eine himmlische Musik von der Erde entrückt.

Zuerst sahen die italienischen Edelleute einander an und schienen dem Gedanken Worte geben zu wollen, daß diese niederländische Tonweise mit dem schimmernden und lebendigen Gesangstyl der Italiener keine Vergleichung aushalte. Dieses ungünstige Gefühl hielt jedoch nicht lange an. Bald geriethen auch jene Edelleute gleich den andern Zuhörern unter den unwiderstehlichen Einfluß von Maria's bezaubernder Stimme. Es herrschte solche Stille in dem Saale, daß man das Säuseln der Blätter hörte, welche sich im Garten von dem Hauch des Mailüftchens bewegten.

Maria hatte endlich das Haupt erhoben und ihre blauen Augen betend zum Himmel gerichtet. Alle, die sie sahen, Alle, die sie in diesem Augenblick anschauten, schwangen sich im Geist nach oben und glaubten, in der süßen, züchtigen Jungfrau einen Engel, singend vor Gottes Thron, zu erblicken.

Geronimo entfielen zwei Thränen der Begeisterung; der alte Deodati hielt die Hände gefaltet, als hätte Maria's Lied ihn genöthigt, mit ihr zu beten; selbst Simon Turchi war von Bewunderung überwältigt und hatte vielleicht auf einen Augenblick die Mißgunst und den Haß vergessen, welche in seinem Busen wühlten.

Mittlerweile setzte Maria ihren Gesang fort. Er lautete also:

Kyrie — Gott ist gekommen
Auf Erden uns zum Frommen,

Daß wir aller Zeiten
Uns dessen freuten — Eleïson.

Kyrie — Gott ist geboren,
Von einer Magd erkoren,
Daß wir Errettung finden
Von unsern Sünden — Eleïson.

Kyrie — Wir sind entlaufen
Dem Feind in der Taufen;
Gott mög' uns erretten
Aus seinen Ketten — Eleïson.

Christe — Arzt der Herzen
In unsern Schmerzen,
Für unsre Noth
Ging er zum Tod — Eleïson.

Christe — Treuer Hüter
Deiner Brüder,
Das gute Werk'
In uns stärk' — Eleïson.

Christe — Sohn vom Vater,
Uns Berather,
Wenn Trost gebricht,
Verlaß' uns nicht — Eleïson.

Kyrie — Gott Vater, Sohn,
Heil'ger Geist, in einer Person
Ein Gott, laß uns Dich loben,
Dort oben — Eleïson *).

---

*) In den Alten flämischen Liedern von J. F. Willems S. 434 weiter ausgeführt.

Bereits hatte Maria einen Augenblick zu singen aufgehört und gleichwohl dauerte noch die tiefste Stille fort. Jedermann fürchtete einen einzigen Ton der süßen Stimme zu verlieren; aber als man bemerkte, daß Maria den Blick zu Boden geschlagen hatte, und das Lied zu Ende war, da erhob sich ein beifälliges und dankbares Gemurmel unter den Zuhörern, die Jungfrau wurde umringt und mit Glückwünschen überhäuft.

Mitten unter diesen Höflichkeitsbeweisen, deren Gegenstand sie war, erblickte Maria den gerührten Geronimo, der zwei Schritte von ihr, noch mit einer Thräne in den Augen, stand. Sei es, daß sie den allgemeinen Lobsprüchen zu entgehen suchte, oder daß ein wirkliches Verlangen sie antrieb, sie lief auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und führte ihn mit freundlichem Drängen zu dem Klavier. Er sollte eine italienische Arie singen, sagte sie.

Der junge Edelmann, noch erregt und beinahe wankend, sträubte sich eine Weile gegen ihre Bitte, doch als auch sein alter Oheim ihn aufforderte, dem ehrenden Wunsche der Jungfrau Genüge zu thun, ergriff er eine Laute, stimmte sie in aller Eile und warf als erste Note seines Liedes das Wort Italia! in einem Ton durch den Saal, der als ein Ruf zum Entzücken aller Herzen emporstieg.

Die Worte und Töne strömten wie glühende Feuerfunken von des Jünglings Lippen; unter dem Vortrag von Versen, welche das Lob seines theuren Vaterlandes besangen, schwoll ihm die Brust und funkelten ihm die Augen von hinreißender Begeisterung . . . Aber besonders am Ende jeder Strophe

erfüllte seine mächtige Tenorstimme wie Trompetenschall mit ihren beseelten Tönen den Salon. Die Worte lauteten:

Sei mir gegrüßt, o Paradies der Erde!
Mein theures Land, Heil dir, Italia!

Das Lied von Maria, die Umgebung, worin er sich befand, die Gegenwart seines Oheims, dieß Alles mußte die Gefühle des jungen Edelmanns zu einer ungewöhnlichen Höhe gesteigert haben; denn seine Stimme zitterte, sein Herz klopfte, seine Stirne flammte, und er schien im Begriff, der übermäßigen Bewegung zu erliegen. Und dennoch wuchs sein Gesang immer mehr an Begeisterung, Eindringlichkeit und Kraft, bis endlich die Schlußzeile: Mein theures Vaterland, Heil dir, Italia! gleich einem jubelnden Siegesruf durch den Saal erklang.

Geronimo hatte seine Landsleute durch den seelenvollen Gesang so sehr überwältigt und gerührt, daß alle, selbst die ältesten, sich so weit vergaßen, die Hüte zu schwenken und enthusiastisch den Freudenruf: „Italia! Italia!“ zu wiederholen. In vielen Augen blinkte eine Thräne.

Nun wurde Geronimo seinerseits mit Glückwünschen bestürmt; sein alter Oheim nannte ihn seinen geliebten Sohn; Maria sagte ihm süße Worte; Van de Werve drückte ihm die Hand.

Was Simon Turchi betraf, so war er verwirrt, vernichtet; bei Allem, was er hörte und sah, litt er so heftige Pein, nagte die Scheelsucht so verzehrend an seinem Herzen, daß er in den Abgrund des Nei-

des und der Rachsucht versank. Er stand einige Schritte von Geronimo entfernt, den Blick zu Boden geschlagen und sichtbar zitternd vor Aufregung. Doch bemerkte Niemand, in welchem Zustand er sich befand, und hätte man es auch erkannt, so wäre nur für gewiß angenommen worden, Signor Turchi sei gleich den andern Italienern durch den begeisterten Gesang in eine so ungemein tiefe Bewegung gerathen.

Uebrigens schaute Turchi nur eine kleine Weile zu Boden. Wie Jemand, der einen plötzlichen Beschluß gefaßt hat, trat er gerade auf Geronimo zu, zeigte ihm ein lächelndes Angesicht und legte, ihm um den Hals fallend, beide Arme auf seine Schultern.

„Ach, Geronimo, Dank, Dank!" rief er. „Ihr habt mein Herz in seliges Entzücken versetzt, Ihr habt mir den Busen von stolzem Patriotismus schwellen gemacht!"

Während der Umarmung sagte er jedoch leise dem Jüngling in's Ohr:

„Geronimo, ich muß Euch allein sprechen, noch diesen Abend. Ich werde sogleich in den Garten gehen; sucht mir dahin zu folgen; es wird Euch Freude machen . . ."

Nachdem er diese Worte geflüstert hatte, zog er sich zurück, um Herrn Fugger, dem unermeßlich reichen Wechsler, Platz zu machen, welcher gleichfalls dem Sänger seinen Beifall und seinen Dank zu erkennen geben wollte.

Wiederum traten die Diener mit allerlei Weinen und Leckereien in den Saal.

Meister Kerstiaen war mit dem Stimmen seiner

Violine beschäftigt. Man wußte, daß der ausgezeichnete Künstler diesen Abend spielen würde, und viele von den Gästen traten auf's Neue zu dem Klavier, um Kerstiaen desto besser zu sehen und zu hören.

Geronimo war, beunruhigt und neugierig geworden durch Simon Turchi's Worte, seinem Freunde mit dem Blick gefolgt und hatte auf eine Gelegenheit gedacht, ihn allein zu sprechen. Er sah in diesem Augenblick, daß Turchi aus dem Saal ging, und während das Herumgeben der Erfrischungen und die Vorbereitung zu dem Spiel von Meister Kerstiaen viel Bewegung unter der Gesellschaft verursachte, konnte der junge Edelmann gleichfalls unbemerkt den Saal verlassen, um seinem Freund in den Garten nachzugehen.

Der Garten hinter Van de Werve's Haus war, obschon nicht sehr groß, dennoch von einigen geschlängelten Pfaden durchschnitten, und längs der Ringmauern standen hohe Bäume und dichte Gebüsche.

Als Geronimo in die freie Luft kam, bemerkte er, daß noch vier oder fünf Personen um der Kühle willen auf den Pfaden auf- und abwandelten.

Während er nun mit dem Auge durch die halbe Finsterniß zu dringen suchte, um Simon Turchi zu entdecken, kam dieser hinter einem Gebüsch hervor, faßte ihn am Arm und führte ihn schweigend in die hinterste Ecke des Gartens, wo er auf einer Bank sich niederließ und mit gedämpfter Stimme sagte:

„Setzt Euch neben mich, Geronimo; ich habe gute Botschaft.“

„Ah, habt Ihr das Geld gefunden?“ fragte der junge Mann.

„Ich habe es gefunden; — aber noch näher, und neigt Euer Ohr zu mir, Geronimo: es darf uns Niemand hören. Ein fremder Kaufmann, den ich vor ein paar Jahren, beinahe auf Kosten meines eigenen Falls, von Schande und Verderben gerettet habe, will mir das Mittel an die Hand geben, um die zehntausend Kronen in Eure Kasse fließen zu lassen.“

„Gott sei gelobt!“ seufzte Geronimo. „Und wird er so gut sein, die Erfüllung seines edelmüthigen Vorsatzes nicht lang hinauszuschieben?“

„Morgen werde ich Euch bezahlen, was ich schuldig bin.“

„Ah, morgen; wie glücklich!“

„Aber ich kann Euch das Geld nicht bringen, Geronimo; Ihr müßt es selbst holen.“

„Nun, das hat am wenigsten zu sagen, und müßte ich dafür nach Keulen gehen.“

„Nein, so weit nicht. In meinen Lustgarten auf den Spitalwiesen müßt Ihr kommen . . . Still! da naht Jemand näher, denke ich.“

Nach einem kurzen Stillschweigen fuhr Turchi fort:

„Es ist vorüber . . . Ihr müßt wissen, Geronimo, daß der fremde Kaufmann in Antwerpen nicht gekannt sein will. Ich habe ihm darum gestattet, sich in meinem kleinen Garten einige Tage verborgen zu halten *). Er will mir helfen; aber er ist ein

---

*) „Jeronimo, da ist ein Kaufmann aus Lyon gekommen, der für jetzt in Antwerpen noch nicht gekannt sein will und

vorsichtiger Mann und von Natur mißtrauisch. Ich werde ihm eine Schuldverschreibung für die Summe ausstellen, welche er zur Einhändigung an Euch anleihen will; er fordert, daß Ihr als Bürge mitunterzeichnet."

„Welche Geheimthuerei!" murmelte der Jüngling. „Ich soll als Bürge mitunterzeichnen? Wer ist der fremde Kaufmann? Ein Verbannter?"

„Was thut das zur Sache? Es ist nicht mein Geheimniß, Geronimo; ich habe seinen Namen zu verschweigen gelobt. Wenn Ihr nur aus der mißlichen Verlegenheit gerettet seid, ist unser Ziel immerhin erreicht. Es ist wahr, Ihr müßt Bürge für mich bleiben; aber die zehntausend Kronen werden wenigstens in Eurer Kasse liegen, und Euer Oheim wird keinen Gulden zu wenig finden. Es kann Euch nichts Unangenehmes widerfahren, außer wenn ich nicht im Stande sein sollte, meine Wechsel zu bezahlen. Dieß ist jedoch nicht zu besorgen; binnen einiger Monate werde ich Mittel im Ueberfluß haben. Was ich thue, geschieht nur, um Euch aus einer beunruhigenden Lage zu retten. Lieber hätte ich Euch allein zum Gläubiger, das könnt Ihr leicht begreifen, Geronimo."

„In der That, Simon, ich bin Euch dankbar für Eure Bereitwilligkeit. Und wird der fremde Kaufmann mir die Summe in baarem Geld zur Hand stellen?"

---

darum sich in meinem Lustgarten verborgen hält: er hat mich ersucht, Euch zu sagen, daß Ihr ihn dort finden werdet." Matteo Bandello, erzählt im Belgischen Museum von J. F. Willem. Bd. 6. S. 256.

„Nein, in Wechseln auf Mailand, Florenz und Lucca."

„Gute, sichere Wechsel, Simon?"

„Ihr mögt selbst darüber urtheilen, da Ihr dem Handelsstande angehört. Fürchtet jedoch Nichts; Ihr sollt alle Befriedigung haben."

„Wohlan, ich werde kommen. Nach dem Schluß der Börse, zwischen fünf bis sechs Uhr, ist's so recht?"

„Mir ist die Zeit gleichgültig, wenn ich nur vor der Hand die Stunde weiß."

„Erwartet mich also morgen zwischen fünf und sechs Uhr. Laßt uns jetzt hineingehen. Man wird sich über unsere lange Abwesenheit verwundern."

Simon Turchi erhob sich; doch blieb er stehen und setzte noch hinzu:

„Geronimo, ich habe dem Kaufmann, der mir helfen will, versprochen, daß Niemand außer Euch allein von seiner Anwesenheit zu Antwerpen erfahren soll. Sagt demzufolge Nichts, weder Eurem Oheim, noch Maria, noch wer es sonst sei. Die mindeste Rücksichtslosigkeit könnte unsere Hoffnung vereiteln. Kommt allein, ohne Diener."

„Es sei so," antwortete Geronimo; „aber ich muß Euch voraus ankündigen, daß ich nicht bis zum Anbruch des Abends bleiben kann. Mein Oheim hat mich mit seiner Ungnade bedroht, wenn ich noch einmal ohne gute Bedeckung in der Dunkelheit über die Straße ginge."

„Nein, eine halbe Stunde nur, und Alles . . ."

In diesem Augenblick kam ein Diener vom Hause in den Garten und näherte sich suchend dem Orte,

wo Geronimo mit seinem Freunde im Gespräch begriffen war.

„Signor Geronimo," sagte er, „man sucht Euch überall im Saale. Das edle Fräulein will die Gesellschaft verlassen. Euer Herr Oheim ist im Begriff, abzugehen. Man erwartet Euch mit Ungeduld, Signore."

Beide Edelleute folgten dem Diener; unterwegs flüsterte Turchi noch:

„Morgen also, zwischen fünf und sechs Uhr!"

Der alte Deodati stand bereits unter der Thüre, umgeben von fünf seiner Diener, welche ihn begleiten mußten. Er zeigte sich beunruhigt über das lange Wegbleiben seines Neffen, und dieser hatte deßhalb eine strenge Zurechtweisung zu erleiden. Auf die Erklärungen von Turchi wurde ihm jedoch die Unachtsamkeit vergeben und er erhielt sogar die Erlaubniß, in aller Eile noch in den Saal zurückzukehren, und Maria und ihrem Vater Gutenacht zu wünschen.

Einen Augenblick darauf war er wieder zurück; — und seinem Oheim den Arm bietend, verließ er Van de Werve's Wohnung.

Signor Turchi gab ihm noch beim Abgang ein Zeichen mit den Augen, das zu bedeuten schien:

„Verschwiegen, verschwiegen!"

---

## VI.

Es war um fünf Uhr Nachmittags. Julio stand, die Arme über die Brust gekreuzt, in einem Gemach des Lustgartens seines Gebieters. In Gedanken versunken, hielt er das Auge auf einen Lehnstuhl gerichtet, welcher an das einzige Fenster des Gemachs gestellt war, und bei dessen Betrachtung er von Zeit zu Zeit in kummervollem Zweifel den Kopf schüttelte.

Einige Männertritte, welche sich in dem Stockwerk über ihm vernehmen ließen, rißen ihn aus seiner tiefen Ueberlegung; ein höhnisches Lächeln zog über sein Gesicht, während er leise bei sich selbst sprach:

„Er nennt mich einen Feigling, der Rachsüchtige! Und schon läuft er eine Stunde von einem Gemach zum andern, als würde er von unsichtbaren Geistern verfolgt .... Wie gemächlich für sich selbst hat er die Sache eingeleitet! Julio soll den armen Geronimo durchbohren und seinen Leichnam in dem untersten Keller begraben; Julio hätte Alles allein gethan. Wenn man mit falschen Leuten zu thun hat, muß man auf seiner Hut sein. Seine Absicht ist mir klar genug: er wollte für den Fall der Noth sich das Mittel vorbehalten, mich allein der Greuelthat zu bezüchtigen. Er mag jedoch drohen und rasen, so viel er will: selbst soll er den Schlag ausführen, oder Signor Geronimo geht ungehindert von hier ....“

Julio schwieg eine Weile, fuhr sich über die

Stirne und sagte, den Blick auf den Armstuhl geheftet:

„Wissen, daß binnen einer Stunde in diesem höllischen Sessel ein Leichnam liegen soll! Der Leichnam des leutseligsten Edelmanns, der mir jemals vorgekommen ist . . . Möchte sein guter Engel ihn von dem verhängnißvollen Besuch in dieser Mördergrube zurückhalten! Signor Turchi wird ihn tödten. . . aber ich muß dazu helfen *). Was wird das Ende dieses blutigen Trauerspiels sein? Das Schaffot für den Herrn und der Galgen für den Diener! Das sind die Folgen meines zügellosen Lebens. Hätte ich nicht in einem Augenblick von Trunkenheit unbewußt mich nach dem Orte begeben, wo der Richter Volpai ermordet wurde, ich wäre nicht aus meinem Vaterland entflohen, und Signor Turchi hätte nicht die Macht, mich gegen meinen Willen zur Theilnahme an einer abscheulichen Missethat zu nöthigen. Es ist, wie der alte Pfarrer von Porto-Fino sagte: das Böse ist ein Irrgebäude; wenn man einmal seinen Fuß hineinsetzt, so verliert man den Faden, der wieder zurück zum Guten leiten kann. Ach, wäre ich nur bei meiner Mutter in Italien! Unsinniger! Es ist zu spät; ich bin verbannt, und auf meinen Kopf ist ein Preis gesetzt!"

Nachdem er noch einige Augenblicke diesen Ueberlegungen sich hingegeben hatte, machte er eine ungeduldige Bewegung und murmelte dann:

---

*) Als dieser Stuhl ersonnen und vollendet war, hat er einen seiner Diener und Comptoirknechte, genannt Julio, einen italienischen Flüchtling, zu dem Mord bestimmt. E. van Meteren, Niederländische Geschichten, I. Buch.

„Fort, fort, wozu kann all dieses Sinnen und Träumen mir frommen? Ich bin in seiner Gewalt und will mich der Nothwendigkeit unterwerfen; — aber ist einmal der Schlag ausgeführt; hat er eine Frevelthat begangen, wobei thatsächliche Beweise gegen ihn zeugen können, dann bin ich Meister über ihn, und die Reihe ist an mir, ihm zuzurufen: „Simon Turchi, fürchte den Landvogt und seinen Diener, den Henker!“ Jetzt bin ich unmächtig gegen ihn; thäte ich jetzt Etwas, um den Anschlag zu verhindern, er wäre im Stande, um alle Zeichen seiner verbrecherischen Absicht zu vertilgen, mich an den Factor von Lucca auszuliefern. Ich würde nach Italien gebracht und gerädert in dem Lande, wo meine alte Mutter wohnt. Sie hat von mir Nichts als Kummer gehabt, aber die äußerste Schmach will ich ihr zu ersparen suchen... Da kommt der Signor herunter. Er wird wieder darauf dringen, daß ich den Schlag ausführe; aber ich will das Blut des unschuldigen Edelmanns nicht auf mein...“

Simon Turchi trat in den Gang. Auffallend blaß war sein Gesicht; selbst noch blässer die Narbe, welche ihm über Wange und Stirne lief. Er zitterte nicht; aber seine Schritte zeugten von großer Hast und er drückte sich die Finger in die Fäuste, wie Jemand, der von Ungeduld erregt und gepeinigt wird.

Schon von Ferne sah er, daß sein Diener, mit dem Kopf auf der Brust, in träumerischem Sinnen dastand und erst bei seiner Annäherung aus diesen Betrachtungen auffuhr. In das Gemach tretend, sprach er:

„Julio, die Stunde ist nahe. — Woran denkst Du wieder? Hast Du Furcht?"

„Furcht?" wiederholte Julio mit Lachen. „Vor was sollte ich mich fürchten?"

„Allerdings, allerdings," murmelte der Signor, „da ich allein sein Blut vergießen werde."

„Aber," fuhr Julio fort, „wenn ich auch für mich selbst Nichts fürchte, könnte ich wohl, aus Liebe zu meinem Herrn, in trübes Nachdenken verfallen. Das Spiel, welches Ihr spielt, ist über alle Maaßen gefährlich, Signore."

„Wer weiß, was hier vor sich geht?"

„Wer? Ist dort oben nicht ein Auge, das Alles sieht? Und während Ihr hier im tiefsten Geheimniß ein Menschenleben Eurer Rachsucht aufopfert, wird nicht Gott wenigstens den Nothschrei von Geronimo hören?"

Julio sah mit versteckter Freude, daß diese Worte bei seinem Herrn ein Zittern erregten, obwohl er sich durch ein spöttisches Gelächter den Schein von Gleichgültigkeit geben wollte.

„Che cherzo! Wie lächerlich!" murrte der Signor. „Pietro Mostajo will von Gott sprechen! Meine Maaßregeln sind alle zu wohl berechnet; hat der unterirdische Keller das Geheimniß einmal aufgenommen, so wird kein Hahn darnach krähen."

„Meint Ihr, Signore? Wann blieb ein solcher Mord jemals verborgen? Es ist kein Wunder, daß ich den Kopf hängen lasse und in Gedanken versunken bin. Es träumte mir, und ich sah Dinge vor meinen Augen, so schrecklich und so qualvoll, daß

ich es Euch nicht zu sagen wage. Die Thränen standen mir davon in den Augen."

„Nun, was sahst Du?" brummte Turchi mit zunehmender Angst.

„Was ich sah? Den Landvogt und seine Diener, die Jemand die Arme auf den Rücken banden und ihn als ein ruchloses Ungeheuer durch die Straßen fortschleppten; das Volk, das den Gefangenen mit Koth bewarf und ihn als Mörder ausschrie; ein Schaffot und darauf einen Nachrichter und einen Verurtheilten; und dann ein Schwert, das in der Sonne blitzte, einen Strahl Blut und ein fallendes Haupt...."

Der Diener schwieg absichtlich; aber sein Herr faßte ihn fieberisch am Arm und murmelte mit heiserer Stimme:

„Und weiter? weiter?"

„Und die Volksmenge, welche jauchzte und Flüche über einen Namen ausstieß ...."

„Welches war dieser Name?"

„Der Eurige, Signore!"

Simon Turchi war so sehr von dieser Darlegung seines möglichen Endes betroffen, daß er laut aufschrie und bebend zurückfuhr. Eine Weile heftete er stillschweigend den Blick zur Erde.

Julio schaute den bestürzten Signor mit einer Art zurückgehaltenen Lächelns an. Er hatte den schrecklichen Traum nicht allein erdacht, um einen Versuch zu machen, ob er vielleicht seinen Herrn noch von seinem gefahrvollen Unternehmen abhalten könnte; seine Absicht war zugleich, ihm Schrecken

einzujagen und sich so auf seine Weise für den Zwang zu rächen, den derselbe ihm auferlegte.

Nicht lang jedoch blieb Simon Turchi unter dem Eindruck der Unheil verkündenden Worte. Den Kopf erhebend, fuhr er mit einem Grinsen der Verachtung heraus:

„Scheinheiliger Feigling! die Furcht, die Beängstigung läßt Dich von solchen Dingen träumen. Der entschlossenste Mann soll mit den Schwachherzigen zum Hasenfuß werden! Wehe mir, daß ich unglücklich genug bin, Deiner zu bedürfen! Sonst würde ich mich Deiner Gegenwart schon entledigen.... Aber ich will zum Mindesten vor der Vollziehung dessen, was ich begonnen habe, nicht zurückbeben. Nun, sprich, sage mir, was ich von Dir erwarten darf. Die Stunde verrinnt schnell, es ist keine Zeit mehr zu verlieren."

„Wir werden sehen, wer am kaltblütigsten vollbringt, was er versprochen hat. Ihr irrt Euch in mir, Signore: die Furcht bewegt mich nicht. Aus Zuneigung, aus Liebe zu Euch verirre ich mich in solche trübe Betrachtungen. Ich glaubte, meine Pflicht damit zu thun, daß ich Euch noch einmal auf den Abgrund hinwies...."

„Schweig, es ist zu spät!" rief Turchi, fast außer sich. „Unsinniger, Du wünschest also mein Verderben, mein Elend, meine ewige Schande? Ich soll meinen Feind leben lassen, ihn glücklich sein lassen, ihn als Gatten von Maria Van de Werve auf mich herabsehen lassen? O nein, nein, der Glückliche, der Reiche, der Stolze werde ich sein! Und sollte dieß alles mir entschlüpfen, sollte das

Schaffot mein Ende werden, das Feuer der Rache, das meine Eingeweide verzehrt, muß Kühlung haben.... Nichts, Nichts kann mich zurückhalten; und wenn Du, Julio, mir ein Hinderniß in den Weg legst, so werde ich selbst über Deine Leiche hinschreiten, um denjenigen zu treffen, der mir das Licht des Lebens geraubt hat.... O, reize mich nicht zum Zorn. Ich fühle mich zu Allem fähig!"

Bei diesen letzten Worten legte Simon Turchi die Hand an den Dolch, den er im Gürtel stecken hatte. Sein Gesicht war bläulichroth, seine Lippen bebten und er schaute seinen Diener mit verzehrendem Blick an.

Diese Drohung schien jedoch Julio nicht sehr zu erschrecken, wahrscheinlich, weil er nicht glaubte, daß sein Gebieter sie in Ausführung bringen könnte. Mit einem höhnischen Lächeln auf den Lippen trat er ein paar Schritte zurück, schlug mit der Hand an sein Messer und sagte spottend:

„Es würde sich seltsam ausnehmen, Signore, wenn Geronimo uns hier mit einander im Kampf begriffen fände. Es ließe sich nichts Besseres erdenken, um sein Leben zu retten."

„Wie, Du wagst zu drohen?"

„Warum nicht? Oder glaubt Ihr, Julio werde sich wie ein Kalb tödten lassen?"

„Horch! da ist er!" rief Simon Turchi, vor Ueberraschung und Schrecken aufspringend.

Durch den Garten ertönte der wiederholte Schlag des eisernen Klopfers an dem Außenpförtchen der Ringmauer.

„Julio, noch einmal, was darf ich von Dir erwarten?“ fragte Turchi ängstlich.

„Ich werde thun, was ich versprochen habe, weder mehr, noch minder.“

„Wohlan, so eile und öffne das Pförtchen. Kein unvorsichtiges Wort, keine Betrübniß auf Deinem Angesicht! bring ihn hieher; sag ihm, ich sei mit dem fremden Kaufmann beschäftigt; laß ihn warten. Sitzt er nicht gleich nieder, so ergreife einen günstigen Augenblick und ziehe ihn auf den Stuhl. Dann komm und rufe mich; das Uebrige werde ich selbst vollbringen.“

„Ihr wollt, daß ich Signor Geronimo in den Stuhl ziehe?“ brummte Julio.

Das Gemach verlassend drohte Turchi mit flammenden Augen:

„Pietro Mostajo, denk an den Factor von Lucca!“

Julio kam aus dem Hause, schritt auf die Ringmauer zu und öffnete die Thüre.

„Benvenuto *), Signor Geronimo,“ sprach er. „Was gibt es gutes Neues, daß Ihr meinen Gebieter in seinem Lustgarten besucht? Es ist schon lange, daß Ihr nicht mehr hieher gekommen seid.“

„Allerdings, Julio, es ist lange her,“ antwortete der junge Edelmann mit einem offenen Lächeln, während er in den Garten und auf das Haus zuschritt. „Mich dünkt, daß man noch nicht Willens ist, hier Gesellschaft zu empfangen, denn es liegt Alles noch wüste und verlassen. Hat Signor

*) Willkommen! A. d. U.

Turchi nichts davon gesprochen, in dem Garten arbeiten zu lassen?"

„Ja wohl; aber mein Gebieter ist seit einiger Zeit trübsinnig, und die Lust zu vergnüglichen oder angenehmen Dingen hat ihn ganz und gar verlassen."

„Ich weiß, Julio, aber es wird sich bessern."

„Ach, möchtet Ihr die Wahrheit reden, Signore!"

„Was ist das für ein tiefer Seufzer, Julio? Du machst mich bekümmert. Ist Dein Gebieter unwohl?"

Der Diener fühlte, daß er sich in Acht nehmen müsse, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, daß der Edelmann irgend ein Unheil besorge. Er antwortete also mit freierer Stimme:

„Es ist Nichts, Signore. Mein Gebieter ist gesund und heute guten Muthes. Seitdem ich Brusserio's Degen gegen Eure Brust gezückt sah, ist bei mir Etwas zurückgeblieben, das mir manchmal ganz unerwartet das Herz beklemmt. Dann muß ich tief aufathmen, daß es wie ein Seufzer tönt."

Unter diesen letzten Worten hatte er den Edelmann in das Gemach gebracht, wo der große Armstuhl stand.

„Signore Geronimo," sagte er, „mein Gebieter ist oben; ich werde ihm Eure Ankunft melden. Setzt Euch einstweilen nieder."

Julio verließ das Gemach; aber anstatt hinaufzusteigen, verbarg er sich am Ende des Ganges hinter einer Thüre und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, ob er die Federn des Zwangstuhls nicht schnappen höre.

Nachdem er lange vergeblich hier gewartet hatte, trat er wieder auf den Gang; und zu dem Edelmann zurückkehrend sagte er:

„Signore, mein Gebieter läßt sich bei Euch entschuldigen. Er habe droben mit Jemand zu thun, von dem er Euch gestern gesprochen, sagt er. Sie sind jetzt zusammen an einem Schreiben, das Euch eingehändigt werden soll. Beliebt es Euch also, noch ein wenig in Geduld zu warten?"

Er glaubte, Geronimo werde sich nun von selbst in dem Armstuhl niederlassen, und folgte mit klopfendem Herzen allen seinen Bewegungen; aber der junge Edelmann stellte sich vor das Fenster und schaute nachdenklich in den Garten.

Julio sah sich in seiner Erwartung betrogen. Da er in Erwägung zog, mit welchem Mißtrauen und mit welcher Ungeduld sein Herr die Augenblicke, die verliefen, zählen würde, sagte er zu Geronimo mit erheuchelter Gleichgültigkeit:

„Es ist ziemlich weit von den Minoritenbrüdern bis hieher: es mag wohl eine halbe Meile Wegs sein, und man kann leicht davon etwas müde werden, wenn man Eile hat. Nehmt auf diesem Stuhle Platz, Signore."

„Nein, ich danke Dir," antwortete der Edelmann. „Ich bin durchaus nicht müde; es ist mir angenehm, da draußen die verwilderten Gebüsche in ihrem zarten Mailaub prangen zu sehen."

Eine unwillkürliche Bewegung von Verdruß entschlüpfte dem Diener.

„Du brauchst meinetwegen nicht im Gemach zu bleiben, Julio," sprach Geronimo. „Geh' ruhig an

Deine Arbeit und laß mich allein: ich langweile mich nicht."

„Ich habe kein dringendes Geschäft, Signore; wenn ich ohne Erlaubniß hier verweile, so geschieht es nur, um Euch Etwas zu fragen; aber Ihr werdet vielleicht über meine Unbescheidenheit zürnen."

„Durchaus nicht, Julio. Kann ich Dir in Etwas helfen oder zu Diensten sein, so werde ich Dir mit Vergnügen beweisen, daß ich mich dankbar erinnere, wie muthig Du mir gegen die Banditen Beistand geleistet hast."

„Das ist es nicht, Signore. Ich habe sagen hören, Ihr werdet das schöne Fräulein Van de Werve heirathen. Diese Neuigkeit hat mich sehr erfreut; aber darf Euer demüthiger Diener wissen, ob die Kunde Wahrheit ist?"

Diese Frage und vielleicht der Name seiner Verlobten lockten ein Lächeln auf das Angesicht des Jünglings. Er trat einige Schritte vorwärts und sagte mit freudiger Stimme:

„Ja, Julio, die Kunde ist wahr."

„Wie glücklich werdet Ihr sein, Signore!"

„Allerdings, Julio, der liebe Gott hat mir die höchste Gunst geschenkt, auf die ich hier auf Erden hoffen durfte. Ewig werde ich dafür ihm Lob und Dank sagen.... Du sollst an dem festlichen Tage auch Etwas haben, um froh zu sein."

„Ich, Signore?"

„Ja, Du, Julio. Es ist Fräulein Van de Werve selbst, welche es also beschlossen hat, um Dich für die Hülfe zu belohnen, welche Du mir gegen Brufferio und seine Gesellen geleistet hast. An dem

Tage meiner Hochzeit sollst Du einen neuen Mantel bekommen, ein neues Wamms und neue Hosen, von schönem Tuch und guter Seide, dergleichen noch niemals ein Diener getragen hat."

Julio, durch diesen Beweis von Güte betroffen, beugte das Haupt, indem er einige undeutliche Worte des Dankes murmelte. Er hörte wohl, daß der Junker noch in seiner Rede fortfuhr und ihm zu beweisen suchte, daß er dieses Geschenk wohl verdient habe, gab aber in seiner Erregung nicht Acht darauf, sondern kämpfte lebhaft mit sich selbst, um Muth und Stärke genug zur Vollziehung des ihm von seinem Herrn gegebenen Befehles zu bekommen. Er sah, daß Geronimo gerade jetzt vor dem Armsessel stand.

Mit Widerwillen, aber angetrieben durch den Gedanken, wenn er diesen Augenblick entschlüpfen ließe, würde ein so günstiger Zufall sich vielleicht nicht mehr anbieten, näherte er sich dem Edelmann, als wollte er ihm von Neuem seine Dankbarkeit bezeugen.... Mit einem Sprung legte er ihm nun beide Hände auf die Schultern und stieß ihn unwiderstehlich in den Armstuhl zurück *).

Der Boden des verrätherischen Möbels sank ein; aus den Armen sprangen zwei mächtige Stahlfedern hervor, welche den Edelmann um die Mitte faßten und ihn so fest gegen den Rücken des Stuhls drückten, daß er sich nicht mehr rühren konnte.

*) Und da kam der vorbesagte Julio und stieß Jeronimo in einen großen Stuhl, der sich sogleich von selbst schloß und zusprang. Abkunft und Genealogie der Herzoge und Herzoginnen von Brabant. Antwerpen 1565. S. 308.

„Julio, Julio, was für ein abscheulicher Spaß ist das?“ rief er. „Ein Zwangstuhl? Hat Dein Gebieter Dir befohlen, mich also zu fangen?“

Aber der Diener lief, ohne noch ein Wort zu sprechen, aus dem Gemach hinaus und schloß die Thüre hinter sich.

„Nun? Nun, Julio?“ fragte Turchi, seinem Diener auf der Treppe entgegenkommend; „ist er gefangen?“

„Der Stuhl hat sein Werk verrichtet,“ antwortete Julio; „thut Ihr das Eurige ebenso gut. Wer weiß, ob sein Hülferuf uns nicht verrathen wird: die Todesgefahr gibt den menschlichen Lungen zuweilen übernatürliche Kraft.... Signore, Signore, es ist mir, als ob mein Kopf nicht mehr fest auf meinen Schultern stände. Wie ist es mit dem Eurigen?“

Aber Simon Turchi achtete nicht auf diesen Scherz. Er murmelte nur einige undeutliche Worte, fuhr mit der Hand an seinen Dolch und stieg hinunter, um seine Rachgier an dem unglücklichen Geronimo zu befriedigen.

Der Diener blieb halbwegs auf der Treppe stehen und lauschte auf seines Herrn Tritte, bis er die Thüre des verhängnißvollen Gemachs aufgehen und sich wieder schließen hörte.

Anfänglich vernahm er nicht das mindeste Geräusch; aber bald hörte er die Stimme von Signor Geronimo, die um Hülfe rief, und die Stimme seines Herrn, der seiner zu spotten und ihn zu bedrohen schien. Nur nach dem Ton dieser Laute konnte er über den Stand der Dinge in dem verschlossenen Gemach urtheilen; denn er war zu entfernt, um die

Worte zu verstehen. Aber von Unruhe und Neugierde angetrieben, stieg er die Treppe vollends herab und trat näher, um an der Thüre zu horchen, hinter welcher die schreckliche Missethat vollbracht werden sollte.

Er hörte diesen Augenblick, wie Geronimo flehend klagte:

„Ach, lieber Simon, Eure Sinne sind verfinstert. Ihr mich tödten, Ihr, mein Freund! Es ist nicht möglich. O, laßt diesen Dolch aus Eurer Hand fallen; laßt mich nicht sterben ohne Beichte! Sind es die zehntausend Kronen, die Euch zu solcher Verirrung trieben, ich schenke sie Euch; zerreißt Euren Schuldschein vor meinen Augen; ich werde nie mehr davon sprechen...."

„Maria, Maria van de Werve!" heulte Simon höhnisch.

„O, ich will ihrer Hand entsagen, nach Italien abreisen .... nie mehr ein Land besuchen, das für mich, für Euch, für Alles, was ich liebe, so verhängnißvoll war...."

„Zu spät, zu spät, Du mußt sterben!"

„Nein, nein, Simon!" rief Geronimo wieder. „Aus Erbarmen für Euch selbst, taucht Eure Hände nicht in mein unschuldiges Blut. Gott sieht uns; Euer Gewissen wird Euch martern; keine Ruhe wird es mehr auf Erden für Euch geben. Ueberliefert Eure arme Seele nicht auf ewig dem Bösen. Nein, Simon, Simon, tödtet mich nicht.... Ach!"

Ein schrecklicher Seufzer entschlüpfte ihm, als würde ihm die Brust zusammengedrückt, und wirklich

hörte Geronimo einen Ausfall wie von einem Dolch, der auf Metall anstieß.

Gleichwohl konnte der Stich, wenn es ein Stich war, nicht tödtlich sein, da Geronimo noch lauter als zuvor seine Stimme erhob und verzweifelnd rief:

„Hülfe! Hülfe! o, Simon, laßt mich leben! Gnade! Gnade!“

Aber dann ertönte ein furchtbarer Schrei aus seiner Brust, und während die Stimme ihm in der Kehle erstarb, stöhnte er:

„Gott, o Gott, vergib ihm! ich sterbe. . . .“

Der Diener war, als er die Entwicklung dieses gräulichen Trauerspiels hörte, in den Gang zurück bis an den Fuß der Treppe entwichen. Kaum stand er hier, so sah er die Thüre des Gemachs aufgehen und seinen Herrn erscheinen.

So sehr die Rachgier zuvor das Gesicht von Simon Turchi verzerrt hatte, jetzt war es durch die Missethat noch abscheulicher geworden. Der Signor war nicht mehr kenntlich. Das Haar stand ihm auf seinem Haupte zu Berge, seine Augen glühten verwildert in ihren Höhlen, aus seinem Munde rollten trockene Kehllaute, an seinen Händen klebte Blut.

Er lief an seinem Diener vorüber, ohne zu sprechen, erstieg die Treppe und ließ sich in seinem Gemach keuchend auf einen Stuhl fallen.

Julio, der ihm nachgefolgt war, stellte sich vor ihn hin und fragte:

„Nun, Signore, ist es vollbracht?“

„Es ist vollbracht; laß mich Athem schöpfen!“ stöhnte Turchi.

Nach einigen Augenblicken Wartens fragte Julio von Neuem:

„Hat er denn Widerstand geleistet, daß ich Euch so erschöpft sehe, Signore?“

„Widerstand? Nein, aber als ich das erste Mal ihm mit voller Gewalt den Dolch durch das Herz zu stoßen glaubte, traf meine Waffe auf Metall und es klirrte gewaltig. Er trägt eine Brustplatte, Julio. Vermuthete er vielleicht, was seiner hier wartete?“

Ohne Zweifel hatte Turchi's Dolch das Amulet getroffen, welches der junge Edelmann beständig um den Hals trug.

„Es ist möglich, Signore, daß Geronimo Etwas auf der Brust trägt,“ antwortete Julio; „es ist die Stelle, welche von Dolchen allzeit gesucht wird; und Niemand kann wissen, ob er nicht einmal einem Feind oder Mörder in der Finsterniß begegnet; aber was ist an dieser Besonderheit, das Euch so sehr in Aufregung bringen kann?“

„Siehst Du, Julio, es sprang dennoch Blut aus der Wunde. Der Anblick dieses Blutes und das schreckliche Geschrei Geronimo's erfüllten mich mit Grausen und Angst. Ich wankte auf meinen Beinen und glaubte vor dem unvollführten Werk zu erliegen; aber ich fand zum Glück noch Kraft, um zu vollenden, was ich begonnen hatte. Ein Stich durch den Hals hat auf immer die Stimme in seiner Kehle erstickt.“

„Und er ist jetzt sicher todt?“

„Es bleibt kein Tropfen Bluts mehr in seinen Adern.“

Simon Turchi hatte sich einigermaßen von sei-

ner übermäßigen Aufregung erholt; er stand auf und sagte:

„Ich muß mich jetzt von dem geringsten Zeichen, das mich verrathen kann, waschen und reinigen; diesen Abend noch auf die Spätbörse gehen und dort einige Geschäfte abmachen, mit Leuten, die sich der Stunde meiner Anwesenheit in ihrer Mitte erinnern können; später werde ich, unter dem einen oder dem andern Vorwand, bei Herrn Van de Werve vorsprechen. Ich muß mich an vielen Orten zeigen und mit vielen Personen reden. Geh hinab, Julio, und schleppe den Leichnam in den Keller. Darnach suche alle Blutflecken zu verwischen. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß unser Beider Leben von der äußersten Sorgfalt für die gehörige Vollziehung dieser Arbeit abhängen kann."

„Nein, in der That, Signore. Nun ist der Schlag geschehen, und ich bin der Mann nicht, der es an der Sorge fehlen lassen wird, dem Galgen zu entgehen, wenn es möglich ist."

„Wohlan, Julio, ich habe mein Werk vollbracht; vollbringe auch das Deinige."

„Ich soll allein den todten Körper in den Keller schleppen? Nein, nein, Ihr sollt mir helfen, Signore."

„Ich habe keine Zeit, Julio; ich muß sogleich in die Stadt hinein."

„Das ist mir ganz gleich; ich bleibe nicht allein in dieser Mördergrube."

„Und wenn ich es Dir befehle?" schrie Turchi, zornig aufspringend.

„Es wäre vergeblich, Signore. Ihr sollt mit mir arbeiten, bis hier Alles gethan ist."

„Ha, Du wagst mir zu drohen, und zwar in demselben Augenblick, da mir das Blut noch in den Adern kocht? Gehorche mir und thue Dein Werk nach Gebühr, oder diesen Abend noch soll der Factor von Lucca wissen, wer Du bist.“

„Ha, ha,“ lachte Julio, „ich spotte des Pietro Mostajo und des Factors von Lucca. So lang keine thatsächlichen Indicien gegen Euch zeugen konnten, mußte ich Euch fürchten; aber jetzt solltet Ihr es wagen, meinen wahren Namen zu offenbaren, da ich mit einem einzigen Wort Euer Haupt unter das Schwert des Scharfrichters legen kann? Fortan werdet Ihr weder so hart, noch so übermüthig mehr mit mir sprechen, Signore. In dieser Sache gibt es weder Herrn noch Diener; wir sind zusammen an der Gräuelthat betheiligt. . . . Legt die Hand frei an Euren Dolch! Eitle Drohung, was könntet Ihr thun ohne mich?“

Simon Turchi knirschte vor Aerger und Ungeduld, aber bezwang bald seine Aufregung und sprach, indem er die Hand seines Dieners faßte, in schmeichelndem Ton:

„In der That, Julio, wir sind eher zwei Freunde, als Herr und Diener einander gegenüber; aber laß mich jetzt als Freund und Genosse Etwas von Deiner Dienstfertigkeit erbitten. Du begreifst, daß ich, ohne länger hier zu verziehen, nach der Factorei gehen muß, um andere Kleider anzulegen. Zu unserer Beider Sicherheit ist es nothwendig, daß ich mich unmittelbar nach der Stadt begebe, um allem Verdacht vorzubeugen, oder eine andere Richtung zu geben.

Geronimo ist nicht schwer von Körper: Du wirst ihn bequem hinabschleppen können."

Der Diener schüttelte verneinend, doch mit sichtbarem Zweifel den Kopf.

„Nun, Julio, ich bitte, ich flehe Dich an, thue gutwillig, was zu unserem Schutz von Dir verlangt wird. . . . Du zögerst noch, Julio? Komm, ich will großmüthig gegen Dich sein: ich schenke Dir diesen Abend noch zwei Kronen, wenn Du mir meldest, daß Du getreu und sorgfältig mein Begehren vollzogen hast."

„Werdet Ihr noch hier sein, Signore, wenn ich aus dem Keller zurückkehre?" fragte der Knecht.

„Ich weiß es nicht, Julio; sobald ich mich von Blut gereinigt habe, muß ich hin. Spute Dich; es ist möglich, daß ich noch nicht weggegangen bin. Ich werde auf alle Fälle diesen Abend Dich in der Factorei erwarten und Dir, außer den zwei Kronen, noch eine gute Flasche Malvasier zur Belohnung schenken."

„Gut, ich will mein Bestes thun, um Euch gefällig zu sein," sagte Julio, sich nach der Treppe wendend.

In dem Gemach angekommen, wo der abscheuliche Mord vollbracht worden war, blieb der Diener einen Augenblick mit verschränkten Armen stehen. Er erbleichte und schüttelte mit einem Ausdruck traurigen Mitleids den Kopf.

Der arme Geronimo lag in dem Sessel mit geschlossenen Augen; sein Haupt war zur Seite auf den Arm des Stuhls gefallen und hing schwer über die Schulter; seine Hände waren noch krampfhaft

verschlungen, wie zum Zeugniß, daß der unglückliche Junker, Gott bittend für seinen grausamen Mörder, gestorben war. Seine Kleider waren ganz bedeckt mit Blut, und seine Füße standen gleichfalls in einer rothen Lache. Er hatte eine große Wunde an der Seite des Halses und eine andere in der vollen Brust; sein Angesicht war jedoch nicht besudelt und, wiewohl durch den Tod entfärbt, noch ruhig und mild, als wäre er nur in einen sanften Schlummer versunken.

„Armer Signor Geronimo!" seufzte Julio. „Schönheit, Edelmuth, Reichthum, gefallen vor der Zeit unter dem Schlag eines Bösewichts! Ach, was ist doch das menschliche Leben? . . . Er wird zum Mindesten dort oben bei Gott Vergebung finden um seines bittern Todes willen. . . . Und wir? . . . Fort, es ist jetzt keine Zeit zu überlegen und zu klagen; mein Mitleid wird den Leichnam nicht wieder in's Leben zurückrufen. Schließen wir die Augen vor der drohenden Zukunft und vollbringen mit Ernst und Eifer die schreckliche Aufgabe."

Er kniete hinter dem Stuhl nieder, steckte seinen Arm darunter und drückte auf eine Schraube. Die Springfedern öffneten sich von selbst und ließen den Leichnam los.

Julio griff ihm unter die Arme, hob ihn aus dem Stuhl und schleppte ihn auf dem Boden über den Gang bis zum Anfang einer Treppe, die in einer finstern Tiefe sich verlief.

Hier ließ er den Leichnam liegen, trat in ein Nebenzimmer, von wo er nach einer Weile mit einer brennenden Lampe zurückkehrte. Mit dem Lichte in

der Hand, stieg er die Treppe hinab, bis zu einem unterirdischen Gang. Sehr weit unter dem Boden und am Ende des Gangs war eine Art gewölbten Kellers, mit einer schweren Thüre geschlossen. Julio öffnete diese Thüre und betrachtete beim Schein der Lampe eine in der Ecke des Kellers befindliche Grube, an deren Rand man die ausgehobene Erde aufgeworfen hatte*).

Nach dieser flüchtigen Untersuchung setzte er die Lampe unten im Keller an der Mauer des Ganges nieder und stieg wieder hinauf, um den Leichnam zu holen.

Als er mit seiner Last in den unterirdischen Gang gelangt war, holte er tief Athem und schien ermüdet. Er spannte jedoch alle seine Kräfte an, um schnell von der schrecklichen Arbeit erlöst zu werden, und schleppte den Leichnam in den Keller. Hier ließ er ihn am Rande der Grube niederfallen, und gedachte, nach einem Augenblick Ruhe ihn hineinzuwerfen und mit Erde zu bedecken; aber er besann sich eine Weile und sprach bei sich selbst:

„Bah, der arme Junker wird nicht davon laufen. Vielleicht ist Signor Turchi noch nicht abgegangen. Ich will erst das Blut oben abwaschen. Dann komme ich wieder, um die Leiche zu verscharren."

Er nahm die Lampe und verließ den Keller, ohne die Thüre zu schließen.

---

*) Unten in dem Keller — in einem Grab, welches lange zuvor daselbst bereitet gewesen war von vorbesagtem Julio, um den vorgenannten Jeronimo zu begraben, wenn der Mord vollbracht wäre. Abkunft und Genealogie der Herzoge und Herzoginnen von Brabant. Antwerpen 1565. S. 308.

Oben in dem Gemach angekommen, bemerkte er, daß sein Herr den Lustgarten bereits verlassen hatte. Die Einsamkeit, worin er sich jetzt befand, schien ihn zu ängstigen, um so mehr, als der Tag sichtbar sich zu Ende neigte und er nicht hoffen konnte, vor Einbrechen der Finsterniß mit dem Reinigen und Waschen des beschmutzten Hausflurs und der Treppen fertig zu werden.

Er schien jedoch sich in die Nothwendigkeit zu fügen, stieg wieder hinunter und holte Wasser und Tücher, um ans Werk zu gehen.

Es war bereits spät am Abend und Julio war noch immer mit Scheuern und Fegen beschäftigt. Wie es kam, konnte er nicht begreifen; aber er dachte, es entständen immer neue Blutflecken, selbst an Stellen, welche er bereits zweimal mit einer Masse von Wasser abgewaschen hatte. Besonders in dem Gemach, wo der Mord vollbracht worden war, vermochte er die Spuren davon beinahe nicht zu verwischen. Der Schweiß lief ihm vom Angesicht und er murmelte Worte des Unwillens und Aergers gegen seinen Herrn.

Sei es, daß die beschwerliche Arbeit, oder der Einbruch der Nacht sein Nervensystem empfindlicher gemacht hatte, bei dem mindesten Rauschen des Windes in den Blättern, bei dem leisesten Knarren des Wetterhahns über dem Hause, unterbrach er sein Werk und schaute mit Angst um sich.

Es hatte jedoch wieder einige Zeit gedauert, daß er von einer solchen Anwandlung nicht betroffen wurde, und er war inzwischen mit der Säuberung bis zu der Stelle vorgerückt, wo der Zwangsstuhl gestanden war.

Er erhob sich, nahm die Lampe vom Boden auf, betrachtete die gereinigte Stelle, leuchtete aufmerksam über den ganzen Hausflur hin und sagte dann mit einer gewissen Selbstzufriedenheit:

„Endlich! Es ist gethan. Wer jetzt die geringste Spur entdecken wollte, müßte in das Innere der Steine hineinsehen können. Die Arme sind mir wie gebrochen; ich kann beinahe meinen Rücken nicht mehr gerade machen. Jetzt noch die letzte Arbeit. In einem halben Stündchen bin ich von dem vermaledeiten Orte weg: ein Grab ist schnell zugeworfen."

Unter diesen Worten verließ er das Gemach und stieg mit dem Licht in der Hand die Kellertreppe hinab.

Als er in der Mitte des unterirdischen Ganges angekommen war, blieb er plötzlich stehen, erblaßte vor Angst und schaute zitternd um sich. Er glaubte Etwas gehört zu haben, etwas Unbekanntes, einen geheimnißvollen Ton, schier unvernehmbar, aber doch deutlich. . . .

Nachdem er eine Weile gelauscht hatte, meinte er überzeugt zu sein, daß er von seiner Einbildung getäuscht worden war. Er schritt mit neuer Entschlossenheit weiter nach dem Keller und sah, durch die offene Thüre, den Leichnam von Signor Geronimo an dem Rand der Grube liegen, wo er ihn hingeworfen hatte.

Während er jetzt, bereits voll Unruhe und mit zögerndem Schritt, in den Keller hineintrat, traf plötzlich der Ton einer Menschenstimme sein Ohr.

Es war kein gesprochenes Wort, nur ein Kehllaut, der mit einem Wimmern Aehnlichkeit hatte.

Julio ließ, von Ueberraschung und Schrecken betroffen, die Lampe zu Boden fallen. Im Oel erstickte das Licht, und als er sich nun in der Finsterniß sah, entfloh er, mit den Händen längs der Mauer forttappend, aus dem Keller.

Das Herz schlug ihm gewaltig in der Brust und er wankte auf seinen Beinen vor Bestürzung.

Erst als er eine neue Lampe angezündet hatte und sich in einem Zimmer befand, wo das Licht alle Räume völlig erreichen konnte, wurde er seiner selbst einigermaßen Meister. Er blieb jedoch lange Zeit still neben der Lampe auf einem Stuhl sitzen und schien tief über seinen Zustand nachzudenken; indessen wechselten mancherlei Regungen von Furcht, von Verdruß, ja selbst von Spott auf seinem Angesicht.

Endlich stand er auf, zog sein Messer aus der Scheide und murmelte, die Spitze davon betrachtend:

„Ich kann ihn doch nicht lebendig begraben! Ich werde es also kurz mit ihm abmachen und ihm den Gnadenstoß geben! Nein, nein, ich habe Allem Trotz geboten, selbst der Rachgier meines gottlosen Herrn, um sein Blut nicht zu vergießen; jetzt soll ich es dennoch thun.... Aber was dann? Es ist mir keine andere Wahl gelassen. Ihn lebendig begraben oder ihn ermorden! — Ich kann hier ohnedieß nicht die ganze Nacht bleiben ...“

Einige Augenblicke darauf nahm er schweigend die Lampe von dem Tisch und ging mit langsamen, vorsichtigen Schritten nach der Kellertreppe. Von da stieg er hinab und gelangte nach langem Zögern

zu der Thüre des Gewölbes, wo der Körper von Signor Geronimo noch immer auf der Seite lag, gerade wie er dort hingestreckt worden war.

Julio hatte jetzt eine viel größere Lampe, die den ganzen Keller erleuchtete; er hörte auch nicht mehr, daß irgend ein Laut aus der Brust des armen Schlachtopfers sich emporrang, obgleich er wohl erkannte, daß das Leben noch nicht gänzlich aus dem Körper entwichen war, da man sein Herz noch leise sich heben und senken sah.

Nachdem er eine kleine Weile gelauscht hatte, murmelte Julio mit wahrer Freude:

„Hier bedarf es keiner neuen Grausamkeit. Es ist der letzte Todeskampf; er wird wohl von selbst sterben. Ich werde die Thüre schließen und morgen mein Werk hier vollends zu Ende bringen ... Und mein Herr, der wissen will, ob Alles abgethan ist? Er darf von diesem besondern Fall Nichts erfahren. — Fort, jetzt schnell gemacht; es treibt mich, von hier wegzukommen ... und möchte die Rache Gottes diese Mördergrube während der Nacht vertilgen, daß keine Erinnerung davon übrig bliebe!"

Julio stieg hinauf.

Kurze Zeit hernach verließ er den Lustgarten und eilte durch die finstern Straßen hinweg, um seinen Herrn aufzusuchen und zugleich seine beschmutzten Kleider abzulegen.

---

## VII.

Maria Van de Werve saß in ihrem Zimmer vor einem silbernen Crucifix, wie vernichtet unter dem Gewicht ihres Schmerzes. Ihr Haupt war auf den Betschemel niedergesunken und ruhte schwer und erschöpft auf den gefalteten Händen. Sie hatte bitterlich geweint, denn die Spuren ihrer Thränen glänzten noch neben ihrem Haupt auf dem Pulte vor dem Betschemel.

Wer die bedrückte Jungfrau in dieser Haltung überrascht hätte, wäre leicht auf den Gedanken gerathen, sie sei im Gebet von dem Schlummer überwältigt worden; aber das Steigen und Fallen ihrer Brust und ihre schweren Athemzüge, welche ihr unbewußt den Schmerzenslaut der Klage noch verriethen, bezeugten genugsam, daß sie wachte und nur von unendlicher Betrübniß befallen war.

Drei oder vier Schritte hinter ihr saß eine alte Frau, mit einem Paternoster in der Hand. Es war ihre Kammerfrau.

Sie hielt mit tiefem Mitleid den Blick auf Maria geheftet, schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf, oder wischte sich eine aufsteigende Thräne aus den Augen, wenn die Seufzer des betenden Mädchens noch immer mit dem gramvollen Ton des Schmerzes aus ihrem Busen sich hoben.

Es hatte bereits eine lange, fast ununterbrochene Stille in dem Gemach geherrscht; selbst der Schmerz des Mädchens schien einigermaßen sich gemildert zu haben . . . als sie plötzlich unter dem Eindruck eines

beängstigenden Gedankens die Arme zu dem Christusbild erhob und mit bewegter Stimme ausrief:

„Gott, Seligmacher, um Deines theuren Blutes willen, ach, erhalte sein Leben! Laß ihn wiederkehren, nach Deiner Barmherzigkeit! O, bleibe nicht taub für den Schrei meiner erschütterten Seele!"

Sie ließ wieder das Haupt auf ihre Hände fallen, als hätte die innige Bitte ihre Kräfte vollends erschöpft; — aber die Kammerfrau trat zu ihr, faßte sie am Arme und sprach, indem sie sich bemühte, sie von dem Betschemel aufzuheben, in bittendem Ton:

„Fräulein, Ihr müßt aufstehen und Eurem Gebet ein Ziel setzen. Es möchte Gott mißfallen, daß Ihr auf solche Art Eure Gesundheit mit Wissen und Willen in Gefahr setzt. Kommt, folgt mir!"

Das Mädchen ließ sich sprachlos zu der Stelle führen, wo die Kammerfrau ihr einen Stuhl anbot, und setzte sich dort still nieder. — Ihr Antlitz war bleich; ihre Augen gaben Zeugniß, daß sie viel und lang geweint hatte.

Nachdem die Kammerfrau das Mädchen noch eine Weile mit tiefem Mitgefühl betrachtet hatte, faßte sie eine ihrer Hände und sagte tröstend:

„Maria, so kann es nicht länger bleiben, Kind. Solch beharrliches Festhalten am Leid müßte Eure Tage entschieden verkürzen. Und würde der arme Geronimo es nicht Gott klagen, wenn er bei seiner Wiederkehr Euch zu einem kurzen und siechen Leben verurtheilt fände? Ach, aus Liebe zu ihm bezwingt Euren Kummer!"

„Bei seiner Wiederkehr!" seufzte Maria, indem sie klagend die Augen zum Himmel erhob.

Die Thränen flossen wieder reichlicher über des Mädchens Wangen.

„O, Petronilla," klagte sie in stillem, gramvollem Ton, „das Licht meines Lebens ist wohl für immer erloschen. Geronimo, noch so jung, so gut, so edel von Herz und Geist... das unschuldige Schlachtopfer geheimer Mörder! Schrecklicher Gedanke! Es ist keine Möglichkeit, nicht die geringste mehr, um noch zu hoffen!... Gott, o mein Gott, Gnade, Gnade; mir bricht das Herz im Busen! Wehe, meine Augen sollen ihn nie mehr sehen auf Erden!"

Sie legte sich, einen Angstschrei ausstoßend, beide Hände vor das Gesicht.

„Ich gestehe, Maria, daß Geronimo's Abwesenheit unerklärlich ist," sprach die Kammerfrau niedergeschlagen. „Aber warum nur das Schlimmste, das Schrecklichste für wahrscheinlich nehmen? Ihr wißt, daß man seit vier Tagen alles Mögliche aufgeboten hat, um zu erfahren, wo Geronimo sich befindet, oder was aus ihm geworden ist. Herr Van Schoonhoven, der Landvogt, hat seine Ehre zum Pfand gesetzt, daß er Geronimo entdecken werde, ob ihm nun ein Unglück zugestoßen sei, oder nicht."

Maria weinte in der Stille und schien nicht gehört zu haben, was die Kammerfrau gesagt hatte.

„Wer weiß, mein Kind," fuhr die alte Frau fort, „ob man nicht heute das Räthsel lösen wird, das uns Allen seit fünf Tagen so viel zu leiden gibt? Verschließet Euer Herz doch nicht ganz der geringen Hoffnung, Maria. Es ist schon geschehen, daß man auf solche Art, selbst Wochen lang, nach Jemand fortsuchte und daß er endlich noch am Leben gefun-

den worden ist, während alle seine Freunde bereits für die Ruhe seiner Seele gebetet hatten. Der Landvogt sprach diesen Morgen mit Eurem Herrn Vater von einem solchen Vorfall; und ich erinnere mich dessen noch wohl, ob ich schon noch sehr klein war, da meine Eltern es mir erzählten. Es betraf einen gewissen Liebmans, einen Wechsler, der für sehr reich galt ..."

Das Mädchen hatte den Kopf erhoben und schaute die Kammerfrau mit zweifelnder Frage an.

„Man hat ihn nach wochenlanger Abwesenheit wieder gefunden?" murmelte sie. „Er hatte eine Reise angetreten, ohne Jemand davon Etwas kund zu thun, nicht wahr?"

„Nein, man entdeckte ihn im Keller eines Hauses in der Vlierstege. Nächtliche Diebe hatten ihm aufgelauert und ihn gebunden in den Keller geworfen, um ein großes Lösegeld von ihm zu erpressen. Die Diener des Landvogts haben ihn dort entdeckt und er ist in völliger Gesundheit zu seiner Familie zurückgekehrt. Warum könnte, wenn es Gott beschlossen hat, nicht dasselbe eben jetzt mit Geronimo geschehen? — Ihr schüttelt den Kopf und schweigt, Maria? Läugnet Ihr denn die Möglichkeit eines solchen Verlaufs der Umstände in Bezug auf Geronimo's Verschwinden? Nein, nicht wahr? Aber Ihr laßt Euch den Sinn verdüstern durch Verzweiflung; und während Ihr den Herrn um Trost anfleht, verstoßet Ihr hartnäckig die Linderung, die sich von selbst Eurem Geiste darbietet."

„Habe Mitleid mit mir, liebe Petronilla," seufzte das Mädchen; „Deine freundlichen Worte erhellen

Die Thränen flossen wieder reichlicher über des Mädchens Wangen.

„O, Petronilla," klagte sie in stillem, gramvollem Ton, „das Licht meines Lebens ist wohl für immer erloschen. Geronimo, noch so jung, so gut, so edel von Herz und Geist... das unschuldige Schlachtopfer geheimer Mörder! Schrecklicher Gedanke! Es ist keine Möglichkeit, nicht die geringste mehr, um noch zu hoffen!... Gott, o mein Gott, Gnade, Gnade; mir bricht das Herz im Busen! Wehe, meine Augen sollen ihn nie mehr sehen auf Erden!"

Sie legte sich, einen Angstschrei ausstoßend, beide Hände vor das Gesicht.

„Ich gestehe, Maria, daß Geronimo's Abwesenheit unerklärlich ist," sprach die Kammerfrau niedergeschlagen. „Aber warum nur das Schlimmste, das Schrecklichste für wahrscheinlich nehmen? Ihr wißt, daß man seit vier Tagen alles Mögliche aufgeboten hat, um zu erfahren, wo Geronimo sich befindet, oder was aus ihm geworden ist. Herr Van Schoonhoven, der Landvogt, hat seine Ehre zum Pfand gesetzt, daß er Geronimo entdecken werde, ob ihm nun ein Unglück zugestoßen sei, oder nicht."

Maria weinte in der Stille und schien nicht gehört zu haben, was die Kammerfrau gesagt hatte.

„Wer weiß, mein Kind," fuhr die alte Frau fort, „ob man nicht heute das Räthsel lösen wird, das uns Allen seit fünf Tagen so viel zu leiden gibt? Verschließet Euer Herz doch nicht ganz der geringen Hoffnung, Maria. Es ist schon geschehen, daß man auf solche Art, selbst Wochen lang, nach Jemand fortsuchte und daß er endlich noch am Leben gefun-

den worden ist, während alle seine Freunde bereits für die Ruhe seiner Seele gebetet hatten. Der Landvogt sprach diesen Morgen mit Eurem Herrn Vater von einem solchen Vorfall; und ich erinnere mich dessen noch wohl, ob ich schon noch sehr klein war, da meine Eltern es mir erzählten. Es betraf einen gewissen Liebmans, einen Wechsler, der für sehr reich galt ..."

Das Mädchen hatte den Kopf erhoben und schaute die Kammerfrau mit zweifelnder Frage an.

„Man hat ihn nach wochenlanger Abwesenheit wieder gefunden?" murmelte sie. „Er hatte eine Reise angetreten, ohne Jemand davon Etwas kund zu thun, nicht wahr?"

„Nein, man entdeckte ihn im Keller eines Hauses in der Vlierstege. Nächtliche Diebe hatten ihm aufgelauert und ihn gebunden in den Keller geworfen, um ein großes Lösegeld von ihm zu erpressen. Die Diener des Landvogts haben ihn dort entdeckt und er ist in völliger Gesundheit zu seiner Familie zurückgekehrt. Warum könnte, wenn es Gott beschlossen hat, nicht dasselbe eben jetzt mit Geronimo geschehen? — Ihr schüttelt den Kopf und schweigt, Maria? Läugnet Ihr denn die Möglichkeit eines solchen Verlaufs der Umstände in Bezug auf Geronimo's Verschwinden? Nein, nicht wahr? Aber Ihr laßt Euch den Sinn verdüstern durch Verzweiflung; und während Ihr den Herrn um Trost anfleht, verstoßet Ihr hartnäckig die Linderung, die sich von selbst Eurem Geiste darbietet."

„Habe Mitleid mit mir, liebe Petronilla," seufzte das Mädchen; „Deine freundlichen Worte erhellen

wohl meine Betrübniß ein wenig, aber ich wage mein Herz dem glücklichen Zweifel nicht zu öffnen. Wenn ich auf Dich hörte und dann Geronimo's Tod doch vernähme, müßte ich von Neuem den furchtbaren Schlag aushalten.... Nein, nein, laß mich lieber bei der Ueberzeugung, daß keine Hoffnung mehr übrig bleibt."

„Unverbesserlich!" murmelte die Kammerfrau halb traurig, halb geärgert, indem sie zu Boden schaute, als hätte sie sich entschlossen, ihre Bemühungen aufzugeben und das Mädchen ihrem Schmerz zu überlassen.

Bereits hatte die völligste Stille einige Augenblicke in dem Gemach geherrscht, als ein Geräusch von Stimmen sich unten vernehmen ließ.

„Da höre ich Signor Deodati!" sprach die Kammerfrau; „er bringt vielleicht etwas Neues...."

Die Jungfrau stand plötzlich auf und war im Begriff, eiligst hinab zu laufen; aber die Kammerfrau hielt sie am Arm zurück und sprach:

„Maria, sucht aus Mitleid mit einem trostlosen Greise Euren Kummer zu bezwingen. Haltet an Euch, mein Kind; denn gestern ging jedes Eurer Worte dem armen Deodati wie ein Dolchstoß durch das Herz. Es wäre grausam und unrecht von Eurer Seite, wenn Ihr heute dem guten Alten wieder Thränen entlocken wolltet, die bei seinen Jahren die Nerven angreifen und das Leben verkürzen."

„Nein, nein, Petronilla, ich werde meinem Schmerz Gewalt anthun und mich stark stellen," antwortete Maria. „Ich habe es wohl gesehen, wie der unglückliche Greis dem Schmerz und Kummer

zu unterliegen drohte. Laß mich gehen: die Begierde, zu erfahren, ob Signor Deodati keine Kunde hat, bringt mich zum Zittern!"

Die Kammerfrau begleitete ihr Fräulein bis zu der Thüre des Zimmers, wo Herr Van de Werve mit Signor Deodati im Gespräch begriffen war. Sie ließ dieselbe jedoch allein hineingehen.

Sobald Maria dem Blick des Greises begegnete, und darin keine Spur von Freudigkeit erkannte, entschlüpfte ihr ein halb erstickter Angstschrei. — Ihm die beiden Arme um den Hals legend, ließ sie ihr Haupt an seine Brust fallen.

Signor Deodati machte, im tiefsten Herzen bewegt, indem er einige tröstende Worte dazwischen stammelte, ihre Arme los, und führte sie zu einem Stuhl; er nahm neben ihr Platz und sprach traurig und mit freundlichem Mitleiden in der Stimme:

„Meine gute Maria, noch keine Nachricht von unserem armen Geronimo! Wir sind recht unglücklich, nicht wahr? Ach, warum hat mich Gott nicht einige Jahre früher von der Erde gerufen? Mußte ich Italien verlassen, um hier die Galle auszutrinken, die noch auf dem Grunde meines Lebensbechers verborgen lag? Könnte ich es nur zu Thränen bringen und weinen wie Ihr, Maria! Vielleicht fände ich in dem Erguß derselben Erleichterung für meinen tödtlichen Schmerz .... aber das Alter hat den Quell der Thränen in mir vertrocknet.... Wehe, wehe, wo mag er sein, mein guter Geronimo? Der Sohn meines Bruders, das Kind, mir von Gott geschenkt, um mir die Augen zu schließen auf dem Sterbebette? Mein Vermögen für seine Rettung! Was mir noch

vom Leben übrig bleibt, um zu erfahren, ob er noch unter den Lebendigen ist!"

Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer entrang sich der Brust des Mädchens, während sie wieder ihr Haupt an die Brust des Greises legte, um so die Thränenfluth zu verbergen, welche ihr seine Wehklage entrissen hatte.

Herr Van de Werve starrte mit feuchten Augen auf seine Tochter und den bedrückten Greis. Er bezwang jedoch seine Rührung und sprach:

„Maria, ich habe Dich gebeten, auf Deinem Zimmer zu bleiben, da Du Dich in dem Ausdruck Deiner Betrübniß nicht mäßigen konntest. Du hast meinen Wunsch nicht geachtet. Ich vergebe es Dir gern, mein Kind, in Rücksicht auf das Unglück, das uns zu bedrohen scheint. Aber wenn Du noch einige Augenblicke bei Signor Deodati zu bleiben begehrst, so suche Dich selbst zu beherrschen, sonst rufe ich Deine Kammerfrau, um Dich von hier wegzubringen."

Mit sanfterer Stimme setzte er hinzu:

„Nun, Maria, ich bitte Dich, ich flehe Dich an, mach' Dir die Pflicht begreiflich, die Du zu erfüllen hast, zeige Stärke und gieße einigen Trost in das Herz unseres unglücklichen Freundes...."

Maria bezwang sich heldenmäßig und stammelte, den Kopf erhebend, zwischen ihren Thränen:

„Ihr habt Recht, Herr Vater: wir überlassen uns der Trauer, als ob kein einziger Strahl der Hoffnung unsern Schmerz noch erhellen könnte; aber, aber ...."

Es schien, als wollte sie in dem Wehe, das sie

mit Gewalt bezwang, ersticken, aber sie unterdrückte auch diese schmerzliche Anregung und fuhr fort:

„Ach, Signore, man kann es nicht wissen, Gott ist so gut, und Geronimo war so rein von Herzen.“

„Allerdings, mein Kind, Gott ist gut,“ murmelte der Greis; „Gott ist gut, aber seine Rathschläge sind unerforschlich. Könnte ich nur einen möglichen Grund finden, um die Abwesenheit meines armen Neffen zu erklären; aber Nichts, Nichts!“

„Der Landvogt gab uns diesen Morgen gegründete Ursache, es zum Mindesten als möglich anzusehen, daß Geronimo noch wohlbehalten zu uns wiederkehre,“ bemerkte Herr Van de Werve.

„Ihr wollt von dem Wechsler Liebmans sprechen, Herr Vater.“

„Ja, von dem Wechsler Liebmans, dieser war gleichfalls unerwartet verschwunden; nach vierzehn Tagen nutzlosen Suchens hatten seine Angehörigen bereits eine Todtenmesse zur Ruhe seiner Seele lesen lassen, als man ihn unversehrt in einem Keller wieder fand, wo ihn nächtliche Diebe eingeschlossen hatten, um ihn zur Bezahlung einer großen Geldsumme zu zwingen!“

„Ach, möchte so Etwas auch mit Geronimo geschehen sein!“ seufzte Maria, mit so viel froher Hoffnung, als sie nur vorzugeben vermochte, um ihren Vater in seiner edelmüthigen Absicht zu unterstützen.

Signor Deodati schüttelte ungläubig den Kopf.

Seine Hand zärtlich drückend, sagte Maria mit einer Stimme, in welche sie einen Ton von Sicherheit und Vertrauen zu legen suchte:

„Laßt uns noch hoffen, Signore. O, wollte Gott

in seiner Barmherzigkeit es noch zulassen, daß unsere trübe Besorgniß Lügen gestraft würde! Wie feurig sollten unser Lebenlang die Dankgebete von unsern Lippen zum Himmel steigen, nicht wahr?"

In Träumerei versunken, nickte der Greis bestätigend mit dem Haupte.

„Ja, ja," murmelte er, „unser Lebenlang .... und ich schleppte meine steifen Glieder nach der Santa casa di Loretto*), um dort der wunderthätigen Madonna meine unendliche Dankbarkeit zu bezeugen! Aber wenn der Mordstahl ihn getroffen hätte ...."

Maria zitterte bei diesem Angst erweckenden Zweifel; sie fiel jedoch dem Greis in die Rede:

„Geronimo besaß ein Amulet, Signore: ein Bild, das auf dem Grab des Erlösers zu Jerusalem geruht hat. Er war überzeugt, daß es ihn stets vor einer Gewaltthat schützen würde, und er trug es allezeit auf der Brust."

„Ich weiß, wo das Amulet ihm geschenkt wurde," antwortete Deodati. „Ich selbst habe einigen Glauben an die Kraft von dem Bilde, weil es der Lohn für ein menschenfreundliches Werk war; aber Nichts beweist uns, daß die Frau, die Geronimo das Amulet gab, von dessen heilsamer Eigenschaft fest überzeugt war.... Nun, laßt uns dennoch hoffen, Maria. Eure sanfte Stimme hat meinen Schmerz gelindert.... Möchte ein Wunder meinen armen Neffen mir wieder geben! Das Glück, von welchem ich für meine alten Tage zu träumen wagte, könnte dann noch zur

*) Das heilige Haus Unserer Lieben Frau zu Loretto.
A. d. U.

Wahrheit werden! Ihr, Maria, reines Bild milder Güte, Gottesfurcht und Liebe, Ihr solltet mein Kind, meine Tochter sein! Und wenn der alte Deodati sein Haupt zur ewigen Ruhe niederlegt, dann sollte er Euch und Geronimo zur Seite seines Lagers stehen sehen, als zwei Engel, die seiner Seele die Bahn zum Himmel weisen.... O, nein, nein, es ist zu viel; ich verirre mich .... aber doch laßt uns hoffen, Maria!"

Die Jungfrau war tief erschüttert durch die Schilderung des Glücks, das sie auf immer verloren zu haben glaubte. Ihre Wangen zitterten und ihre Augen standen voll Thränen. Wahrscheinlich würde ihr gepreßtes Herz durch einen gewaltigen Ausbruch des Schmerzes sich Luft gemacht haben, wenn ihr Vater nicht durch einen strengen Blick sie zum Bewußtsein ihres Pflichtgefühls zurückgerufen hätte.

Herr Van de Werve, der es nun für möglich erachtete, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sagte zu Deodati:

„Vergessen wir nicht, Signore, daß wir Männer sind, und das Haupt aufrecht tragen müssen, wo ein Mädchen vielleicht Recht und Grund hat, um ohne Widerstand unter die peinliche Ungewißheit sich zu beugen. Habt Ihr seit diesem Morgen Nichts vernommen? Habt Ihr Signor Turchi nicht gesehen?"

„Ich habe mit Signor Turchi vor der Börsenstunde gesprochen," erwiderte der alte Edelmann ruhiger. „Der gute Turchi! Er sieht niedergeschlagener aus, als wir. Diese fünf Tage ist er so abgemagert, daß er fast nicht mehr zu kennen ist. Er gönnt sich selbst keinen Augenblick Ruhe; vom Mor-

gen bis zum Abend ist er auf den Beinen, und er mattet sich ab, und irrt herum und sucht, mit ebenso viel Angst und Trauer, als wäre ihm Geronimo ein vielgeliebter Bruder."

„Ach, es ist sehr wahr," seufzte Maria, „sein Herz verschließt einen Schatz von Edelmuth. Armer Simon! Ich bin nicht immer gerecht gegen ihn gewesen; aber im Unglück lernt man seine ächten Freunde kennen. Nun werde ich ihm mein Lebenlang Achtung und Dankbarkeit beweisen...."

„Er wird bald, nach der Börsenzeit, mich hier aufsuchen," fuhr Deodati fort. „Ich weiß nicht, ob er mir etwas Besonderes zu sagen hat; aber er schien mir ein Geheimniß anvertrauen zu wollen. Die Ankunft von einigen Kaufleuten, seinen Bekannten, hat ihn verhindert, weiter mit mir zu sprechen. Ich habe beinahe einen Streit mit Signor Turchi gehabt...."

„Einen Streit?" fragte Van de Werve verwundert.

„Ja wohl, aber doch einen freundlichen Streit, von seiner Seite wenigstens. Sagte er mir nicht, es sei sein Vorhaben, zu dem Landvogt zu gehen und eine große Summe Geldes zum Vortheile dessen auszusetzen, der zuerst eine gewisse Kunde von Geronimo zu bringen vermöchte?"

„Dank ihm für seine edelmüthige Freundschaft!" seufzte Maria.

„Nun begreift Ihr, daß ich Solches nicht zulassen wollte," nahm der Greis wieder das Wort. „Ihm meine Erkenntlichkeit für die gute Absicht bezeugend, erklärte ich, daß ich selbst dieß in Ausführung bringen würde. Indem ich Signor Turchi

in Gesellschaft der Kaufleute ließ, begab ich mich nach dem Stadthause, um eine solche Belohnung dem ersten Ueberbringer einer wahren Botschaft zuzusichern; aber man zeigte mir daselbst einen Beschluß vom Bürgermeister und Schöppen, wornach demjenigen, welcher nachzuweisen vermöchte, wo Geronimo geblieben wäre, dreihundert Carolusgulden zugesagt wurden *). Ich habe den Herrn Landvogt um Mittag gesprochen. Er sagte mir, man habe, ungeachtet der eifrigsten Erkundigungen, keine Spur mehr weder von Brufferio's Frau, noch von seinen Genossen entdecken können. Es scheint, daß alle diese gottlosen Leute unmittelbar nach dem Tode des Banditen das Land verlassen haben. Aber der Landvogt wird erst diesen Nachmittag Bericht über den Erfolg

---

*) Gebot und Verkündigung von Janne Van Schoonhoven, Landvogt, Bürgermeistern, Schöppen und Räthen der Stadt Antwerpen. . / . .

Dieweil zur Kenntniß von dem Herrn Landvogt, den Bürgermeistern und Schöppen dieser Stadt gekommen ist, daß Jherononimus Deodati, Kaufmann von Lucca, vorgestern um vier Uhr Nachmittags sein Wohnhaus bei den Minoritenbrüdern verlassen und zum letzten Mal hinter dem Mere gesehen worden ist, und daß man von demselben Nichts mehr gehört hat noch weiß, wo er geblieben sein mag, also, daß daraus großer Verdacht und die Vermuthung entsteht, derselbe möge mißhandelt oder gar ermordet worden sein, so wird von den Herren und von wegen der Stadt verordnet, wer zuerst den vorbemerkten Herren angeben und mit Wahrheit nachzuweisen vermag, wo der oben erwähnte Jheronimus Deodati geblieben sein mag, also, daß man der Wahrheit auf die Spur geräth, dem soll man dreihundert Carolusgulden geben.

Auszug aus den Verordnungsbüchern der Stadt Antwerpen Bd. 13. fol. 51, in dem Belgischen Museum, Thl. 6. S. 289.

gewisser wichtiger Nachforschungen, welche diesen Morgen von ihm anbefohlen worden sind, erhalten. Wenn er Etwas vernimmt, was für uns von Belang ist, so wird er selbst hieher kommen, um es uns mitzutheilen.... Mich dünkt, ich höre fünf Uhr auf der Kirche nebenan schlagen. Jetzt wird Signor Turchi bald hier sein!"

Während dieser Erklärung war Maria mit niedergeschlagenem Angesicht sitzen geblieben. Wahrscheinlich hatte sie nur zur Hälfte gehört, was zuletzt gesprochen worden war; denn sie sah mit starren Augen zu Boden und ihre Gedanken waren sichtbar ganz anderswo.

Erst als ein Diener die Thüre des Zimmers öffnete und mit lauter Stimme Signor Turchi anmeldete, sprang das Mädchen empor und eilte nach der Thüre, als erwarte sie von dem Eintretenden eine wichtige Botschaft.

Van de Werve und Deodati gingen ihm gleichfalls entgegen; Maria faßte seine beiden Hände mit unwillkürlicher Zärtlichkeit, und alle Drei zusammen schauten ihn fragend an.

„Ach, Freunde, ach, Maria, ich weiß Nichts, Nichts!" sprach Turchi mit einer Stimme, die aus einer zerrissenen Brust sich zu erheben schien. „Alle meine Bemühungen blieben fruchtlos. Ich habe vor Gott gelobt, weder Zeit, noch Mühe, noch Geld zu sparen, um zu entdecken, wo mein unglücklicher Freund geblieben ist; aber eine undurchdringliche Nacht verhüllt das schreckliche Geheimniß. Ach, was sollen wir jetzt thun?... Hoffen wir, daß der Landvogt und seine Diener glücklicher sind, als ich, der ich,

um meine Schritte zu leiten, Nichts habe, als meine Freundschaft und meine Angst."

Das Mädchen zog sich, durch die Worte von Simon Turchi mit bitterer Täuschung geschlagen, wieder tiefer in das Zimmer zurück und sank, einen bangen Seufzer ausstoßend, auf ihren Stuhl nieder.

Turchi setzte sich neben sie, schaute ihr mit dem Ausdruck des tiefsten Mitleids in's Angesicht und sprach:

„O, mia poveretta Maria!*) Euer Schmerz ist grenzenlos, nicht wahr? Ach, ich fühle an dem, was ich selbst leide, wie Euer liebevolles Herz durch diese grausame Ungewißheit zerrissen werden muß."

Das Mädchen erhob den Blick zu ihm und sah, daß zwei Thränen über seine Wangen rollten. Dann begann sie gleichfalls bitterlich zu weinen und stammelte schluchzend:

„Dank, Dank, Simon! Ich werde in meinen Gebeten Gott anrufen, daß er Euch belohne für Eure milde Freundschaft ... für Euren Edelmuth ..."

Das Gesicht von Simon Turchi bot jetzt einen auffallenden Anblick. Während seine Wangen von Kummer entfärbt waren, schien ein wärmerer Blutstrom unter den Rändern seiner Narbe zu fließen, denn diese Spur einer frühern Wunde lief nun gleich einem rosenfarbenen Streifen über sein Antlitz. Der Heuchler gab wohl eine äußerste Betrübniß vor und besaß Gewalt genug über sich selbst, um sein Gesicht zur Bläffe und seine Augen zu Thränen zu zwingen, — aber die Narbe stand nicht so völlig unter der

*) O, meine arme Maria. A. d. U.

Herrschaft seines Willens und verrieth die Freude, welche das Herz des Mörders bei den süßen und freundlichen Worten des Mädchens erfüllte.

Wirklich ließen diese Worte ihn hoffen, er werde sein Ziel vollständig erreichen. Wohl hatte er den Schuldbrief über die zehntausend Kronen dem ermordeten Jüngling entrissen; wohl waren jetzt, seiner Meinung zufolge, die Beweise seiner Missethat in einer finstern Grube verscharrt; aber dieß war ihm noch nicht genug. Um sich für den schrecklichen Freundesmord bezahlt zu erachten, um reich, groß und geehrt zu bleiben, mußte er die schöne Maria Van de Werve zur Gattin bekommen. Er wußte wohl, daß dieß erst nach Verfluß langer Zeit geschehen konnte, doch hatte er von dem Tage nach dem Mord selbst bereits damit angefangen, all sein Reden und Thun so zu berechnen und einzurichten, daß er unfehlbar in Maria's Herzen so viel möglich die Stelle von Geronimo einnehmen müßte. Der Zustimmung ihres Vaters glaubte er sich vor der Hand versichert. Zur Erreichung dieses Zweckes trug er eine auffallende Betrübniß zur Schau und brach in stille Thränen aus, während er die Augen auf Maria geheftet hielt, als ob des Mädchens Leid ihm durch die Seele dränge.

Er faßte jetzt die Hand der weinenden Jungfrau und sprach in tröstendem Ton:

„Seid nicht so niedergeschlagen, Maria: alle Hoffnung ist noch nicht verloren. Diese Nacht ist mir ein Gedanke durch den Kopf gefahren, eine sonderbare Idee .... Wenn diese Eingebung mich nicht täuscht, dann ist noch ein zuverlässiger Grund vor-

handen, um die glückliche Wiederkehr Geronimo's zu erwarten."

„O, sprecht, Simon!" bat Maria mit ängstlichem Lächeln. „Sagt, welches war dieser gute Gedanke?"

Simon Turchi senkte den Kopf mit erheuchelter Verlegenheit.

„Unmöglich, Jungfrau, es ist ein Geheimniß, das mir nicht angehört," murmelte er.

„Wehe, der Trost ist mir versagt!" seufzte das Mädchen verzweifelt.

„Kommt, Simon, seid nicht eigensinnig," sagte Herr Van de Werve. „Warum auf solche Art Freude und Neugierde bei uns erregen, um hernach durch Euer Stillschweigen uns zu betrüben? Nennt keine Namen, aber laßt uns doch wissen, wie weit wir hoffen dürfen."

Simon Turchi zuckte die Schultern.

„Ah, Signore," sprach der alte Deodati verweisend, „aber es ist nicht edelmüthig von Eurer Seite. So eben, vor der Börsenstunde, waret Ihr im Begriff, mir das Geheimniß anzuvertrauen, und ich würde es bereits wissen, hätte nicht die Ankunft einiger Kaufleute uns in unserem Gespräch gestört. Sagt es mir jetzt."

Simon schaute von der Seite auf die Jungfrau und schien sagen zu wollen, ihre Gegenwart hindere ihn, den ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen.

„Maria, ich bitte Dich, geh' zu Deiner Kammerfrau," sagte Herr Van de Werve. „Diese fortgesetzte Aufregung greift Dich zu sehr an und macht Dich krank. Erfahre ich Etwas, das von einiger Bedeu-

tung für Dich wäre, so werde ich es Dir sogleich mittheilen, mein Kind."

Das Mädchen stand schweigend von ihrem Sessel auf und richtete einen Blick traurigen Vorwurfs nach Turchi's Augen.

„Klagt mich nicht an, gute Maria!" bat dieser; „es schmerzt mich tief, daß ich Euch wehe thun muß; aber seid versichert, was ich thue, geschieht aus Liebe zu Geronimo und aus Liebe zu Euch."

Ohne auf diese Entschuldigung zu antworten, gehorchte die Jungfrau ihres Vaters Verlangen und ging langsamen Schrittes aus dem Zimmer.

„Nun?" fragte Van de Werve, „welches ist das Geheimniß, das Ihr uns mittheilen wollt?"

„Ich bin in großer Verlegenheit," antwortete Turchi, indem er zweifelnd den Kopf schüttelte. „Ich gedachte, mit Signor Deodati allein über diese Sache zu sprechen. Vielleicht werde ich mich einer strafbaren Rücksichtslosigkeit schuldig machen, indem ich auch Euch, Herr Van de Werve, ein Geheimniß offenbare, das unter andern Umständen zum Mindesten . . ."

„Nein, nein, laßt um Gottes willen diese überflüssigen Umschweife!" rief Signor Deodati mit wachsender Ungeduld. „Warum sollte Herr Van de Werve nicht erfahren, was uns, Eurer Meinung nach, auf die Spur meines armen Neffen bringen könnte?"

„Wohlan, ich bin dazu gezwungen!" seufzte Turchi. „Tretet Beide näher und hört."

Sobald Van de Werve und Deodati ihre Sessel herangerückt hatten, fragte Simon mit zurückgehaltener Stimme, als wäre er besorgt, Jemand anders könnte ihn hören:

„Habt Ihr nicht bemerkt, Herr Van de Werve, daß Geronimo seit einiger Zeit unruhig war? daß mitten in dem fröhlichsten Gespräch sein Geist zuweilen sich zu verirren schien? Mit einem Wort, daß eine sonderbare Bekümmerniß ihn zu verfolgen schien?"

„Wahrhaftig, ich habe es bemerkt," antwortete Van de Werve.

„Und Ihr, Signor Deodati?"

„Ich gleichfalls. Was wollt Ihr sagen?"

„Es ist ungefähr ein Monat, daß Geronimo, als ich ihn nach dem Grund seiner trüben Stimmung fragte, mir mit undeutlichen Worten anvertraute, er habe eine Allem nach ansehnliche Summe im Spiele verloren . . ."

„Im Spiele!" fiel Van de Werve verwundert ein.

„War Geronimo denn ein Spieler?" rief Deodati mit bezwungener Entrüstung.

„Es ist hier in Antwerpen etwas Gewöhnliches, um Geld, und zuweilen um viel Geld zu spielen," fuhr Simon Turchi fort. „Ich habe jedoch noch nie bemerkt, daß mein Freund Geronimo einige Leidenschaft für das Spiel zeigte. Wie dem sei, es war mir unmöglich, zu erfahren, gegen wen er verloren hatte. Wie hoch sich sein Verlust belief, wollte er mir gleichfalls nicht sagen. Seine trübe Stimmung, seine Bekümmerniß entsprang aus diesem unglücklichen Vorfall. Er bebte vor Furcht und Angst, bei der Gewißheit, sein Oheim möchte in der Kasse, in den Büchern seines Handelshauses entdecken, daß es an einer großen Summe, ohne Nachweis und Notirung derselben, fehle. Ich habe ihm das mangelnde Geld

vorschießen wollen, aber er verweigerte es beharrlich, während der Gedanke, seinen Oheim zu betrügen, ihn noch mehr erschreckte, als dessen wahrscheinlicher Zorn."

Diese Offenbarung hatte den alten Deodati mit Verwirrung und Schmerz erfüllt. Dem ehrlichen und gewissenhaften Kaufmann konnte Nichts größeren Kummer verursachen, als der Gedanke, Geronimo sei unvorsichtig, leichtsinnig und undankbar genug gewesen, das Geld seines Handelshauses auf das Spiel zu setzen.

Fast bebend vor Bestürzung, fragte er:

„Der Verlust ist ansehnlich, sagt Ihr. Wie viel?"

„Ich weiß es nicht, Signore; vielleicht können die Handelsbücher Euch dieses traurige Räthsel lösen."

Es herrschte eine Weile Stille. Herr Van de Werve starrte zu Boden; Signor Deodati rieb sich die Stirne in peinlicher Bewegung.

Turchi ließ ihn einige Augenblicke unter dem Eindruck seiner Entdeckung und betrachtete inzwischen forschend bald den Einen, bald den Andern, um zu ergründen, was in ihrem Innersten vorgehe. Dann sprach er zu Deodati:

„Ihr seht nur auf die schlimme Seite der Sache, Signore. Hätte sie nicht auch eine glückliche Seite, mein Mund würde wahrlich bis zum Grabe das Geheimniß, das die Freundschaft mir anvertraute, bewahrt haben. Wir Alle hegten bis jetzt die Besorgniß — was sage ich, wir hielten uns beinahe versichert, der arme Geronimo sei unter Mörders Hand gefallen, nicht wahr? Wißt Ihr, was ich seit dieser Nacht zu glauben geneigt bin?"

Die beiden Greise schauten ihm fragend in die Augen.

„Ich glaube, Geronimo ist dem Zorn seines Oheims entflohen und hat Stadt und Land verlassen."

„Unmöglich!" rief Van de Werve.

„Unmöglich?" wiederholte Turchi. „Er wäre wohl früher davon gegangen, hätte ich nicht Allem aufgeboten, ihn auf die Vergebung seines Oheims hoffen zu lassen. Selbst an dem Tage Eurer Ankunft, Signor Deodati, als Geronimo auf dem Werft, an der Schelde, auf mich zugelaufen kam, flehte er mich an, ein englisches Schiff aufzusuchen, das nächster Tage von hier abreisen würde, und ihm insgeheim einen Platz darauf als Passagier zu besorgen. Ihr begreift jedoch wohl, daß ich dieses sinnlose Vorhaben mit aller Kraft bestritt und nicht eher davon abließ, als bis er mir gelobt hatte, nicht mehr daran zu denken."

„Aber konnte er denn so leicht die Hand meiner Tochter aufgeben?" murmelte Van de Werve. „Seine Liebe zu ihr sollte nur Heuchelei gewesen sein? Nein, nein, das werde ich nimmermehr glauben."

„Seine Liebe war nicht Heuchelei," antwortete Turchi, „im Gegentheil, es ist vielleicht einzig dieses Gefühl, welches seine Sinne so verdüsterte. Er hielt sich überzeugt, daß die Entdeckung seines Verlustes im Spiel seine Hoffnung auf Maria's Hand für immer zerstören würde. Armer Freund! er wird dem ihn bedrohenden Loose entflohen sein, um den Kummer seines geliebten Oheims nicht mit ansehen zu müssen!"

Nach einem Augenblick völligster Stille setzte Simon Turchi mit erheuchelter Verwunderung hinzu: „Aber Ihr seid beide so niedergeschlagen? Ihr solltet Euch vielmehr über meine Enthüllung freuen. Ist es nicht glücklicher, denken zu dürfen, Geronimo, wiewohl einer Verirrung schuldig, sei noch am Leben, als glauben zu müssen, ein schrecklicher Tod habe ihn für immer unserer Zuneigung entrissen?"

Der alte Deodati stand von seinem Sessel auf und sprach:

„Meine Freunde, ich muß Euch verlassen; meine Sinne sind verwirrt, ich fühle mich nicht wohl. Zugleich treibt es mich heftig, in Geronimo's Handelsbüchern den Beweis für die Unwahrheit dieser Offenbarung zu finden. Haltet mich nicht auf, ich bitte Euch .... Ohne Abschied; Gott mit Euch!.."

Simon Turchi erklärte seine Absicht, den Greis nach seiner Wohnung zu begleiten; aber während darüber noch einige Worte gewechselt wurden, trat plötzlich der Landvogt, Herr Jan Van Schoonhoven in das Zimmer, indem er zum Gruße sprach:

„Signori, miei, ho delle nuove, ich habe etwas Neues."

Turchi bebte und erbleichte; aber da der überraschende Gruß des Landvogts auch bei den Andern eine plötzliche Aufregung erzeugt hatte, vermochte Niemand zu erkennen, daß Schrecken allein die Ursache von Turchi's Gemüthsbewegung war.

„Bleibt um Gottes willen ruhig, Signori, und erwartet nicht zu viel," sprach der Landvogt, als er sah, welche Wirkung diese Anzeige auf seine Zuhörer hervorbrachte. „Ich weiß noch nicht, wo der un-

glückliche Geronimo geblieben ist; aber ich habe allen Grund zu hoffen, daß wir ihn bald auffinden werden: wir sind jetzt zum Mindesten auf seiner Spur. Man hat mit Sicherheit vernommen, daß er am Tage seines Verschwindens ungefähr um fünf Uhr Abends hinter der Meire gesehen worden ist. Ein Mönch aus dem Minoritenkloster, der ihn sehr gut kennt, hat ihn dort noch mit seinem Namen begrüßt und bemerkt, daß er nach der Gegend der Schützengärten zuging. Auf diese Andeutung sich stützend, hat einer von meinen gewandtesten Dienern seine Spur zu verfolgen gesucht und wirklich gefunden, daß ein Wechsler ihn an dem Judenviertel vorbeigehen sah. Mehr weiß ich nicht; aber es genügt, um meinen Nachforschungen eine feste und vielleicht glückliche Richtung zu geben. Von morgen früh an, sobald das Tageslicht erscheint, werde ich alle Diener, über welche ich verfügen kann, versammeln; ich werde sie in verschiedene kleine Gruppen vertheilen und ihnen befehlen, alle Häuser, Keller und Gärten von einem gewissen Theil der Stadt zu durchsuchen, und zwar mit der äußersten Sorgfalt, und ohne den kleinsten Schlupfwinkel auszulassen *). Ich werde selbst in Person von einer Gruppe zu der andern gehen, um die Arbeit auf gehörige Weise zu leiten . . ."

Simon Turchi hatte sich beide Hände vor das Gesicht gelegt, um den Schrecken zu verbergen, wel-

*) Der Amptmann erklärte, der Magistrat habe beschlossen, alle Keller, Ställe und Gärten zu durchsuchen, ob man nicht irgendwo frische Erde aufgeworfen finde. E. Van Meteren, Geschichten der Niederlande, 1. Buch.

cher plötzlich sein Gesicht entstellt hatte und ihm das Herz in der Brust zu ungestümem Schlagen brachte.

Ueber diese seltsame Bewegung verwundert, fragte der Landvogt:

„Was liegt in meinen Worten, das Euch so sehr aufzuregen vermag, Signor Turchi?“

„Ach, Ihr reißt mir beinahe die Nerven in Stücke!“ klagte Simon. „Ich glaubte aus Eurem Munde die Retkung von meinem armen Freunde Geronimo zu vernehmen, und was denkt Ihr in der That, daß der Erfolg sein werde? Die Entdeckung seines Leichnams!“

„In der That, ich will Euch nicht täuschen,“ antwortete der Landdogt. „Meine Meinung ist, daß er irgendwo in einer abgelegenen Straße auf den Hospitalwiesen oder in einer der dunkeln Gassen zwischen St. Doris und St. Andreas unter dem Dolche eines Mörders gefallen ist. . . . . Aber es ist Etwas, das ich entdecken will. Todt oder lebend, ich werde wissen, was aus ihm geworden ist, und müßte ich den Boden von allen Kellern aufbrechen und den Grund von allen Gärten zehn Fuß tief umgraben lassen. Die ganze Stadt betheiligt sich an diesem Ereigniß, das Volk schreit und schilt gegen die Obrigkeiten von Antwerpen, als ob wir Schuld an der Missethat hätten. Es soll Klarheit in die Sache kommen, oder ich verliere meine Ehre und meinen Namen!“

„Dank Euch, Herr Landvogt, für Euren Eifer in dieser Sache,“ stammelte Turchi. „O, möchte Gott Eure Schritte lenken! Möchtet Ihr den armen Ge-

ronimo noch am Leben finden, wie würden wir Alle zusammen Euch segnen!" *)

„Wenig Hoffnung, wenig Hoffnung, Signore — aber Alles ist möglich," murmelte der Landvogt kopfschüttelnd.

Der alte Deodati faßte ihn bei der Hand und sprach:

„Herr Van Schoonhoven, ich bin Euch tief verpflichtet. Vergebt mir, daß ich nicht länger in Eurer werthen Gesellschaft bleiben kann, aber ich fühle mich unwohl und muß nach Hause. Der Herr dort oben beschirme Euch, Signore!"

„Und Ihr auch, Signore Turchi, Ihr geht auch ab?" fragte der Landvogt; — aber als Simon mit einem Wink ihm zu verstehen gab, daß er den bewegten Greis nicht allein gehen lassen könne, da faßte er freundlich dessen Hand und sagte:

„Ich verstehe, Ihr habt Recht, Signore. So lebt denn wohl bis morgen."

Turchi bot dem alten Deodati den Arm und unterstützte seine Schritte. So verließen sie die Wohnung von Van de Werve, der sie bis an die Thüre begleitete und Simon Turchi's Güte bewundernd ihnen nachsah, bis sie hinter der Ecke des Paddengracht verschwanden.

*) Simon Turchi war bekannt als ein boshafter und seelenloser Mensch; mit einem Wort, es lag in ihm eine Mischung von allerlei Untugend und Uebel.

Matteo Bandello.

## VIII.

Kurze Zeit, nachdem er den alten Deodati heimbegleitet hatte, befand sich Simon Turchi in seiner eigenen Wohnung an der Winggertbrücke, in einem Zimmer des ersten Stocks.

Er mußte von übermäßiger Bekümmerniß oder fieberischer Ungeduld gequält sein, denn er stieg hinab, trat in sein Bureau, stellte sich, als suche er einige Papiere, stieg wieder hinauf, lief auf und ab in seinem Zimmer, öffnete das Fenster, schaute nach allen Richtungen auf die Straße, schloß es unzufrieden wiederum und murmelte endlich, vor Verdruß mit dem Fuße stampfend:

„O, der vermaledeite Spieler! Er sitzt in einer oder der andern Schenke; er trinkt, er würfelt, er macht sich Vergnügen, während ich hier auf glühenden Kohlen stehe und vor Angst und Schrecken beinahe unterliege! .... Julio, Julio, sollte ich wider alles Erwarten noch dem mich bedrohenden Loose entgehen, wie wollte ich mich rächen für Deine Undankbarkeit!"

Wieder trat er an das Fenster, um hinauszuschauen. Die Nutzlosigkeit seines Thuns schien ihn jetzt zu entmuthigen. Einen schmerzlichen Seufzer ausstoßend, ließ er sich auf einen Stuhl fallen und schaute einige Zeit stillschweigend zu Boden.

„Wehe, wehe, es wird also Wahrheit sein; solche Missethat kann nicht verborgen bleiben? Wer hat zu meinem Unglück den Minoritenbruder Geronimo auf den Weg gesandt, um den Landvogt auf die

Spur des Mordes zu bringen? Wer hat den jüdischen Wechsler auf seinen Pfad gestellt, um die Diener des Gerichts nach meinem Lustgarten zu leiten? Wer hat dem Landvogt den Gedanken eingegeben, alle Keller durchsuchen zu lassen? Der Zufall? Aber der Zufall ist blind und tritt nicht mit so klarer Kenntniß der Dinge auf! Schrecklich, wenn Gott selbst dem Gericht die Hand führte! Wenn der untrügliche Richter mir einen schändlichen Tod beschieden hätte? Alle Hoffnung, alle Mühe wäre dann eitel und nutzlos!"

Diese Ueberlegung erschütterte Simon Turchi. Er ließ schweigend das Haupt auf die Brust sinken; seine Glieder bebten und bisweilen rang sich ein schwerer Seufzer aus seiner Brust empor.

Ohne Zweifel stieg vor den Augen seines Geistes ein furchtbares Bild auf; vielleicht sah er das Schaffot auf dem Platze errichten und den Henker sein blitzendes Schwert zucken; vielleicht hörte er das Rachegeschrei des Volks zum Himmel steigen und ewige Schande über sein Geschlecht ausrufen; — denn die Glieder des Mörders zitterten convulsivisch und es entschlüpfte ihm ein plötzlicher Angstschrei, als hätte ein geheimer Schlag ihn getroffen. Die Hand in sein Wamms steckend, brachte er mit langsamer Bewegung ein Ding vor seine Augen und betrachtete es mit einem stillen Grinsen des Abscheu's und Schreckens.

Es war ein kleines Fläschchen, zur Hälfte mit einer goldgelben Flüssigkeit gefüllt.

„Gift, tödtliches Gift!" murmelte er. „Wer den

Muth hat, nur ein wenig davon zu trinken, verfällt in einen sanften Schlummer und erwacht nicht mehr .... Und dieß soll meine einzige Zuflucht sein, um der Schande des Schaffots zu entgehen? Anstatt des Reichthums und Glücks ein feiger Tod der einzige Preis meiner Missethat werden? O, nein, nein, verjagen wir diese schrecklichen Gedanken!"

Er verbarg das Fläschchen von Neuem in seinem Wammse und verfiel in äußerst peinliche Betrachtungen; aber endlich siegte er doch einigermaßen über seine Muthlosigkeit: mit geringerer Verzweiflung, aber doch noch mit gleichem Kummer, fuhr er träumerisch fort:

„Alles ging doch so gut! Ich hatte meine Schuldverschreibung zurück; der Zuwachs von zehntausend Kronen gestattete mir, den schlechten Stand meiner Angelegenheiten noch lang zu verbergen. Maria schien mir nicht abgeneigt; und ich war sicher, da Geronimo ihr entrissen ist, mit der Zeit mein Ziel bei ihr zu erreichen. Ich wäre wieder reich und mächtig geworden: ihr Erbtheil hätte genügt, mich für immer gegen Noth und Erniedrigung zu schirmen.... Wehe! Warum schreit das Volk gegen den Magistrat wegen des Verschwindens von Geronimo? Seit Kurzem sind viel wunderlichere Dinge vorgefallen, ohne daß die Menge sich darum kümmerte! .... Diese offenbare Aufregung treibt den Landvogt zu außerordentlichen Bemühungen, um zu entdecken, was aus Geronimo geworden ist; es wird die Ursache meines Unglücks werden! Es sollte also wirklich einen geheimen Grund von der ungewöhnlichen Aufregung des Volkes geben? Ich sollte also

vergeblich mich bemühen, davon zu kommen? Gott selbst sollte es sein, der mich verfolgt? ...."

Die Wiederkehr dieser verzweifelten Gedanken jagte Simon Turchi neuen Schrecken ein. Er legte die Stirne in beide Hände und blieb eine Zeit lang still sitzen.

Plötzlich sprang er auf und sprach, während ein krampfhaftes Lachen seine Lippen verzog, mit heftiger Stimme:

„O, die drängende Gewalt des Schicksals gibt auch dem Feigherzigsten Muth! Eitle Furcht! Es muß zu Ende gebracht werden! Der Landvogt sucht einen Leichnam; er setzt seine Ehre zum Pfande, daß er ihn entdecken wird. Aber wenn man ihn anderswo als in meinem Lustgarten fände? In einem Brunnen zum Beispiel! Ha, ha, der Schrecken hat mich verblendet.... Es gibt noch ein Mittel zum Siege! Wenn nur Julio käme! Könnte ich nur errathen, in welcher Schenke der verhaßte Schurke beim Würfelspiel sitzt, ich würde ihn durch Bernardo holen lassen...."

Während er diese letzten Worte aussprach, trat er wieder an das Fenster und schaute auf die Straße.

„Da kommt der Müßiggänger!" murmelte er. „Sieh! er geht Schritt vor Schritt, als lastete Nichts auf seinem Gewissen! Die Rettung meiner Ehre und meines Lebens ist ihm gleichgültig; er haßt und mißachtet mich seit Geronimo's Tod.... Aber laß mich nur der Gefahr entgehen!.... Geben wir jetzt heftigen Zorn vor; denn wenn er vermuthen könnte, daß mir das Herz im Busen vor Unruhe bricht, er

würde sich übermüthig zeigen und vielleicht mit meiner Angst seinen Spott treiben."

Sobald Julio auf der Straße bis auf eine gewisse Strecke herangekommen war, suchte der Signor durch einen zischenden Ton mit der Zunge die Aufmerksamkeit seines Dieners zu erregen; und als ihm dieß gelungen war, machte er allerlei Zeichen von Ungeduld und Zorn, bis Julio endlich die Hausthüre erreicht hatte.

Dann schloß Simon Turchi das Fenster und wandte sich mit dem Ausdruck der heftigsten Wuth nach dem Eingang des Zimmers.

Julio trat in das Gemach. Ein leichtes spöttisches Lächeln erschien auf seinen Lippen, als er seinen Herrn mit überschlagenen Armen und drohendem Blick dastehen sah.

„Bricone impudente! Unverschämter Taugenichts!" rief Simon Turchi, nachdem er die Thüre verschlossen hatte. „Habe ich Dir nicht befohlen, mich nach der Börsenstunde hier zu erwarten? Gib Acht, Du ärgerst mich über die Maßen, und ich werde einmal blutige Rache dafür nehmen! Lache nicht, oder ich zermalme Dich unter meinen Füßen!"

„Ei, ei, Signore," antwortete Julio, „warum wieder diesen unnützen Zorn? Die Börse ist noch nicht so lang zu Ende. Es ist nicht meine Schuld, daß Ihr auf mich habt warten müssen."

„Du bist in der Schenke gesessen, nicht wahr? Gewürfelt, gespielt hast Du, wie Du nun seit fünf Tagen unaufhörlich thust."

„Allerdings, ich habe unerträglichen Durst .... aber wenn ich nicht zu rechter Zeit wieder da war,

so gebt dem Liebfrauen-Thurm dort die Schuld: der hat die Uhr verkehrt schlagen lassen, seid überzeugt. — Nun, Signore, beruhigt Euch; Euer Zorn rührt mich doch nicht, Ihr wißt es. Beeilt Euch lieber, mir zu sagen, was Ihr von mir verlangt; mit all diesem Zögern verlieren wir zu viel kostbare Zeit. Ich habe einige Freunde verlassen, um Euren Befehl in Empfang zu nehmen, und ich darf Euch wohl sagen, daß es mein Vorsatz ist, zu ihnen zurückzukehren, sobald ich Euren Wunsch erfüllt habe.... Nein, nein, droht mir nicht mit der Faust: Ihr macht Euch umsonst böses Blut!"

Die unehrerbietige Sprache seines Dieners verwundete Turchi's Gemüth sehr tief, aber sei es, daß die Unmacht seines Wortes ihn zu neuer Heuchelei antrieb, oder daß die erkannte Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen ihn völlig entmuthigte, er veränderte plötzlich seinen Ausdruck. Eine ausnehmende Betrübniß legte sich über sein Angesicht und seine Augen benetzten sich mit Thränen.

Er setzte sich auf einen Stuhl und sagte, einen schmerzlichen Seufzer ausstoßend:

„Ach, Julio, vergib mir die harten Worte, die ich aus Ungeduld gegen Dich äußerte. Es ist noch zu frühe, das auszuführen, um was ich Dich ersuchen wollte, und ich hatte also Unrecht, über Dein langes Ausbleiben zu klagen...."

Der Diener schaute, verwundert über eine so demüthige Sprache, seinen Herrn mißtrauisch an.

„Herrscht irgendwo Gefahr?" fragte er.

Turchi faßte die Hand seines Dieners und sagte klagend:

„Wehe, Julio, mein Freund, morgen werden wir vielleicht beide gefesselt in einem Kerker liegen, um hernach des schändlichsten Todes zu sterben!“

„Flößt Euch nicht die Angst allein solche Gedanken ein, Signore?“ fragte Julio nicht ohne aufsteigende Besorgniß.

„Nein, nein; ich habe eine schreckliche Botschaft. Man weiß, daß Geronimo am Tage seines Verschwindens unweit der Schützengärten und in der Judenstraße gesehen worden ist und sich von da nach den Hospitalwiesen gewandt hat. Der Landvogt hat beschlossen, morgen frühe in dem Viertel, wo mein Lustgarten liegt, alle Keller aussuchen und nöthigen Falls den Boden davon aufreißen zu lassen. Die Gerichtsdiener werden sich in großer Menge bei Tagesanbruch über die Hospitalwiesen verbreiten, und, da es ihnen unfehlbar auffällt, daß die Erde in dem Keller frisch aufgeworfen ist, auch entdecken, was sie suchen. Du hast Geronimo in den Zwangstuhl gezogen; Du hast seinen Leichnam begraben; demnach wirst Du mir auf dem Schaffot Gesellschaft leisten, wenn man Dich als Dienstknecht nicht rädert oder an den Galgen hängt. O, Julio, wird diese bedenkliche Nachricht Dich nicht zum Bewußtsein unseres schrecklichen Zustandes bringen?“

„Und woher wißt Ihr das Alles?“ stammelte der Diener bestürzt.

„Von dem Landvogt selbst.“

„Aus seinem Munde?“

„Ja, ja, Freund, aus seinem eigenen Munde. Trotz Deines Muthes, Deiner Gleichgültigkeit, möchte ich sagen, hast Du etwa Lust, schon morgen gleich

mir unter den Händen des Nachrichters zu sterben, nicht wahr?"

Julio legte seine beiden Hände an den Hals und seufzte im Ton der Bestürzung:

„Diavolo, diavolo! das ist eine schlimme Zeitung! meine Gurgel zieht sich zusammen, ich fühle bereits den Strick an meiner Kehle. Das ist Eure Schuld, Signore. Warum müßt Ihr auch Euren besten Freund ermorden? Habe ich Euch nicht gesagt, eine solche um Rache schreiende Missethat werde nicht verborgen bleiben?"

„Aber meine gerechtfertigte Rache, ob Du sie nun Missethat nennst oder nicht, ist doch gestillt. Klagen und Trauern kann uns Nichts helfen."

„Aber, Signore, was nun thun oder versuchen, um dem Henker noch zu entwischen?" fragte der Diener seufzend.

„Es gibt noch ein Mittel, ein sicheres und bequemes Mittel."

„Ah, es gibt noch ein Mittel?"

„Aber um es in Ausführung zu bringen, bedarf es ein wenig guten Willen und Entschlossenheit, Julio. Darf ich wenigstens für diese letzte Anstrengung auf Deine Bereitwilligkeit rechnen?"

„Was thut man nicht, um dem Galgen oder Rad zu entgehen?"

„Nun, so höre. Ich habe Dir gesagt, daß der Landvogt alle Keller durchsuchen lassen wird. Findet er die Leiche in meinem Garten, dann sind wir verloren...."

„Allerdings, Signore."

„Aber wenn er ihn fern von da, an einem an-

dern Orte fände, wie könnte er dann vermuthen, daß wir an dem Morde schuldig sind?"

„O, das ist ein glückliches Mittel!" rief Julio erfreut. „Man muß den Leichnam nach einer fernen Straße tragen und ihn dort liegen lassen."

„Nein, man könnte leicht errathen, daß er von anderswoher dahin gebracht worden ist. In den Schützenbrunnen auf dem Vlemincksfeld muß man ihn werfen. Das Gericht wird dann glauben, daß nächtliche Halsabschneider Signor Geronimo überfallen und ermordet haben."

„Noch besser. Ah, Signore, Ihr habt mich recht unnöthig erschreckt! Ich gebe wenig um mein Leben; aber der Gedanke an einen gewissen Tod erschüttert mir doch die Nerven auf eine ganz unangenehme Weise. Nun bin ich meiner selbst wieder mächtig. Wie wollen wir es anfangen, um Geronimo's Leiche nach dem Vlemincksfeld zu tragen?"

„Eben darum wartete ich so ungeduldig auf Dich, Julio," erwiderte Simon Turchi; „weil ich Deiner Dienste zur Ausführung dieses Rettungsplanes bedurfte. Nichts ist einfacher. Du wirst diese Nacht den Leichnam ausgraben und nach dem Schützenbrunnen tragen *).

„Allein?" fragte der Diener in einem Tone, der eine Weigerung voraussehen ließ.

„Warum nicht allein, da Du es ohne Hülfe thun kannst?"

---

*) „Geh' und thue, wie ich Dir gesagt habe. Der Leichnam muß ausgegraben werden; nimm ihn auf die Schultern und wirf ihn in den Brunnen, der auf dem Kreuzweg steht, wo drei Straßen zusammenlaufen." Matteo Bandello.

„Wie bequem ist es für Euch, Signore, zu sagen: ‚Nimm den Leichnam auf die Schultern und lauf drei oder vier Straßen damit fort.‘ Signor Geronimo wiegt schwerer, als Ihr glaubt, und ich zweifle sehr, ob ich ihn mit Anstrengung aller meiner Kräfte nur zwanzig Schritte weit tragen könnte.“

Simon Turchi faßte die beiden Hände seines Dieners und sprach in bittendem Tone:

„Komm, Julio, mein Freund, zeige ein Bischen guten Willen. Es ist keine beschwerliche Arbeit für einen starken Burschen wie Du. Bedenke, daß es kein anderes Mittel zu unserer Rettung gibt. Sei für Dich selbst und mich dienstwillig; ich werde Dich reichlich belohnen und mein ganzes Leben Dir dankbar sein.“

„Nun, es ist mir ganz gleich, Signore,“ antwortete Julio. „Wollt Ihr, daß ich es versuche, ich will es thun; aber ich fürchte mit Recht, es wird schlecht ablaufen. Ich werde unterwegs ausruhen müssen und so viel mehr Zeit brauchen, als für das Gelingen der Sache erforderlich ist. Und wie bringe ich mir dann den schweren Leichnam wieder auf die Schulter? Man muß zu Zweien sein, um ein solches Ding schnell genug vollziehen zu können.“

„Zu Zweien!“ seufzte Turchi; „aber Du begreifst doch, daß wir unser Geheimniß Niemand anvertrauen können?“

„Um dem Tod zu entgehen, thut man Alles. Wenn Ihr selbst mir helfen wolltet, Signore?“

„Ich?“ brummte Turchi mit Schrecken. „Ich sollte den Leichnam durch die Straßen tragen? Ein

Edelmann! O, nein, nein, lieber noch den Kerker und das Schaffot!"

„Seltsames Ehrgefühl," murmelte der Diener verwundert. „Gäbe Gott, Signore, Ihr hättet früher daran gedacht, daß Ihr ein Edelmann seid. Wir müßten uns jetzt nicht in tödtlicher Angst nach einem Mittel umsehen, um das Leben zu retten. Drehet und wendet die Sache jedoch, wie Ihr wollt, wenn ich den Todtenkörper allein tragen muß, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß das Unternehmen mißlingt."

Während der Diener diese Worte aussprach, war Simon Turchi in tiefe Betrachtung versunken. Ein gewisser dumpfer Ton, der mit dem Athemholen aus seinem Munde kam, bezeugte, daß schmerzliche Gedanken ihn folterten.

Nach einer Weile erhob er den Kopf und sprach mit einem tiefen Seufzer:

„Wehe, es gibt kein anderes Mittel! Es ist zwar gefährlich, aber die Noth überwindet Alles. — Julio, geh' nach dem Garten; ich werde ganz spät am Abend Bernardo senden, um Dir Beistand zu leisten."

„Wie sagt Ihr, Signore?" rief Julio mit spöttischem Lachen, „Bernardo? wollt Ihr dem Euer Geheimniß offenbaren?"

„Nein, ich werde ihm auf sein Leben gebieten, Dir Gehorsam zu leisten. Drohe, ihn bei dem geringsten Zeichen von Widerwillen mit Deinem Messer zu durchbohren: er wird thun, was Du begehrst."

„Unmöglich, Signore! Bernardo ist ein gottesfürchtiger und ehrlicher Mann. Seid überzeugt, er

wird uns verrathen. Ich mag seinen Beistand nicht; es wäre gerade so, als ob ich mir selbst den Strick um den Hals knüpfte."

Simon Turchi, verzweifelt über die Fruchtlosigkeit aller seiner Bemühungen, zu dem Ziel zu gelangen, schritt einige Augenblicke brummend im Zimmer auf und ab.

„Julio, diesem Zögern muß ein Ende gemacht werden. Es ist uns keine Wahl gelassen, und was unsere Rettung auch kosten mag, es würde die äußerste Feigheit sein, im Angesicht des drohenden Todes zurückzuweichen! ... Durchbohre Bernardo mit Deinem Messer und wirf ihn in den Brunnen über Geronimo ..." *)

„O, o, Signore, was sagt Ihr da?" murmelte Julio mit Abscheu. „Bernardo durchbohren? Und er würde sich nicht wehren, meint Ihr? Und nicht schreien? Das Gericht würde Euren Diener nicht erkennen und dann unfehlbar den Schuldigen auf die Spur gerathen? Eure Sinne sind verblendet!"

Knirschend vor Aerger und Unruhe, rang Turchi krampfhaft die Hände und sagte mit heiseren Kehllauten:

„Du willst die Sache nicht allein vollbringen? Dein Widerwille wird an dem Mißlingen schuld sein, nicht wahr? Verwünschter Feigling, wozu bist Du

---

*) „Ich werde Dir den Piemonteser (Bernardo) zu Hülfe senden und ihm befehlen, zu thun, was Du von ihm begehrst ... Wenn Du den Körper in den Brunnen wirfst, kannst Du mit einem behenden Stoß den Piemontesen ihm auch nachsenden. Der Brunnen ist tief, und wie er fällt, ist er im Augenblick ertrunken." Matteo Bandello.

anders gut als zum Schwatzen und in den Schenken beim Würfelspiel zu sitzen? O, hätte ich Dich niemals zu meinem Unglück gesehen! — Wohlan, laß den Leichnam in dem Keller liegen; laß den Landvogt entdecken, was geschehen ist: wir wollen sehen, wer von uns Beiden dem schändlichen Tod sich am muthvollsten unterwirft!"

Er sank in äußerster Erregung auf einen Stuhl, und während er in zornigem Ton über den Widerwillen seines Dieners klagte, raufte er sich in wahrer oder erheuchelter Verzweiflung die Haare aus.

Der Anblick seines verzweifelnden Gebieters schien Eindruck auf Julio zu machen; er schaute ihn eine Weile mit aufsteigendem Mitleid an und sagte dann in tröstendem Tone:

„Kommt, Signore, sucht Euch zu beruhigen. Es ist noch nicht Alles verloren, und wenn mein guter Wille mich in Stand setzt, Euch zu retten, so werde ich Euch zeigen, daß Julio in der Stunde der Noth Muth und Entschlossenheit genug besitzt, um eine gefährliche Arbeit zu vollführen. Da Ihr glaubt, daß ich den Todtenkörper allein bis zum Schützenbrunnen tragen kann, so will ich es von ganzem Herzen versuchen. Es ist möglich, daß ich mich über die Schwierigkeit der Sache täusche. Beruhigt Euch also und vertraut auf mein Wort."

Der Signor wußte wohl, daß sein Diener gewohnt war, einen gefaßten Beschluß ohne Bedenken auszuführen, und erkannte an dem Ton seiner Stimme, daß sein Versprechen dießmal ernstlich gemeint war. Er drückte ihm also die Hand und sagte freudig:

„Habe Dank, Julio! o, habe Dank! Ich werde

Dir für mein Leben und für meine Ehre verschuldet sein! Nimmer werde ich es vergessen; und wenn dieß drohende Schwert von meinem Haupte abgewendet ist, will ich Dich großmüthig belohnen. . . . Geh' nun nach dem Garten; grabe den Leichnam aus und hole ihn herauf. Du wirst später also weniger zu arbeiten haben. Mache zugleich den Boden von dem Keller wieder eben und verwische so viel wie möglich die Zeichen, welche verrathen könnten, daß vor Kurzem da gegraben worden ist. . . ."

Julio schien auf die Worte seines Herrn nicht zu horchen, und schlug sich mit der Hand vor die Stirne, als wäre ein unerwarteter Gedanke in seinem Geist aufgestiegen.

„Woran denkst Du?" fragte sein Herr bekümmert.

„Dummkopf, der ich bin!" rief Julio.

„Sprich leiser," flüsterte Simon Turchi. „Was beunruhigt Dich so plötzlich?"

„Habt Ihr nicht gesehen, Signore, daß gestern Nacht der Mond hell schien? Es ist schon wieder Vollmond? Kann ich den Leichnam bei so verrätherischer Helle in den Schützenbrunnen tragen? Unmöglich, daran ist nicht zu denken!"

Diese Worte entlockten Simon Turchi einen Schrei von Angst und Aerger. Er murrte eine Weile still und wie vernichtet über das Schicksal, das ihn sichtbar verfolgte. Die Feigheit und Abneigung seines Dieners hatten ihm bei weitem nicht solche Bekümmerniß und Hoffnungslosigkeit erregt, als dieser Einwurf; denn er wußte wohl, daß er entweder durch Drohungen oder Versprechungen endlich doch über den Widerstand seines Dieners den Sieg davon ge-

tragen hätte — aber das verhängnißvolle Mondlicht, wie konnte er ihm wehren, zu leuchten? Es gab also kein Mittel, Geronimo's Körper aus dem Garten verschwinden zu lassen; und die Gerichtsdiener mußten unfehlbar entdecken, wo die Missethat vollbracht worden war.

Es hatte also doch seine Richtigkeit damit, daß sein Untergang beschlossen war? daß eine geheimnißvolle Macht alle seine Bemühungen vereitelte? daß vielleicht Gott selbst alle diese Hindernisse vor ihm auftauchen ließ, um die Rettung seines Lebens ihm unmöglich zu machen?

Diese Ueberlegung brachte ihn zum Erbleichen und Zittern; dennoch folterte er seinen Geist, um noch eine letzte Planke der Rettung zu finden; ungestüm flogen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. Konnte man den Todtenkörper nicht in einer fernen Ecke des Gartens vergraben, in das Bassin des Springbrunnens versenken, oder unter den Steinen der Grotte verbergen? Aber von diesem Allen mußten Spuren zurückbleiben, und der Leichnam wäre minder verborgen, als in dem Keller, wo er sich jetzt befand.

Nachdem er lange sprachlos geblieben war, schien plötzlich ein glücklicher Gedanke ihm aufzuleuchten, und Etwas, wie ein Lächeln, erhellte sein Angesicht. Aufstehend sagte er:

„Julio, Du mußt aus dem Lande entfliehen; es bleibt Dir kein anderes Rettungsmittel übrig."

„Ich entfliehen?" wiederholte Julio, „und Ihr, Signore?"

„O, könnte ich Dir folgen!" seufzte Simon, „aber ich bin nicht gleich Dir, der sagen könnte: Wo mein

Leib ist, da ist auch Alles, was mir zugehört oder Bezug auf mich hat. Ich muß hier bleiben; es ist mir um unendlich mehr zu thun, als um das Leben allein."

Der Rath schien Julio in Verwunderung zu setzen.

„Wohin wollt Ihr, daß ich gehe?" brummte er. „In Italien ist auf meinen Kopf ein Preis gesetzt; in den jenseitigen Landen darf ich mich nicht mehr sehen lassen. Um nach England zu fahren, ist es zu spät! Man findet kein Schiff, das bereit wäre, Passagiere mitten in der Nacht aufzunehmen und abzusegeln. Bleibt also Deutschland; aber was soll ich thun, ohne die Landessprache zu kennen und ohne Mittel zum Unterhalt zu haben?"

„Rette Dein Leben; fliehe nach Deutschland, Julio," sagte Turchi, „ich will Dir Geld geben, viel Geld."

Die hochrothe Farbe, welche die Narbe auf seines Herrn Wange plötzlich angenommen hatte, und der Ausdruck froher Arglist in seinen Augen brachten Julio auf die Vermuthung, daß er ihn betrügen wollte. Zuerst konnte er die geheime Absicht nicht errathen; aber jetzt wurde es plötzlich klar in seinem Geiste. Mit Schrecken und Zorn trat er zurück und rief:

„O, welches schnöde Netz wollt Ihr mir da legen! Ihr würdet in meiner Abwesenheit mich des Mordes bezüchtigen, nicht wahr? Und während der arme Julio, mit einem doppelten Fluch beladen, nicht mehr wüßte, wohin er sein bedrohtes Haupt tragen soll, würdet Ihr hier in Reichthum und völ-

liger Ruhe den Preis des unschuldigen Blutes genießen? Nein, nein, ich will keinen neuen Fluch auf mir!“

„Du bist wahnsinnig, Julio,“ sagte Simon Turchi mit einem Grinsen von Verachtung. „Spiele den Zartfühlenden im Punkte der Ehre, ich rathe es Dir. Wenn wir morgen ergriffen werden, und die Wahrheit an den Tag kommt, wird man Dich minder verfluchen, da Du es bist, der Geronimo verrätherisch in den Zwangstuhl geworfen hat?“

„Nein, aber man wird doch erfahren, daß der Vorsatz zu solcher Uebelthat nicht in mir entstanden ist, und daß er nicht zu meinem Vortheil in Vollzug gebracht wurde.“

„Es wird ein schöner Trost für Dich sein, um minder an dem Galgen zu zappeln!“ spottete der Signor mit unterdrückter Ungeduld. „Komm näher, ich will klar und unbemäntelt mit Dir sprechen. Ich werde Dir meine Bedingungen kund thun; und glaubst Du Dich weigern zu müssen, dann ist Alles zwischen uns abgethan und gebrochen. Jeder von uns thut frei, um seine Rettung zu versuchen, was möglich ist, und wäre es auch auf Kosten von dem Andern. Das Schlimmste für Dich wäre, glaube ich, wenn meine Sicherheit mich zwänge, Deinen wahren Namen dem Factor von Lucca zu erklären. Meinst Du nicht auch, Julio?“

Der Diener schaute seinen Herrn mit einem Ausdruck von Widerwillen im Gesicht an.

„Sieh' hier meine Bedingungen, Julio,“ fuhr der Letztere fort. „Du wirst auf der Stelle nach Deutschland abreisen und Dich beeilen, über den

Rhein zu gelangen. Ich werde Dir viel Geld geben: zweihundert Kronen! Nimm ein Fuhrwerk oder ein Pferd in der ersten Stadt, die Du erreichst, und reise immer weiter ohne Aufenthalt, bis Du Dich in Sicherheit befindest. Um auf Deiner Flucht jedes Hinderniß hinwegzuräumen, werde ich Dir einen Empfehlungsbrief an Signor Mazuchelli, einen Wechsler von Köln, zur Hand stellen. Fragt man Dich unterwegs nach dem Zweck Deiner Reise, so erkläre, Du habest eine schleunige Handelsbotschaft im Auftrage Deines Gebieters auszurichten, und zeige nöthigen Falls den Brief; aber in Köln darfst Du ihn Mazuchelli nicht überreichen. Zweihundert Kronen! Es ist ein großer Schatz, Julio; Du könntest mehr als zwei Jahre vergnügt damit leben. Und was thut es, ob Du die Landessprache kennst oder nicht: das Geld versteht und redet alle Sprachen."

„Und wenn die zweihundert Kronen aufgezehrt sind, was dann?" fragte der Diener mit viel geringerer Unzufriedenheit.

„Ich werde Dich nicht verlassen, Julio," antwortete Turchi. „Sobald Du Geld brauchst, laß mich es wissen; ich werde Dir genug senden, um Dich vor aller Noth zu behüten ... Aber ich denke daran; Du mußt Deinen Namen verändern und mir nur berichten, daß Du zur Fortsetzung Deines Handels Geld bedarfst. Ich werde wissen, was dieß zu bedeuten hat .... Dein neuer Name? Mich dünkt, Marco Castagno wäre gut, um die Aufmerksamkeit nicht rege zu machen. Wohlan, was sagst Du?"

Julio schüttelte zweifelnd den Kopf und murmelte Etwas zwischen den Zähnen. Wiewohl die verspro-

chenen zweihundert Kronen ihn verlockten, zögerte er dennoch, den Vorschlag seines Herrn anzunehmen.

„Aber wie kannst Du doch so lang überlegen?" sprach der Signor. „Ich gebe Dir das Mittel an die Hand, um mit Sicherheit dem Galgen zu entlaufen, und Du bedenkst Dich? Zudem verbürge ich Dir ein Leben ohne Arbeit, ohne Dienstbarkeit und Sorge: ein freies und fröhliches Herrenleben, und Du sträubst Dich gegen mein Anerbieten?"

Julio schien zu einem Entschluß gekommen.

„Ihr werdet mir zweihundert Kronen geben?" fragte er.

„Zweihundert Kronen in klingender Münze."

„Bevor ich abreise?"

„Sogleich."

„Wohlan, gebt her. Jetzt drängt es mich, von hier weg zu kommen."

„Ich will sie holen," sagte Turchi, sich nach der Thüre wendend.

Er verließ das Zimmer und stieg die Treppe hinab.

Julio setzte sich auf einen Stuhl und legte den Kopf in die Hände; aber es blieb ihm keine Zeit, viel zu denken, da sein Herr eben so schnell wieder heraufkam.

Simon Turchi hielt einen leinenen Beutel in der Hand; er trat an einen Tisch und zählte einige Häufchen kleiner Goldstücke auf.

Ohne Zweifel mußte der Anblick so vielen Geldes einen tiefen Eindruck auf das Gemüth von Julio machen, der aufgestanden und an den Tisch getreten war. Ein Lächeln erhellte sein Gesicht, und während

er das blinkende Geld betrachtete, nickte er bestätigend mit dem Kopf.

„Du siehst, daß die Summe richtig ist," sprach der Signor, „und an Goldmünze trägt man nicht schwer. Verstecke nun das Geld in Deiner Tasche und in Deinem Wammse. Du hast alle Zeit. Da, als ich hinunterging, habe ich Deinen guten Willen in Erwägung gezogen und mich gefragt, ob es nicht möglich sei, Dich mit der Bezüchtigung des Mordes von Geronimo zu verschonen; meine Freundschaft für Dich hat mir ein passendes Mittel eingegeben. Siehst Du, nun ich sicher bin, daß ich auf alle Fälle mich zu entschuldigen vermag, glaube ich, daß es nicht nöthig ist, selbst vor dem Gericht anzuzeigen, was es vielleicht auf andere Weise niemals in Erfahrung bringt. Und darum thut es mir sehr leid, Julio, daß ich auf immer von Dir scheiden muß. Wenn es sich nach zwei oder drei Monaten wieder machen ließe, Dich mit Sicherheit zurückzurufen, so würde es mich unendlich erfreuen."

„Oh, und mich nicht minder, Signore!" seufzte Julio.

„Weißt Du, wie wir diese Möglichkeit uns vorbehalten können, Julio? Du mußt vor Deiner Abreise in den Lustgarten gehen, den Boden des Kellers, so weit es angeht, glatt und eben machen, Sand und Staub über das gegrabene Loch streuen und dann den Keller mit Brennholz und etlichen leeren Fässern anfüllen."

„Aber dieß Alles erfordert viele Zeit, Signore."

„Dieß ist das wenigste. Es geht jetzt viel Volk

zu den Thoren hinaus. Es ist besser, Du übernachtest in dem Garten und begibst Dich morgen früh, sobald man die Stadtthore öffnet, auf die Reise. Bei Anbruch des Tages bist Du sicher, auf Deinem Wege Niemand zu begegnen, der zu frühe verrathen könnte, welche Richtung Du eingeschlagen hast. Es geschieht nicht zu meinen Gunsten, daß ich mir das so ausgedacht habe, sondern nur zu Deinem Besten, Julio; denn für den Fall, daß die Gerichtsdiener meinen Lustgarten durchsuchen, können diese Maaßregeln ihre Aufmerksamkeit von dem Keller ablenken, wo sie sonst unfehlbar entdecken würden, daß der Boden erst vor Kurzem aufgegraben worden ist. Vielleicht wird der Landvogt aus Achtung vor mir seinen Dienern befehlen, eben meinen Garten bei dem Absuchen der Spitalwiesen allein auszunehmen. In beiden Fällen lasse ich den Eindruck des Mordes allmälig vorübergehen und sage nur von Dir, Du seiest nach einer strengen Zurechtweisung von meiner Seite verschwunden, ohne daß ich wisse, wo Du Dich jetzt aufhaltest. Sobald man von dem Ereigniß nicht mehr öffentlich spricht und mit den Nachforschungen völlig aufgehört hat, lasse ich Dich zurückkehren. Willst Du in den Garten gehen und pünktlich vollziehen, was ich Dir anrathe?"

„Es soll geschehen."

„Vergiß Deinen neuen Namen nicht."

„Marco Castagno, nicht wahr? Er ist leicht zu behalten."

„Ja, Marco Castagno, in Handelsgeschäften reisend ..... Da habe ich Deinen Empfehlungsbrief noch vergessen. Wart' ein wenig; ich will ihn eiligst

schreiben. Bleibe hier, Julio; zeige Dich nicht mehr unten."

Als Julio sich allein sah, steckte er die Hand in die Tasche, ließ die Goldstücke klingen und hielt sich sogar eine Handvoll unter die Augen; bald aber steckte er das Geld wieder ein und verfiel in Gedanken.

„Könnte ich nur sogleich fort!" murmelte er. „Jetzt muß ich noch eine ganze Nacht in diesem verwünschten Garten zubringen. . . . Der Signor denkt, Geronimo sei schon fünf Tage begraben und die Leiche liegt noch auf dem Boden. Die Grube zu füllen, ist doch keine große Arbeit. . . . Wenn ich Alles in Brand steckte und diesen Abend noch mit dem Gelde zum Thor hinauszöge? Nein, nein, was ich versprochen habe, muß ich vollbringen, ehrlich vollbringen. Mein Herr ist dießmal großmüthig gegen mich: ich will ihm zeigen, daß ich nicht undankbar bin. . . ."

„Schau hier den Empfehlungsbrief," sagte Simon Turchi, in das Zimmer tretend. „Er lautet auf den Namen von Marco Castagno. Vergiß von nun an Deinen andern Namen und sei vorsichtig, denn die mindeste Unbesonnenheit könnte uns Beide noch das Leben kosten . . . . Geh' jetzt in den Garten, Julio. Ich drücke Dir die Hand zum Lebewohl, mit der Hoffnung und dem Wunsche, Dich bald wieder in Antwerpen sonder Gefahr sehen zu können."

„Soll ich nicht einen Pack Kleider oder einen Reisemantel mitnehmen, Signore?"

„Nein, Du hast Deinen Mantel auf der Schulter, das ist genug. Man könnte unten und auf

der Straße Deine Absicht merken, wenn Du mit Reisegepäck beladen wärest. Du mußt gleichgültig erscheinen; für Geld kannst Du stets überall bekommen, was Du bedarfst."

Der Diener reichte gleichfalls seinem Herrn die Hand und sprach, nach der Thüre gehend:

„Lebt wohl, Signore; wenn Ihr mir die versprochene Hülfe in Zeiten der Noth nicht verweigert, werde ich Euer Geheimniß getreulich bewahren."

„Vollziehe doch Deine Arbeit sorgfältig im Keller, Julio. Glückliche Reise', mein Freund! . . ."

Julio stieg die Treppe hinunter und trat langsam auf die Straße.

Sein Herr hatte das Fenster des Gemachs geöffnet und folgte ihm mit den Augen, so lang und so weit, bis er seinem Blick entschwunden war.

Ein tiefer Seufzer, als fiele ihm ein Stein vom Herzen, entschlüpfte Turchi. Sein Gesicht erhellte sich zu einem Lächeln und er murmelte im Tone lebhafter Freude:

„Er ist fort! Nun habe ich nichts mehr zu fürchten. Der Landvogt mag den Leichnam finden. Julio hat das Verbrechen allein begangen; ich weiß nichts davon; ich bin so unschuldig wie ein Lamm! Ha, ha, und ich glaubte mich verloren. Richten wir Alles mit Feinheit und List, als ob wir gewiß wären, daß man den todten Körper entdecken werde. . . . ich fühle mich wieder stark; die Hoffnung, die Sicherheit beleben von Neuem meine Brust! Ah, Maria, Maria, Dein Name, Dein Vermögen, Deine Liebe werden mir gehören: mein Leben wird noch umstrahlt sein von Ansehen, Reichthum und Glück! . . ."

Mit dem Lachen eines fieberischen Entzückens auf dem Gesicht schloß er das Fenster.

## IX.

Es schlug sieben Uhr auf dem St. Joristhurm und die Abenddämmerung brach herein, als Julio das Pförtchen zu seines Herrn Garten öffnete und mit leichten Schritten durch denselben sich dem Gebäude zuwandte.

Die eine Hand hielt er unter seinen Mantel, als trüge er Etwas, mit der andern wühlte er in seiner Tasche unter den Goldkronen, welche Simon Turchi ihm gegeben hatte. Ein Schimmer von Freude erhellte sein Gesicht, während er bei sich selbst murmelte:

„Gott sei Dank, ich habe der Versuchung widerstanden! Man wollte mich in dem Gekrönten Schwanen zum Trinken und Spielen bringen, aber die Goldstücke da drinnen haben mir in's Gedächtniß zurückgerufen, daß ich erst noch eine wichtige Pflicht zu erfüllen habe. Was ich hier unter meinem Mantel trage, soll mich für den erlittenen Durst und die verlorene Zeit entschädigen. Es ist von dem besten spanischen Wein, so kostbar, als wäre er geschmolzenes Silber, und kräftig, als enthielte er flüssiges Feuer."

Im Hause in ein Zimmer tretend, zog er zwei Flaschen aus seinem Wammse und eine unter seinem Mantel hervor, stellte sie neben einander auf den

Tisch und schaute sie einen Augenblick mit einem Ausdruck von Begierde an.

„Nein, nein, noch nichts; erst wenn das Werk abgethan ist,“ sagte er. „Euer liebliches Lächeln kann mich nicht verlocken. Geduld, meine guten Freunde, in einer Stunde wollen wir Bekanntschaft machen: eine Grube ausfüllen und einige leere Fässer in den Keller wälzen ist nur eine kurze Arbeit .... Aber es wird bereits hier so dunkel, daß ich das Bildniß des Kaisers auf meinem Gelde nicht mehr unterscheiden könnte. Zünden wir die Lampe an ....“

Er nahm eine hölzerne Büchse von dem Schornstein und begann Feuer zu schlagen. Es dauerte jedoch ziemlich lang, bis der Zunder faßte. Julio murmelte dazwischen Worte ungeduldigen Scherzes; aber endlich glückten seine Bemühungen, und bald sandte eine große Lampe ihre Strahlen durch das Gemach und verbreitete völlige Helle.

An den Tisch tretend, sprach Julio:

„Ha, nun werde ich doch einmal der Lust nachgeben dürfen, die seit mehr als einer Stunde mir die Nerven erregt! Zweihundert Kronen besitzen, reich sein wie ein Wechsler, die Schwere des Goldes in seine Taschen drücken fühlen und keine Gelegenheit haben, seine Augen an der Betrachtung des Schatzes zu weiden! Nun bin ich allein; Niemand wird mich fragen, woher ich das Geld habe. Es ist Zeit genug .... genießen wir unbekümmert den Anblick unseres Schatzes!“

Er zog einen Lehnstuhl an den Tisch, setzte sich bequem mit ausgestreckten Beinen darauf nieder

und begann die Goldstücke handvollweise unter den Schein der Lampe zu legen.

Als er recht tief in seine Tasche und in den Sack seines Wammses gegriffen und sich überzeugt hatte, daß sämmtliche Stücke unter seinen Augen ausgebreitet lagen, wühlte er eine Weile mit seinen Fingern in dem Gold, um ihm ein schimmerndes Gefunkel und ein verführerisches Klingen zu entlocken.

Er schwieg und hielt einige Zeit den Athem an sich, um keinen einzigen Laut zu verlieren; seine Augen waren weit offen und schauten bewegungslos auf den glänzenden Schatz.

Also blieb Julio lange Zeit, mit einem Lachen des Glücks auf seinem Angesicht, in stummer Bewunderung versunken. Ebenso stillschweigend und vielleicht dessen, was er that, unbewußt, legte er nun die Goldstücke reihenweise neben einander und schien sie zählen; bald häufte er sie wieder zu zwanzig aufeinander, bald ließ er sie von einer Hand in die andere gleiten .... bis er endlich seine Lust an diesem Spiel ganz gestillt hatte, und nun träumerisch auf den Boden zu seinen Füßen schaute.

Von dieser Ueberlegung erwachend sagte er fröhlich:

„Zweihundert Kronen! Was werde ich damit anfangen? Wie kann ich sie verzehren? Wein trinken? Malvasier, Muskateller, Kanariensect? Den besten, der froh macht und das Herz stärkt? Aber so werde ich nimmer mit meinem Geld fertig. Spielen, würfeln um Gulden und Kronen? Ja, ja, dieß wäre das wahre Mittel, um in einem Tage hundertmal reicher zu werden, oder keinen einzigen Stüber mehr zu behalten. Es ist zum Verwundern, der Reichthum

macht mich geizig und furchtsam; ich spüre keine Lust mehr in mir, zu würfeln! Nein, nein, so nicht: ich werde mich kleiden wie ein Edelmann, in Atlas, Sammt und Seide; essen und trinken von dem Köstlichsten, das zu finden ist; in Ueberfluß und Vergnügen leben, als wäre die Welt ein Erzparadies für mich! Ha, ha, wie schön!"

Während er lachend die Betrachtung dieses vermeintlichen Glückes im Stillen fortsetzte, schoß ihm plötzlich ein unangenehmer Gedanke durch den Kopf. Ein leichter Schrei der Ueberraschung entschlüpfte ihm; er schlug sich die Faust vor die Stirne und murmelte mit einem Ausdruck von Betrübniß im Gesicht:

„Ich bin doch ein nichtswürdiger Mensch, ein verächtlicher Schelm! Was mich jetzt bekümmert, ist nur, zu wissen, wie ich diesen ansehnlichen Schatz durchbringen oder lieber verschwenden kann .... und da ist fern von mir vielleicht Jemand, der diesen Augenblick die Hände um ein Almosen nach mir ausstreckt! Meine arme Mutter! ob es ihr nicht am Brod fehlt. Wenn sie den undankbaren Sohn mit ihrem Fluche belastete, würde er es nicht hundertmal verdient haben? Wahrlich, ich erschrecke vor mir selbst. Mit nur zehn Kronen, mit dem zwanzigsten Theil dessen, was ich in der Liederlichkeit verschwenden will, kann sie ein ganzes Jahr und länger noch sich gegen Noth und Elend schützen. Warum habe ich meinem Herrn nicht etliche zwanzig Kronen zurückgegeben, um dieselben an sie gelangen zu lassen? .... Wenn ich noch einmal nach der Factorei ginge, um diesen guten Gedanken zu verwirklichen! Unmög-

lich, der Signor würde vor Wuth Feuer und Flammen speien — und überdieß traue ich ihm nicht. In Deutschland werde ich wohl Gelegenheit finden, zu erfahren, ob sie noch am Leben ist, und ihr nöthigen Falls eine gute Unterstützung zukommen zu lassen ....“

Er nahm zwanzig Kronen, eine nach der andern, von dem Tische, zählte sie in seine Hand, betrachtete sie lange wie betrübt und murmelte dann, während er sie in seinen Hosenbund gleiten ließ:

„Zwanzig Kronen? Das ist schrecklich viel; aber es kann meine arme blinde Mutter glücklich machen. Ich habe da in meinem Gürtel ein geheimes Beutelchen; darin will ich meiner Mutter Antheil aufbewahren.“

Sein Auge richtete sich von Neuem auf das Geld, welches auf dem Tische glänzte. Der Anblick des Geldes schien ihn aber zur Traurigkeit zu stimmen.

„Wie merklich bereits vermindert!“ seufzte er. „Ich hielt meinen Schatz für unerschöpflich — und ein einziger Gedanke raubt ihm den zehnten Theil davon! Wird es mir nicht ebenso in Deutschland ergehen? Werden die Würfel, unterstützt vom Wein, mich nicht in etlichen Monaten ganz ausplündern und in's Verderben stürzen? .... Wie trübe wird es nun im Geiste um mich her! So eben lachte mir Alles zu; nun ist mein Gemüth von Furcht und Kummer bewegt. — Doch warum sich betrüben? Der Signor wird mir immerhin neues Geld senden, wenn die zweihundert Kronen ausgehen wollen!... Doch ist darauf nicht viel zu trauen: der Nachrichter

könnte ihm wohl früher den Kopf vor die Füße legen! In diesem Fall wird es mir nicht besser ergehen! Die Armuth wird mich aus Deutschland jagen und nöthigen, nach Italien oder den Niederlanden zurückzukehren. Anstatt reich zu sein und lustig zu leben, liefe ich so unfehlbar dem Wolf in den Rachen; der Galgen oder das Rad wäre mein wohlverdientes Ende ... Vielleicht entdeckt man nicht, wer den Mord an Signor Geronimo verübt hat. Dann kann ich ruhig zurückkehren; und mein Herr wird mich freundlich aufnehmen, auch aus Furcht, ich möchte sein Geheimniß offenbaren. Dieß hängt größtentheils von der Pünktlichkeit in Vollbringung der Aufgabe ab, welche ich noch zu vollenden habe. Ich werde rechtschaffen und gut meine Pflicht erfüllen. Also fort, der Anblick dieses Goldes macht mir doch keine Freude mehr ... Noch einen guten Schluck Wein, und dann muthig an die Arbeit!"

Er entpfropfte eine der Flaschen und trank sie beinahe zur Hälfte aus. Dann raffte er, in sich selbst hinein Etwas über die Kraft und die Vorzüge dieser Flüssigkeit murmelnd, die Goldstücke zusammen, steckte sie in seine Tasche, nahm die Lampe von dem Tisch und sprach, den Blick auf die Flaschen gerichtet:

„Um den Leichnam in die Grube zu werfen und die Erde darüber wieder aufzufüllen, bedarf es nur einiger Augenblicke Zeit; der Rest meiner Aufgabe wird mich wohl über eine Stunde beschäftigen. Es muß also noch auf lange von euch geschieden sein, nicht wahr? Ich werde euren halbleeren Kameraden zur Gesellschaft mitnehmen: eine einzige Flasche wird mich doch nicht hindern, meine Arbeit, wie sich's

gebührt, abzuthun; im Gegentheil, sie wird mir Muth und Stärke geben . . . also eilig an's Werk!"

Er steckte den Pfropfen auf die Flasche und verbarg dieselbe auf der Brust unter seinem Wamms. Dann begab er sich mit der Lampe in der Hand nach dem Keller und stieg langsam die Treppe hinab.

Das unterirdische Gewölbe, welches nach dem Keller auslief, wo Julio Geronimo's Leiche am Rand des aufgeworfenen Grabes hingeworfen hatte, war ziemlich lang. Er hatte also noch Zeit, um den Einfluß des kräftigen spanischen Weines zu fühlen. Wahrscheinlich hatte der genommene Schluck ihm den Geist erhellt und das Herz erfreut; denn nicht weit von dem Keller spottete er seiner vorigen Bekümmerniß und sang selbst die ersten Akkorde eines lustigen Liedes . . . .

Das Wort erstarb ihm jedoch auf seinen Lippen, ein convulsivisches Zittern ergriff alle seine Glieder und er erbleichte vor Schrecken.

Eine andere Stimme hatte hinter der geschlossenen Kellerthüre auf die seinige geantwortet!

Julio war verstummt und richtete bewegungslos den Blick nach dem Keller; er suchte Etwas von den undeutlichen Worten zu verstehen, welche hinter der Thüre aus der Höhlung des Kellers hervorkamen.

„Himmel!" seufzte er, „es ist Geronimo; er lebt!"

Bebend vor unendlicher Bestürzung, zog er sich in den unterirdischen Gang zurück und blieb etwa zwanzig Schritte von dem Keller mit gebücktem Haupte stehen. Er mußte ganz in peinliche Betrachtungen versunken sein, denn während er mit starrem Blick

den Boden zu befragen schien, stand er da, so regungslos wie ein steinernes Bild.

Endlich stöhnte er schwer auf und sprach bei sich selbst im Tone tiefer Bewegung:

„Was bedeutet das? Der Signor sagte wirklich, sein Dolch habe sich das erste Mal an einem metallenen Gegenstand gestoßen; aber die Wunde im Halse war doch tief und breit genug. Wenn diese Wunde zwischen Haut und Fleisch beigebracht worden wäre? ..... Was nun zu thun? Ihn leben lassen?"

Er blieb eine kleine Weile in schmerzlichem Zweifel befangen.

„Unmöglich!" sagte er „Es wäre ein Todesurtheil für mich und meinen Herrn! Es gilt zu entscheiden zwischen seinem Leben und dem unsrigen. Das unerbittliche Schicksal zwingt mich; mir bleibt keine Wahl ... Ein einziger Stoß, und es ist gethan! Fort, fort, nicht gezögert: mein Messer ist scharf ...."

Sein Gürtelmesser aus der Scheide ziehend, hielt er es unter die Augen und prüfte die Spitze davon mit dem Finger. — Ein Zittern erfaßte ihn und ein Ruf des Abscheu's entstieg seiner Brust.

„Verhängnißvoller Zustand!" murmelte er. „Einen Menschen, einen unschuldigen Menschen kaltblütig zu ermorden! Der arme Signor Geronimo, was hat er mir jemals zu Leide gethan? Ihm dieses Messer in die Brust zu stoßen? O, es gebricht mir an Muth zu solcher Grausamkeit!"

Vor Verzweiflung die Hände ringend, stieß er endlich mit heiserer Stimme hervor:

„Und dennoch, es muß, es muß geschehen! Das Verbrechen mag mir Abscheu und Schrecken einflößen, es ist ihm nicht auszuweichen. Nur um den Preis von seinem Leben kann mein Herr dem Schaffot und ich dem Galgen entgehen ... Wohlan, die Geißel des Schicksals treibt mich vorwärts; ich bin ein Sclave des Verhängnisses ... Es sei also!“

Mit wankenden Schritten und wie außer sich, eilte Julio nach dem Ende des Gangs, nahm sein Messer zwischen die Zähne, steckte den Schlüssel in die Kellerthüre, öffnete sie und leuchtete mit dem Licht der Lampe nach der Tiefe des Kellers, um das Schlachtopfer zu entdecken, das er treffen wollte ...

Er blieb schaudernd mitten im Keller stehen, und wiederum drang ihm ein Gefühl von Mitleid an das Herz. Zwar hatte er beim Eintritt sein Messer in die Hand genommen, um mit einem schnellen Stoß das schreckliche Werk zu vollbringen; aber jetzt schaute er mit Rührung und Beben auf den unglücklichen Edelmann, der die Arme gegen ihn ausstreckte und in gramvollem Ton ihn um Hilfe anflehte.

Signor Geronimo lag niedergestreckt am Rande des Lochs, das ihm zum Grabe bestimmt war. An einer Seite seines Gesichts klebte vertrocknetes Blut; die andere war außerordentlich bleich, und seine Wangen waren so hohl, daß es schien, als hätten diese wenigen Tage des Schmerzes dem armen Junker nur die Haut auf den Knochen gelassen. Wie irre standen ihm die Augen in den tiefen Höhlen; und da sein Hals durch die schmerzhafte Wunde geschwächt war, hing ihm das Haupt kraftlos auf die rechte Schulter. Seine Kleider waren beschmutzt und mit

Erde bedeckt. Deutlich war es, daß er in seinem Kampf gegen den Tod verzweifelnd in dem Keller herumgekrochen war, um, wenn es möglich sein würde, seinem finstern Grabe zu entfliehen.

„O, wer Du auch sein magst, um Gottes willen, einen Tropfen Wassers! Trinken, trinken!“ rief Geronimo mit schwacher Stimme, doch in einem Ton, der das fühlloseste Herz zum Mitleid gezwungen hätte.

Julio schüttelte schweigend den Kopf.

„Trinken, trinken!“ wiederholte der Junker.

„Meine Eingeweide sind verzehrt, mir brennen die Lungen vor dem heftigsten Durst. Wasser, Wasser, einen einzigen Tropfen! O, rette mich von dem schrecklichsten Tode!“

Von Mitleid bewegt und seiner selbst beinahe unbewußt, steckte Julio die Hand in sein Wamms, holte die Flasche hervor, entpfropfte sie und reichte sie, ohne ein Wort zu sprechen, dem leidenden Edelmann. Dieser ließ einen Schrei der Freude durch den Keller ertönen, faßte die Flasche mit fieberischer Kraft und küßte frohlockend die Hand, welche ihm den rettenden Trank dargeboten hatte.

Julio trat wieder zurück und starrte mit klopfendem Herzen den armen Edelmann an, der bebend vor Freude sich den Wein in den Mund goß, als müßte er mit der Flüssigkeit seinem Herzen neues Leben zuführen.

Und wirklich schien Geronimo, nachdem er einen langen Zug genommen hatte, mit mehr Kraft beseelt; denn ein sanftes Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht, und seine Augen glänzten vor lebhafter Er-

regung, während er die Flasche auf den Boden fallen ließ und mit aufgehobenen Händen rief:

„O, Gott segne Dich! Dank, dank, Du hast mich von dem schrecklichsten Martertod gerettet! Möge der Himmel meine Bitte erhören und Dir beim jüngsten Gerichte all' das Gute zurechnen, das ich mein Leben lang gethan haben mag! . . . Das Licht hat mich geblendet; mein Gesicht kehrt zurück . . . . Du bist Julio, nicht wahr?"

Diese Erkennung schien jedoch den Edelmann plötzlich mit Schrecken zu erfüllen; denn er ließ den Kopf ganz auf die Seite fallen und flüsterte in leisem, muthlosem Ton:

„Julio, Julio, der mich in den Zwangstuhl gerissen hat!"

Den Kopf von Neuem erhebend, bemerkte er das Messer in Julio's Hand und begann plötzlich zu zittern.

„Dieß Messer, das mir in die Augen funkelt? O, Du kommst, um mich zu tödten!" wimmerte er, vor Schrecken zurückweichend.

„Es ist so, wie Ihr sagt, Signore," antwortete Julio mit einer auffallenden Betrübniß in der Stimme; „ich bin gekommen, Euch das Leben zu nehmen; aber glaubt nicht, daß ich diesen Auftrag freiwillig und kaltblütig vollbringe: im Gegentheil, mir bebt das Herz vor Mitleid, und ich fühle einen unsäglichen Abscheu vor dem grausamen Schlag . . ."

„Ah, Du bist nicht mitleidlos; Du wirst Dich meiner erbarmen!" rief Geronimo mit aufgehobenen Armen.

„Unmöglich!" fuhr Julio fort, „das Schicksal beherrscht uns Beide: es hat Euch unwiderruflich zum Tode und mich zur Unmenschlichkeit bestimmt. Alles

Bitten ist nutzlos; Nichts kann Euer Leben retten .... Ich flehe Euch an, Signore, macht mir die schmerzliche Aufgabe nicht noch schwerer, unterwerft Euch geduldig dem Loose, dem nicht zu entfliehen ist."

Ein lauter Schrei entwand sich Geronimo's Brust, als die kalten Worte Julio's ihm die Ueberzeugung beibrachten, daß alle Hoffnung verloren war.

„Mein Gott!" rief er; „so soll es also wahr sein und diese finstere Höhle mein Grab werden! Ich soll sterben ohne Beichte! Meine Gebeine werden nicht in geweihter Erde ruhen! O, Gnade, Gnade!"

„Das Schicksal übt ein erbarmungsloses Gericht," antwortete Julio, „und ich habe mehr als Ihr über dessen Grausamkeit zu klagen. Ihr werdet wenigstens dort oben den Lohn der Unschuld finden; ich muß mich hier belasten mit einer Uebelthat, die mir unwiderstehlich aufgedrungen wird und mir Schrecken einflößt; die aber nichts destoweniger dort oben schreckliches Zeugniß gegen meine arme Seele ablegen wird .... Nein, nein, Signore, laßt keine trügerische Hoffnung in Eurer Brust aufkommen; es ist keine Hoffnung mehr. Ehe ich von hier weggehe, muß dieß Grab Euren Leichnam umfassen. Wenn ich nicht gleich bei meinem Eintritt den traurigen Auftrag vollbracht habe, so geschah es zum Theil, weil ein unwiderstehliches Mitleid meinen Arm lähmte, mehr aber noch, weil ich Euch Zeit lassen wollte, noch ein letztes Gebet zu sprechen. .... Also bereitet Eure Seele zu der letzten Reise. Ich will warten, geduldig warten, als wäre es ein Viertel Uhr. Betet mit Ruhe des Geistes; ich werde Euch nicht überraschen durch einen plötzlichen Tod."

Mit diesen Worten stellte Julio die Lampe auf den Boden, steckte sein Messer in die Scheide und setzte sich auf einen Holzklotz nieder, der in einer Ecke des Kellers lag.

Der Edelmann, vernichtet durch die eiskalten Worte Julio's, hatte den Kopf völlig auf die Brust, oder eigentlich zur Seite fallen lassen. Eine Weile blieb er bewegungslos und stumm, als hätte er sein schreckliches Loos mit völliger Unterwerfung angenommen. Bald regte sich jedoch der Schrecken des Todes mit neuer Kraft in ihm.

„Ach, es ist unmöglich!" rief er. „Nein, nein, nicht wahr, Du wirst mich nicht ermorden? Julio, Freund, sieh', ich will kriechen vor Deinem Angesicht, Deine Füße benetzen mit meinen Thränen, Deine Kniee umfassen: Du wirst Dich erweichen lassen ... O, ich beschwöre Dich bei Deinem Seelenheil, laß mich leben; tauche Deine Hände nicht in mein Blut!"

Auf den Knieen und mit den Händen auf dem Boden wollte der unglückliche Junker wirklich auf Julio zukriechen; doch dieser zog sein Messer wieder aus der Scheide und machte ein drohendes Zeichen mit der Hand.

Indem er einen Schrei der Verzweiflung ausstieß, richtete Geronimo sich auf und wankte zitternd wieder zurück bis an den Rand der Grube, wo er, wie erschöpft an Kräften, den Kopf auf die kühle Erde niederfallen ließ und über sein klägliches Loos in bittere Thränen ausbrach.

Die schwachen Seufzer, die aus der beklemmten Brust des Edelmanns zwischen seinen Thränen sich Luft machten, waren so schmerzhafter Art, so herz-

zerreißend und so eindringlich durch den jammervollen Ton, womit die Todesfurcht sie beseelte, daß Julio bis in's Innerste dadurch gerührt wurde und unbewußt sich selbst eine Thräne aus dem Auge wischte.

Mit tiefem Mitleid in der Stimme sagte er:

„Nun, Signore, beruhigt Euch, beugt Euch mit Gelassenheit unter das unerbittliche Joch des Geschicks. Wenn man gelebt hat wie Ihr, in Gottesfurcht und Rechtschaffenheit, dann ist der Tod nur ein Uebergang in ein besseres Leben!“

Ein durchbohrender Laut, wie ein Schrei der Entrüstung, mischte sich unter das schmerzliche Stöhnen des Edelmanns.

„Ja, ja,“ fuhr Julio fort, „ich begreife es wohl: Ihr glaubt, mein Mitleid sei nichts als ein grausamer Spott; Ihr beschuldigt mich der Unmenschlichkeit, nicht wahr? Und bis in das Grab werdet Ihr den Henker verfluchen, der Euch nach eigenem Willen und eigener Wahl das Leben nahm? Wehe, Signore, mir ist weder Wahl noch Wille gelassen. Morgen wird das Gericht diesen Garten und auch diesen Keller durchsuchen ....“

„Morgen!“ rief Geronimo, zu einer plötzlichen Hoffnung sich aufraffend.

„Wenn ich Euch am Leben ließe, würde man Euch unfehlbar hier finden,“ sprach Julio weiter. „Die Hoffnung entreißt Euch einen Freudenschrei; aber sie ist eitel, Signore ..... wenn sie sich verwirklichen könnte, müßte mein Herr auf dem Schaffot sterben, und ich mein Mitgefühl an dem Galgen büßen.“

„Julio, ach, Julio,“ flehte der Edelmann, „ich werde mich Deiner annehmen, Dich von einer Schuld freisprechen und dankbar belohnen.“

„Nützt nichts, Signore; das Gericht straft ohne Gnade. Mein Gebieter wird erklären, welchen Antheil ich an dem Verbrechen genommen habe; und glaubt Ihr wohl, die Richter werden mir vergeben, daß ich Euch in den Zwangsstuhl geworfen habe?“

„Rette mich, schenke mir das Leben, Julio; und müßte ich vor den Füßen des Landvogts niederknieen, und müßte ich an den Kaiser selbst mich um Gnade wenden, Du sollst frei ausgehen, o zweifle nicht daran!“

„Es gibt noch einen andern Grund, den Ihr nicht kennt, Signore,“ erwiderte Julio mit bitterem Lachen. „Ich bin ein Flüchtling, der in Italien zum Tode verurtheilt ist; mein Herr allein kennt meinen wahren Namen. Bei der geringsten Untreue von meiner Seite wird er mich verrathen und Denjenigen ausliefern, die seit fünf Jahren nach dem Verurtheilten fahnden. Ihr glaubt, daß ich Euch schonen könnte? Aber es ist mein Tod und der Tod meines Herrn, was Ihr begehrt. Und welcher Tod! Für ihn das Schwert des Nachrichters und die ewige Schande über sein Geschlecht, für mich die Folter, das Rad, der Galgen. Klagt mich also nicht länger an, Signore; sträubt Euch nicht gegen ein unvermeidliches Geschick; sprecht Euer letztes Gebet, oder erklärt mir, Ihr seid bereit, den Todesstoß zu empfangen. Nichts kann Euch retten; was dieß gähnende Grab Euch zeigt, ist eine traurige aber unerbittliche Wahrheit .... Noch einmal, Signore, wendet

Eure Andacht zu Gott und zwingt mich nicht zu Ueberraschung oder Gewalt!"

Geronimo stieß einen verzweifelnden Klageruf aus.

„Ach! sterben, so jung, so unschuldig!" wimmerte er. „Das Licht der Sonne nicht mehr schauen! O, Maria, meine Geliebte, wie wirst Du mein Schicksal beklagen! O, mein armer Oheim! Muß ein so schreckliches Unglück Deine Tage auf Erden verkürzen? Lebewohl! Lebewohl!"

Die Stimme des Edelmanns war bei diesem letzten Scheidegruß an das Leben so schneidend und verzweiflungsvoll, daß Julio unter deren Eindruck von innigem Mitleid erbebte. Er fragte jedoch in kühlem Ton:

„Ihr sprecht Euer letztes Lebewohl, Signore? Ihr seid bereit?"

„Noch einen Augenblick, noch einen Augenblick!" flehte Geronimo. „Laß mich beten!"

Die Hände faltend, beugte er das Haupt auf die Brust und flüsterte ein inniges Gebet; aber obwohl er leise sprach und scheinbar gelassen sein Geschick annahm, wurde es nichts destoweniger sichtbar, daß ein unsäglicher Schrecken von Zeit zu Zeit seine Glieder erschütterte; denn alle seine Nerven bebten und der Ton seiner gedämpften Stimme war bewegt, gebrochen und zerreißend, als wäre es seine Seele selbst, die im Streite gegen den nahen Tod keuchend sich abhärmte.

Allmälig jedoch schien das Gebet dem leidenden Junker einigen Trost oder zum Mindesten mehr Gelassenheit zu gewähren; denn das fieberische Zittern

seiner Glieder hörte auf und seine Stimme wurde klarer und ruhiger.

Julio, der, außer sich vor Bewegung, die Augen auf ihn gerichtet hielt, glaubte jetzt zu verstehen, daß er zu Gott um Vergebung für seine Feinde betete; aber als auch sein Name in flehendem Ton aus dem Munde des Edelmanns zum Himmel emporstieg und er deutlich hörte, daß das unglückliche Schlachtopfer für die Seele seines Mörders bat, da ließ Julio das Messer aus der Hand fallen und murmelte mit einem tiefen Seufzer:

„Alle meine Standhaftigkeit ist dahin! Ich fühle die Kraft nicht mehr in mir, die grausame Aufgabe zu vollbringen ....“

Ein Ruf ängstlicher Freude entschlüpfte Geronimo, als er diese Worte aus Julio's Munde vernahm.

„Ach!“ rief er, „es ist eine Stimme des Himmels, die in Deinem Herzen spricht. Gib derselben Gehör. Erbarmen, Erbarmen, laß mich leben!“

Julio weilte, wie es schien, mit seinen Gedanken weit in der Ferne, denn er hörte des Junkers Bitte nicht.

Den Blick zu Boden geschlagen, murmelte er im Tone der Verzweiflung:

„Schrecklicher Zustand! Am Rande des Grabes betet er für das Heil meiner Seele. .... Und ich soll sein Blut vergießen? .... Aber, aber, es ist kein Entkommen, es muß, es muß geschehen ....“

Der Edelmann bemerkte, daß Julio gegen seine Bedenken ankämpfte. Beinahe erliegend vor Angst und Hoffnung, sank er zu Boden und bemühte sich, zu den Füßen seines Feindes sich hinzuschleppen;

dieser aber erschrack, als er die Absicht des Edelmanns bemerkte.

Er raffte sein Messer vom Boden auf, ergriff die Lampe und sprach mit bekümmerter Stimme, während er sich nach der Thüre wandte, um den Keller zu verlassen:

„Vergeblich, Signore, das Verhängniß ist mächtiger als wir; und wie sehr wir beide gegen den unabwendbaren Spruch uns sträuben, vollzogen muß er sein! Der Anblick Eures Schmerzes hat mir den Muth benommen. . . . Ich gehe, meine Kräfte wieder zu sammeln. . . . . Ich kehre sogleich wieder zurück. Haltet Euch bereit dann; denn in weniger als einem Augenwink wird dießmal Alles vollbracht sein . . . .“

Er schloß die Thüre oben und entfernte sich langsam durch den unterirdischen Gang.

Oben in dem Zimmer angekommen, setzte er die Lampe auf den Tisch, kreuzte die Arme über der Brust und schaute lange Zeit bewegungslos zur Erde. Er stampfte mit den Füßen vor Verdruß und murmelte verzweiflungsvolle Worte, schlug sich mit der Faust gegen die Stirne, heulte vor Undeguld über die Widerspenstigkeit seines Geistes, der ihm allen Rath weigerte. Dann begann er, müde der quälenden Gedanken und wie von heftigen Zuckungen getrieben, im Gemach auf und ab zu laufen. Er ballte die Hände zu zornigen Geberden, blieb stehen, lief von Neuem hin und her, bis er endlich, erschöpft an Kräften, mit einem tiefen Seufzer auf den Stuhl am Tische niedersank.

Still dasitzend, schaute er mit starrem Blick in

den fernsten Winkel des Gemachs und schien den leeren Raum über das, was zu thun war, zu befragen. Mancherlei Regungen des Verdrusses, der Angst und der Wuth verzerrten der Reihe nach seine Gesichtszüge. Er kämpfte verzweifelnd gegen die Nothwendigkeit des Mords und stieß bald eine unverständliche Klage aus, bald ein bitteres Wort der Auflehnung gegen das Geschick; aber wie er auch sein Gehirn anstrengte, kein einziger Strahl erhellte seinen Zweifel, und das unerbittliche „Es muß sein!“ grinste immer spottend ihm entgegen. Von ungefähr fiel sein Blick auf die zwei Flaschen, die nicht fern von der Lampe auf dem Tisch standen. Er betrachtete dieselben zuerst gleichgültig, aber bald darauf schienen sie ihm Etwas zu sagen, denn es bildete sich eine Art frohen Lächelns auf seinen Lippen und er nickte bestätigend mit dem Kopfe.

Plötzlich, als hätte er einen entscheidenden Entschluß gefaßt, ergriff er eine der Flaschen, entpfropfte sie und trank davon, bis ihm der Athem ausging. Keuchend setzte er einen Augenblick ab und trank dann die Flasche bis auf den letzten Tropfen aus.

Zu Boden schauend und bewegungslos schien Julio den Einfluß abzumessen, welchen der Wein auf seinen Geist ausüben würde. So blieb er lange Zeit still sitzen.

Als er wieder den Kopf erhob und die andere Flasche angriff, waren seine Wangen von einem lebhaften Roth gefärbt und seine Augen funkelten in sonderbarem Glanze.

Kaum hatte er die größere Hälfte der zweiten Flasche hinuntergestürzt, so zog er sein Messer aus

der Scheide, nahm die Lampe vom Tisch und schritt nach der Treppe des Kellers, während er bei sich selbst murmelte:

„Nun wird es mir nicht an Muth gebrechen! Keine Worte mehr; ein einziger Stoß, und es ist zu Ende! ... In den Rücken muß ich ihn treffen: seine Brust ist durch Metall geschützt ...."

Er stieg hastig die Treppe hinab, lief durch den unterirdischen Gang und öffnete die Kellerthüre. Ohne zu sprechen, stellte er die Lampe auf den Boden und trat mit drohend erhobenem Messer gerade auf den armen Geronimo zu, der wimmernd die Hände ausgestreckt hielt, als wollte er den Mörder abwehren.

Als er seinem Schlachtopfer bis auf ein paar Schritte nahe gekommen war, entschlüpfte Julio ein Schrei der Verwunderung, und er blieb plötzlich stehen, als wäre er durch einen unerwarteten Anblick gelähmt worden.

Er schaute fragend auf einen Gegenstand, den Geronimo in der ausgestreckten Hand hielt, als glaubte er in demselben Schutz gegen den tödtlichen Schlag zu finden.

Es war eine runde kupferne Platte, mit einem Kreuz und andern Zeichen in der Mitte, und hing an einer dünnen stählernen Kette, die über die Hand des Edelmanns niederfiel.

Julio sprang, vergessend weßhalb er hieher gekommen war, herzu, ergriff das sonderbare Bild, hielt es vor die Augen, wendete und drehte es und rief dann verwirrt:

„Himmel! dieses Amulet in Euren Händen! was bedeutet das, Signore? Woher habt Ihr dieses Bild?"

Geronimo war noch zu sehr von der Erwartung des Todes erregt, als daß er ihm gleich antworten konnte; er schnappte nach Athem und schien mit einer drohenden Ohnmacht zu ringen.

„Sprecht, sprecht, woher? Von wem habt Ihr dieses Amulet bekommen?" wiederholte Julio.

„In Afrika.... von einer blinden Frau," stammelte der Junker fast unverständlich.

„In Afrika? Welches war der Name dieser Frau?" rief Julio, zitternd vor Ungeduld.

„Mostajo, Theresa Mostajo...."

Dieser Name brachte bei Julio eine außerordentliche Wirkung hervor. Er hob die Hände empor und rief:

„Theresa Mostajo! Er ist der Erlöser meiner blinden Mutter!"

„Also wirst Du mich leben lassen!" seufzte Geronimo. „Es ist also noch Hoffnung? Dieses gähnende Grab wird sich nicht über mir schließen? O, Dank, Dank, barmherziger Gott, der mein Gebet erhört!"

Aber Julio hielt, ohne auf des Junkers Worte zu achten, das Auge auf das Amulet gerichtet und sagte träumerisch:

„Dieses Bild ruft mir das Dorf meiner Geburt in den Geist zurück; ich sehe meinen Vater selig, meine Mutter, meine Jugend, meine Freunde, ich sehe mich selbst, ehe der Leichtsinn mich auf den Pfad des Lasters und der Sünde geführt hat. Mein Großvater brachte das Zeichen mit von Jerusalem;

es hat meinen Vater in vielen Gefahren beschirmt; es hat meine Mutter von einem gewaltsamen Tod gerettet. Und Ihr, Signore? Das Amulet war es, welches den Dolch meines Herrn hinderte, Euch die Brust zu durchbohren! Wunderbare, geheimnißvolle Macht, die drohend sich zwischen das Schlachtopfer und seinen Mörder stellt!"

Unter diesen Worten hatte er sich dem Edelmann genähert, um ihm das Amulet zurückzugeben. Dieser umfaßte seine Kniee und rief flehend aus:

„Julio, ach, laß' mich nicht in dem schrecklichen Zweifel! Sage mir, daß Du mich nicht tödten willst. Laß ihn Gnade finden vor Deinen Füßen, den Menschen, dessen Namen Deine blinde Mutter gesegnet hat!"

„Beruhigt Euch, Signore," antwortete Julio. „Seid ohne Furcht für Euer Leben. Ehe ich einen einzigen Tropfen Eures Blutes vergöße, brächte ich lieber mein Haupt dem Landvogt, zur Buße für mein schuldvolles Leben.... Meine Sinne sind verwirrt; es ist dunkel in meinem Gehirn. Laßt mich ein wenig überlegen; ich werde vielleicht klar sehen in dem Räthsel unseres Zustandes. Aber stört mich nicht, ich bitte Euch!"

Er wich einige Schritte zurück und ließ sich, mit dem Kopf in den Händen, auf den Holzklotz nieder, der ihm bereits zum Sitzen gedient hatte. So verharrte er lange im Nachdenken, ohne daß eine einzige Geberde, oder der geringste Laut seine Gemüthsbewegung verrieth.

Geronimo hielt einige Zeit schweigend und mit einem Lächeln glücklicher Erwartung das Auge auf

ihn gerichtet; endlich aber nahm sein Gesicht den Ausdruck unruhiger Besorgniß an; ihm dünkte, Julio habe die Augen geschlossen und sei eingeschlafen. Darin irrte er sich jedoch, denn Julio öffnete endlich die Augen, stand auf und sagte:

„Jetzt sehe ich doch ein Bischen Licht. Ich will Euch retten, Signore; aber es scheint mir unnöthig, daß ich darum an den Galgen gehängt werde. Ihr werdet Euch noch bis zur Morgenstunde gedulden müssen. Es wird jetzt neun Uhr Abends sein. Es ist noch lang, ich weiß es. Wie dem sei, Ihr müßt Euch diesem Verzug unterwerfen. Es ist zur Erhaltung meines Lebens nothwendig. Morgen, mit Anbruch des Tages, will ich aus der Stadt und dem Lande entfliehen. Im Augenblick meiner Abreise werde ich Euch aus dem Keller bringen und in Freiheit setzen.... Nein, nein, bittet nicht; versucht nicht, meinen Entschluß umzustoßen; der Zweifel möchte mir wieder das Messer in die Hand geben! Laßt mich nun gehen, Signore, und wartet ruhig die Stunde Eurer Erlösung ab."

Geronimo faltete die Hände und murmelte zitternd:

„O, Dank, Dank! Ich werde mein Leben lang zu Gott für Dich beten, auf daß er Dir gnädig sei, gleichwie Du Barmherzigkeit gegen mich geübt hast .... Eine Gunst, eine Wohlthat möchte ich noch von Deiner Gutherzigkeit erflehen, aber ich wage es nicht."

„Nun, sprecht, Signore, was begehrt Ihr?"

„Es ist schon lang her, daß ich in diesem dunkeln Grabe vom Tode erwachte: Tage, Wochen, ich weiß es nicht. Durst und Hunger verzehrten meine

Eingeweide. Du hast mir Leben in die Brust durch den labenden Trank gegossen; aber nun schreit mein Körper nach Nahrung.... Ach, einen einzigen Bissen Brodes!"

„Brod?" wiederholte Julio überrascht. „Es gibt nichts Genießbares im Garten."

Der Junker schaute bittend Julio in's Angesicht.

„Wohlan," sprach dieser; „es ist noch nicht so spät. Ich will ausgehen, um zu sehen, ob ich irgendwo noch einen Laden offen finde. Also bald. Haltet Euch still und bleibt ruhig, Signore...."

Er hob die Lampe vom Boden auf, verließ den Keller, verschloß sorgfältig die Thüre oben und schritt langsam durch den unterirdischen Gang.

Oben angekommen, stellte er das Licht auf den Tisch, schlug die Arme über einander und murmelte in Gedanken:

„Stupendò! *) Wie wunderbar! Der junge Kaufmann, der meine Mutter mit Gefahr seines eigenen Lebens gegen die Grausamkeit der Mahomedaner vertheidigte, der ihr die Freiheit erkaufte und sie aus der Sclaverei erlöste .... der junge Kaufmann war Signor Geronimo! das Amulet stellte sich durch eine geheime Kraft zwischen seine Brust und den Dolch seines rachsüchtigen Feindes .... und im Augenblick, da ich sein Blut zu vergießen im Begriff war, ist das Amulet wieder da, um meinen Arm zu lähmen! Unbegreiflich!"

Nachdem er eine Weile stillschweigend den Kopf

---

*) „Erstaunlich!" A. d. U.

geschüttelt hatte, nahmen seine Gedanken eine andere Richtung an. Er ergriff die halbleere Flasche und trank sie aus.

„Es ist recht sonderbar," fuhr er fort, „wie die Aufregung den Eindruck des Weines dämpft. Ich habe genug davon getrunken, um ganz von Sinnen zu sein; und doch ist es mir klar und hell im Geist, als stände ich eben vom Bette auf.... Nun fühle ich doch, daß dieser neue Zug mir das Gehirn ein wenig erwärmt.... Also ist es beschlossen, daß mein Herr, Signor Turchi, auf dem Schaffot sterben soll? Es ist schlimm genug für ihn und für mich, aber ich kann es nicht ändern. — Wenn die zweihundert Kronen zu Ende sind, werde ich Nichts mehr anzufangen wissen; die Noth wird mich zwingen, um selbst unter dem Galgen mich nach andern Mitteln umzuschauen; und wahrscheinlich wird mein Hals doch einmal in den verhängnißvollen Strick gerathen! Bah, wenn es da oben geschrieben steht, wer will es hindern, daß es geschieht? Meinem Herrn und mir, uns Beiden wird dann nach unserem Verdienste widerfahren.... Aber ich vergesse, daß den unglücklichen Edelmann da unten nach einem Bissen Brod verlangt! Ich muß ausgehen und Etwas zu essen holen, um ihn zu laben. Es ist eine gute Gelegenheit, um unterwegs noch in aller Eile eine Pinte Wein in dem Gekrönten Schwan zu trinken. Man wird wohl noch öffnen: Spieler gehen nicht so früh schlafen. Nur eine einzige Pinte im Vorbeigehen!... denn wenn ich mich durch den Trunk verleiten ließe, wer weiß, was daraus entstände? Ha, ha, deßhalb ist Nichts zu fürchten: mein Leben

steht auf dem Spiel. . . . Fort, schnell gemacht, in einer halben Stunde bin ich zurück. . . ."

Er blies die Lampe aus, schritt in der Finsterniß durch den Garten und entfernte sich von da.

## X.

Simon Turchi war einige Zeit, nachdem die Börse zu Ende war, in seine Wohnung zurückgekehrt und machte sich fertig, wahrscheinlich um wieder auszugehen, denn er hatte sein Wamms abgelegt und ein anderes von minder heller Farbe angezogen. Auch sein Nachtmantel hing neben ihm auf einer Stuhllehne.

Der Signor sah sehr munter aus: er hielt den Kopf trotzig in die Höhe; ein helleres Lächeln erleuchtete sein Gesicht, und wenn ein neuer Gedanke ihn zuweilen in seinen Vorbereitungen unterbrach, rieb er sich mit triumphirender Selbstzufriedenheit die Hände. . . . Julio war nach Deutschland abgegangen! Nichts hatte seine Reise verhindert! Denn es war jetzt beinahe Abend, und noch hatte man ihn nirgends in der Stadt gesehen. Simon Turchi hatte somit Nichts mehr zu fürchten; denn wenn man wider alles Erwarten seinen Garten durchsuchte und Geronimo's Leiche entdeckte, so würde er nicht die geringste Mühe haben, Jedermann zu überzeugen, daß Julio die Missethat begangen hatte.

Bereits hatte Turchi durch einige unbestimmte Worte gegen seine Dienstboten und Bekannten den Grund dazu gelegt, um die Beschuldigung, wenn

dieselbe nöthig würde, als sehr natürlich erscheinen zu lassen. Er hatte sich nämlich sehr unruhig über Julio's nächtliches Ausbleiben und über seine Abwesenheit während des abgelaufenen Tags gestellt. Seinen Aeußerungen zufolge hatte er den Abend zuvor seinen Diener streng getadelt und ihm seine Zügellosigkeit und Pflichtvergessenheit verwiesen. Julio war darüber in Verzweiflung gerathen und hatte das Haus verlassen, indem er Etwas von einem drohenden Ereigniß fallen ließ. Vielleicht hatte Julio im Trunk Vergessenheit der strengen Ermahnungen seines Herrn gesucht und saß in dieser oder jener Schenke, um den Abend abzuwarten und nach Hause zurückzukehren. Dieß war die Meinung der Diener, welche die Bekümmerniß ihres Gebieters nicht begreifen konnten; aber jetzt erklärte Turchi, schon seit einiger Zeit habe er etwas Geheimnißvolles an Julio bemerkt, indem er den gleichgültigen Burschen zuweilen mit dem Kopf in den Händen überraschte, während derselbe träumerisch mit starren Augen in's Weite schaute; — habe er gehört, wie Julio in der Einsamkeit murmelte und bange Seufzer ausstieß: mit einem Wort, es sei ihm vorgekommen, als trüge Julio eine schwere Last auf dem Herzen und würde von Gewissensbissen oder Angst gequält.

Am frühen Morgen sandte der Signor seinen Diener Bernardo in den Garten, scheinbar um zu erfahren, ob Julio sich zufällig dort befände. Bei seiner Rückkehr hatte Bernardo gemeldet, er habe Julio nicht gesehen, auch daselbst keine Spur von dessen Anwesenheit entdeckt, außer etwa zwei leeren Flaschen auf einem Tisch in der Küche. Der Signor hatte

sich gestellt, es wären die Flaschen von ihm selbst, oder doch auf seinen Befehl dahin gestellt worden; und Bernardo hatte keine weitere Acht darauf gegeben.

Simon Turchi wäre gern selbst während des Tages in den Garten gegangen, um sich zu überzeugen, daß Julio wirklich abgereist war und seine Arbeit sorgfältig vollbracht hatte; aber er fürchtete, durch seine Gegenwart in diesem Viertel die Aufmerksamkeit der Diener des Landvogts zu erregen, oder vielleicht den Nachforschungen beiwohnen zu müssen, wenn man Willens war, dieselben von Seiten des Gerichts auch über den Garten auszudehnen. Bei Einfall der Dunkelheit, wenn natürlicher Weise die Nachforschungen unterbrochen werden mußten, wollte er nach dem Garten gehen und in den Keller hinabsteigen, um zu sehen, ob daselbst Alles sorgfältig und genau ausgerichtet worden war.

Die Stunde war jetzt gekommen. Da das Tageslicht allmälig der Abenddämmerung zu weichen begann, mußten die Gerichtsdiener bereits ihre Nachforschungen eingestellt haben, und der Signor brauchte deßhalb nicht zu fürchten, einem derselben auf den Spitalwiesen zu begegnen.

Nachdem er den Mantel über die Schulter geworfen hatte, verließ Simon Turchi seine Wohnung, wandte sich mit leichtem Schritt und aufgeräumtem Gemüth um die Ecke der Straße und schlug längs des Kathelynewalls die Richtung nach der Meire ein.

Kaum war er zur Hälfte auf der Straße, als er in der Ferne den Landvogt, Herrn Jan Van Schoonhoven, auf sich zukommen sah.

Ein Lächeln trat auf Turchi's Angesicht; es freute ihn, daß der Zufall ihm den Landvogt auf den Weg geführt hatte, da er dadurch Gelegenheit bekam, um von dem Erfolg der Nachsuchungen Kunde zu erhalten.

Nachdem beide einen höflichen Gruß gewechselt hatten, sagte Herr Van Schoonhoven:

„Che felice evento! *) Was für eine glückliche Begegnung! Ich war auf dem Wege nach Eurem Hause."

„Nach meinem Hause?" wiederholte Turchi mit unterdrückter Ueberraschung. „Habt Ihr einige Kunde von meinem armen Freunde?"

„Nein, Signore; ich wollte mit Euch über Etwas reden, das zwar nicht von ernstlicher Bedeutung ist, aber doch eine Besprechung zwischen uns nöthig macht. Ich könnte vielleicht auch diesen Abend im Hause von Herrn Van de Werve Euch Etwas darüber sagen; aber dort ist der Ort nicht, um solche Dinge zu verhandeln."

„Wohlan, Herr Landvogt, kehren wir in meine Wohnung zurück," stammelte Turchi mit schlecht verborgener Unruhe.

„Wohin wolltet Ihr gehen, Signore?" fragte der Landvogt.

„Ich wollte ein wenig spazieren gehen . . . . an der Schelde hin, um einige Zerstreuung für den Kummer zu suchen, welchen ich über das Verschwinden des unglücklichen Geronimo empfinde."

„Was ich Euch zu sagen habe, Signore, wird

*) Welches glückliche Ereigniß! A. d. U.

Euren Spaziergang nicht stören. Ich will eine Strecke weit Euch begleiten und so die milde Abendluft genießen."

Der Landvogt wandte um und schritt zur Seite von Simon Turchi weiter. Dieser schaute, von banger Neugierde getrieben, seinen Begleiter fragend an.

Als Beide einige Schritte weiter waren und kein Vorübergehender sich in ihrer Nähe befand, sagte Herr Van Schoonhoven:

„Die Sache, worüber ich mit Euch sprechen will, würde solcher Vorsicht nicht bedürfen, wäre ich nicht der Landvogt, oder Euch nicht befreundet. Nun aber wird mein Auftrag durch diesen doppelten Umstand sehr peinlich, und ich halte mich verpflichtet, mir zum Voraus Eure Vergebung zu erbitten. Ihr wißt, daß meine Diener alle Häuser, Gebäude und Gärten durchsuchen, vornehmlich auf den Spitalwiesen, wohin man Signor Geronimo zuletzt seinen Weg einschlagen sah. Der größte Theil dieses Viertels ist heute bis in die verborgensten Schlupfwinkel durchwühlt worden, ohne daß man die mindeste Spur der Missethat entdeckt hätte . . . ."

Simon Turchi begriff die Absicht und das Ziel von des Landvogts Worten. Obwohl ihm das Herz ängstlich im Busen klopfte, that er sich Gewalt an, um ungezwungen zu scheinen, und sagte in offenem Ton:

„Und Ihr meint, Herr Van Schoonhoven, daß man meinen Lustgarten gleichfalls durchsuchen muß, nicht wahr? Das ist natürlich; Niemand steht über dem Gericht: ein Edelmann so wenig, als ein Bürger."

„Glaubt mir, Signore, daß ich niemals auf den Gedanken einer solchen respektswidrigen Nachforschung im Hause eines achtbaren Edelmannes gekommen sein würde, zumal dieser Edelmann seit Jahren mein guter Freund ist; aber seht, wie die Nothwendigkeit dieser Haussuchung ohne mein Zuthun sich ergeben hat. Die Erscheinung der Stadtdiener, mehr als zwanzig an der Zahl, auf den Spitalwiesen hat die Bewohner dieses Viertels aufgeregt und auf die Straße gebracht. Die Nachforschungen waren immer von einer großen Schaar Neugieriger begleitet; und als das Volk bemerkte, daß man Euren Lustgarten allein aussonderte, hat man zu schreien angefangen und das Gericht der Parteilichkeit beschuldigt. Meine Diener haben, um sich vor der Menge zu entschuldigen, ohne Zweifel gesagt, es sei mein Befehl, daß man Euren Garten von der Durchsuchung ausnehme. Wie dem nun sei, bereits diesen Nachmittag gelangte durch das laute Gerücht der Vorfall zur Kenntniß des Bürgermeisters und der Schöppen, und die Herren stellten das Ansuchen an mich, auch Euren Garten durchforschen zu lassen, um dem Volk keinen Grund zu seinen Beschuldigungen zu lassen ....“

„Alle diese Erklärungen sind überflüssig, Herr Landvogt, wenigstens so weit es mich betrifft,“ fiel ihm Simon Turchi in's Wort. „Man durchsuche meinen Lustgarten so gut, wie die anderen Wohnungen auf den Hospitalwiesen.“

Sie waren in der Nähe der Meire-Brücke angelangt und schwiegen eine Weile, als sie viele Vorübergehende rings um sich herum sahen. An dem

Kirchhof von Unserer Lieben Frau weiter hin schreitend, sprach Turchi:

„Was mich an dieser Sache ärgert und vor Verdruß beinahe zittern macht, ist die Unehrerbietigkeit, die Vermessenheit des Volks. Wie lächerlich und wie dumm! Sollte man nicht sagen, daß man mich für fähig hält, meinen besten Freund .... zu mißhandeln, zu ermorden? O, ich fühle, wie mein Blut bei diesem sinnlosen Argwohn sich entzündet!"

Der Zorn von Simon Turchi war nur erheuchelt; aber er hatte mit Freude diese aufsteigende Leidenschaft zu Hülfe genommen, um die Angst, die ihn erfüllte, zu verbergen. Er war wohl gefaßt auf die Anzeige einer Durchsuchung in seinem Garten; denn er hatte die Möglichkeit davon vorausgesetzt und seine Maßregeln waren getroffen; aber nun regte sich in ihm ein furchtbarer Zweifel über den Ausgang, den diese Haussuchung haben könnte, und über die Art und Weise, wie man seine Erklärungen aufnehmen möchte. Der geringste unvorhergesehene Zufall, der geringste unerwartete Umstand konnte ihn verrathen.

„Es ist schändlich!" rief er, die Faust ballend. „Offenbar die Meinung ausdrücken, ein Edelmann wie ich könne sich zu der Erbärmlichkeit eines Meuchelmörders erniedrigen! O, ich will mit einigen dieser unverschämten Leute Bekanntschaft zu machen suchen, und dann wollen wir sehen, Herr Landvogt, ob das Gericht von Antwerpen einen unschuldigen Fremdling gegen das ehrenräuberische Geschrei des Volkes zu schützen weiß."

„Beruhigt Euch doch, Signore," sagte Herr Van

Schoonhoven. „Ich begreife Eure Entrüstung, und sie scheint mir sehr gegründet; aber Ihr würdet Euch sehr täuschen, wenn Ihr glaubtet, die Haussuchung in Eurem Lustgarten sei für Bürgermeister und Schöppen etwas Anderes, als eine bloße Pflichterfüllung, um das Volk zufrieden zu stellen. Was mich betrifft, ich bitte Euch als Freund, legt mir die Sache nicht übel aus."

„Aber Ihr bedürft nicht der mindesten Entschuldigung, Herr Landvogt," antwortete Turchi, scheinbar ruhiger. „Was ist natürlicher, als daß man meinen Garten durchsucht! Nur über die Unverschämtheit des Volkes ärgere ich mich. Thut Eure Pflicht und erhaltet mir Eure bisherige Freundschaft, worauf ich stolz bin und die ich immer zu verdienen suchen werde."

„Sagt mir, Signore Turchi, wann es Euch beliebt, mit mir in Euren Garten zu gehen, um durch die Gerichtsdiener die Haussuchung vornehmen zu lassen?" fragte der Landvogt.

„Wann? Es ist mir ganz gleich."

„Nein, wählt selbst die Stunde; ich will Euch nicht die geringste Mühe oder Störung verursachen."

Simon Turchi bedachte sich eine Weile und sagte dann:

„Morgen früh habe ich unaufschiebliche Handelsgeschäfte abzumachen; die bequemste Zeit wäre für mich um Mittag."

„Wohlan, es sei so. Also zwei Uhr?"

„Ja, zwischen zwei und drei Uhr."

„Ich werde in Euer Haus kommen und mit Euch nach dem Garten gehen, Signore. Laßt diese Haus-

suchung Euch nicht weiter kümmern; sie hat nichts zu bedeuten, es geschieht blos, daß man dem Volk scheinbar seinen Willen thut. Ich werde diesen Abend die Ehre und das Vergnügen haben, Euch im Hause von Van de Werve zu sehen, Signore?"

„Ich weiß es nicht, Herr Landvogt," antwortete Turchi. „Die übermäßige Trauer von Fräulein Maria greift mir in's Herz und erregt mir die Sinne so heftig, daß ich ganze Nächte keinen Augenblick Ruhe habe. O, könnte ich dem unglücklichen Mädchen nur den mindesten Trost bieten; aber was hilft es, daß ich meine Thränen mit den ihrigen mische, wenn kein einziger Strahl die Nacht unserer Betrübniß erhellen kann?"

Herr Van Schoonhoven blieb stehen und drückte Simon die Hand.

„Die innige Freundschaft für Geronimo ehrt Euch, Signore. Wäre er Euer eigener Bruder, Ihr könntet ihn nicht tiefer betrauern. Wie edelmüthig muß Euer Charakter sein! Geronimo war Euer Freund, allerdings; aber er war zugleich ein Hinderniß für die Erfüllung des feurigsten Wunsches Eures Herzens. Aus Neigung zu ihm habt Ihr Eurem schönsten Traum entsagt. Aber Alles wird mit dem unbegreiflichen Ereigniß von Geronimo's Verschwinden nicht unglücklich sein. Mit der Zeit wird sich Maria's Trauer vermindern; und wer könnte ihr endlich diesen Schlag des Schicksals in Vergessenheit bringen, wer anders als Ihr, Signore, der nicht allein ihre Freundschaft, sondern auch die Achtung ihres Vaters in so hohem Grade besitzt?"

„Ach, sprechen wir nicht von solchen Dingen!"

seufzte Simon. „Ich gäbe all mein zukünftiges Glück hin, um meinen armen Freund wohlbehalten wieder zu sehen .... aber wehe, wehe!“

„Dieß hindert mich nicht, Signore, die Hoffnung zu hegen, daß Ihr, wenn Geronimo wirklich von Gott abgerufen worden ist, einst den Lohn Eurer treuen Freundschaft und Eures hohen Edelmuths finden werdet ..... Also bis morgen um zwei Uhr. Gott befohlen Signore!“

„Gleichfalls, Herr Landvogt!“

Ritter Jan Van Schoonhoven wandte um und schritt der Meire zu.

Simon Turchi schaute ihm sinnend nach, bis er ihm ganz aus dem Gesicht verschwunden war.

Dann blickte der Signor um sich, als wollte er sich überzeugen, wie weit der Abend schon vorgerückt war. Diese Prüfung schien ihm die Gewißheit zu verschaffen, daß er keine Zeit mehr zu verlieren hatte. Er hüllte sich tiefer in seinen Mantel und bog in eine Straße linker Hand, welche ihn bald auf die einsame Spitalwiese und vor das Pförtchen seines Lustgartens brachte.

Er steckte den Schlüssel in das Schloß, öffnete die Thüre und schritt durch den Garten, dessen Pfade in der Dunkelheit beinahe nicht mehr sichtbar waren.

Im Hause angekommen, schlug er Feuer, zündete eine Lampe an und stieg hinauf in das Zimmer, zu welchem er allein den Schlüssel besaß, und das ihm zum Schlafgemach gedient hatte, da er in besseren Zeiten die Gewohnheit hatte, dann und wann in dem Lustgarten zu übernachten.

Er warf seinen Mantel ab und setzte sich auf einen Stuhl neben dem Tisch.

Es mußten Anfangs wohl angstvolle und peinliche Gedanken sein, welche ihn befielen, denn sein Gesicht zuckte krampfhaft unter dem Eindruck wechselnder Gemüthsbewegungen.

Er hatte ein kleines Fläschchen aus seinem Wammse genommen und wandte und drehte es, wie unbewußt, unter seinen Augen.

Allmälig jedoch schien sich die Finsterniß seines Geistes etwas aufzuklären. Er steckte das Fläschchen wieder in die Tasche seines Wammses und murmelte nach einigen Augenblicken ruhiger Ueberlegung:

„Aber warum doch so viel Furcht und Zittern? Habe ich mich nicht auf die Haussuchung gefaßt gemacht? Sind meine Maßregeln nicht sorgfältig getroffen? Was habe ich zu besorgen? Julio ist bereits so weit, daß Niemand ihn einholen kann. Findet man den Leichnam in dem Keller, wohlan, so werde ich Julio die Missethat zur Last legen. Meine Erklärung ist so sehr vorbereitet, daß kein Mensch einen Verdacht auf mich werfen wird . . . . Wer kann es jedoch wissen? O, der folternde Zweifel! welch schreckliches Würfelspiel! Reichthum, Ansehen, Macht mit der Hand des Fräuleins Van de Werve, gegen mein Leben, gegen die Ehre meines ganzen Geschlechts! Triumphiren und glücklich sein, oder unterliegen und sterben auf dem Schaffot! . . . Wenn ich stehenden Fußes zu dem Landvogt ginge und Julio des Mordes anklagte? Man könnte so weniger mich in Verdacht ziehen. — Nein, nein, die Haussuchung wird hier nur flüchtig geschehen,

um das Volk zu befriedigen. Hat Julio da unten Alles gehörig abgemacht, so wird man sich mit einem Blick in den Keller begnügen. Meine Gegenwart wird den Gerichtsdienern Respect einflößen und sie werden nicht wagen, die Untersuchung so weit zu treiben, daß es mir als ein Zeichen des Argwohns zum Schimpf gereichen könnte. Findet man die Leiche nicht, wie es wahrscheinlich ist, dann bleibt die Sache auf ewig verborgen und ich bin fortan von aller Furcht und Bekümmerniß frei .... Also, Muth gefaßt! Steigen wir in den Keller hinab, um zu sehen, ob Julio vor dem Abgang seinen Auftrag sorgfältig vollbracht hat."

Er trat zu einem hohen Schranke, nahm eine Flasche Wein heraus, schenkte sich ein großes Glas ein und leerte es stillschweigend. Dann faßte er die Lampe und verließ das Zimmer.

Unten angekommen, schritt er auf den Keller zu; aber als er den Blick in die dunkle Tiefe fallen ließ, zögerte er und trat ein paar Schritte zurück.

„Wunderbar," murmelte er, „da ergreift mich plötzlich eine unwiderstehliche Furcht! Ich fühle mich aufgeregt und schrecke vor dem finstern Loche zurück, als könnten die Todten aus dem Grabe auferstehen und sich rächen.... Was? Ich habe den Muth gehabt, um ihn lebend zu durchbohren, und soll jetzt beben, da ich mich der Stelle nähere, wo seine leblosen Ueberreste begraben liegen? Fort, fort, weg mit der kindischen Furcht!"

So fest seine Worte auch klangen, der Signor war dennoch nicht ruhig, und das Herz klopfte ihm heftig, während er langsamen Schrittes auf's Neue

sich dem Eingang des Kellers näherte. Er schaute selbst einen Augenblick zweifelnd in die finstere Tiefe, aber setzte endlich seinen Fuß auf die Treppe....

Plötzlich gerieth er in eine gewaltige Bestürzung; er hielt seinen Schritt zurück und lauschte bebend auf ein gewisses Geräusch, das er oben im Hause zu vernehmen glaubte.

„Was ist das?“ rief er. „Täusche ich mich nicht? Man öffnet das Pförtchen in der Mauer! Mit einem Schlüssel? Will man mich hier überraschen? Sollte ich verrathen sein?“

Nachdem er einen Augenblick bewegungslos geblieben war, sprang er vom Keller hinweg, setzte das Licht auf einen Tisch und murmelte, während ihm die Haare vor Schrecken zu Berge standen:

„Da öffnet man die Hausthüre! Man ist im Hause. Man kommt! Himmel, was mag es sein?“

Eine Person erschien auf der Schwelle des Zimmers, wo Simon Turchi sich befand.

„Oh, Julio, servo maledetto mio!*) Julio, es ist Julio!“ rief der Signor im Tone der heftigsten Verzweiflung, während er wie erschöpft auf einen Sessel niedersank.

Der Diener wankte ein wenig auf seinen Beinen und schien betrunken. Seine Wangen waren roth; die Augen standen ihm verwildert im Kopf und auf seinen Lippen spielte ein Lächeln, welches erkennen ließ, daß seines Herrn Gegenwart ihn unangenehm überraschte, jedoch zu gleicher Zeit die Vermuthung erregte, daß er dessen Zorn mit völliger Ruhe ent-

---

*) O, Julio, mein verfluchter Diener. A. d. U.

gegensah. Er hatte bei seinem Erscheinen ein kleines Waizenbrod in der Hand, steckte es aber eilig in seine Brusttasche, als wollte er es vor dem Signor verbergen.

Nachdem er eine kleine Weile seinen Diener mit einem vernichtenden Blick betrachtet hatte, sprang Simon Turchi auf und fuhr ihn mit geballten Fäusten an:

„O, es ist zu viel! Schnöder Verräther, niederträchtiger Schelm, woher kommst Du? Ist es die Hölle selbst, die Dich hieher zurückführt zu unserem beiderseitigen Unglück? Sprich, vermaledeiter Trunkenbold, sprich und suche mir einen Grund dafür, daß Du noch auf diesem Platze bist, anzugeben! Schnell, oder ich strecke Dich leblos zu meinen Füßen nieder!"

Julio zog sein Messer aus der Scheide und stammelte mit schwerer Zunge:

„Wartet ein wenig, Signore. Der Wein, der süße Wein hat mir die Sinne verwirrt. Ihr wollt mich tödten? In der That, das wäre nicht übel, daß einer von uns hier seinen letzten Seufzer aushauchte; der Henker würde dann um so weniger zu thun haben .... aber wer zuerst dort oben Rechenschaft ablegen soll, dieß wird mein Messer oder Euer Dolch entscheiden. Ich bin bereit ...."

„Unverschämter!" heulte Turchi zähneknirschend; „meine eigene Rettung und die Deinige, dummer Tropf, zwingen mich zu einer peinlichen Vorsicht; aber reize mich nicht! .... Nun, laß hören, warum bist Du nicht unterwegs nach Deutschland?"

„Ha, Ihr fragt mich Etwas, das ich selbst nicht

recht weiß, Signore. Laßt sehen; als ich im Begriff war, abzureisen, ging ich noch in den Gekrönten Schwanen und habe dort einige Pinten Wein getrunken.... Diesen Morgen erwachte ich vor einem Tisch in dem Silbernen Würfel. Wie ich dahin gerathen bin, ist mir unbekannt. Es war bereits zu spät, um zum Thor hinauszukommen. Ich beschloß also, bis morgen zu warten; und jetzt will ich hier übernachten, um vor der Reise noch etwas auszuruhen."

„Und Du hast gespielt, gewürfelt?" fragte der Signor mit heiserer Stimme.

„Ich glaube, ja; denn das Klirren der Würfel tönt noch unaufhörlich in meinen Ohren."

„Und das Geld? Die zweihundert Kronen?"

„Seid deßhalb ruhig, Signore. Ich begehre gewiß Nichts von Euch. Habe ich einige Goldstücke verzehrt oder verspielt, was macht das Euch, wenn ich nur morgen mit Tagesanbruch nach Deutschland gehe?"

„Maledizione! Verdammt!" brummte Simon Turchi verzweifelt. „Und in der ersten Schenke, die Du unterwegs antriffst, vertrinkst Du Deinen Verstand und mein Geld, nicht wahr?"

„Nein, nein; seid versichert, Signore, morgen früh reise ich mit Tagesanbruch ab; und trinke ich unterwegs, so soll es nur geschehen, um den heißen Durst zu kühlen, der mich gleich einer Krankheit verfolgt...."

Die Augen von Simon Turchi entzündeten sich in geheimnißvoller Gluth und funkelten unter dem Eindruck eines plötzlichen Gedankens. Unmittelbar darauf schien er sich zu beruhigen. Achselzuckend

sagte er mit gefaßter Stimme, gleich Jemand, der den Widerwärtigkeiten seines Geschicks sich mit Ergebenheit unterwirft:

„Ich sollte wegen Deiner Treulosigkeit eigentlich Rache nehmen. Wäre der Landvogt diesen Morgen mit seinen Dienern gekommen, wie ich mit Grund erwartete, dann hätte Deine strafbare Pflichtvergessenheit uns Beide in die Hände des Gerichts geliefert. Zum Glück hat man die Durchsuchung meines Gartens bis morgen Nachmittag ausgesetzt. Es ist also noch kein Unheil aus Deiner Versäumniß entsprungen; ich will Dir also ehrlich meine volle Verzeihung angedeihen lassen, unter der Bedingung, daß Du vor Sonnenaufgang die Stadt verlässest und ohne zu rasten bis über den Rhein hinüber reisest."

„Seid dießmal ohne Furcht, Signore," antwortete Julio. „Ich werde die ganze Nacht hier zubringen und mit dem ersten Morgenschimmer zum Thore hinausgehen. In der nächsten besten Stadt kaufe ich ein Pferd und lasse es so schnell traben, daß derjenige Flügel haben müßte, welcher mich einholen wollte. . . ."

Er streckte die Arme über den Kopf aus und sagte:

„O, wie bin ich so schläfrig! Ich unterliege fast vor Müdigkeit. Wenn Ihr mir anders Nichts anzubefehlen habt, so laßt mich schlafen gehen, Signore: um so eher werde ich zu rechter Zeit erwachen."

„Also, Julio, ich darf mich auf Dich verlassen?"

„Bekümmert Euch nicht mehr um meine Abreise, Signore; das ist meine Sache. Die Sonne soll mich morgen nicht mehr in Antwerpen finden."

„Ganz gewiß?“

„So gewiß, als ein Strick mir über dem Kopf schwebt und über Euch, Signore, etwas Anderes, ebenso drohend und unangenehm.“

Bei diesem Spott seines Dieners verzogen sich Turchi's Lippen zu einem bittern Grinsen; doch bezwang er sich selbst und stand von seinem Sessel auf.

„Julio,“ fragte er, „wird Dir ein gutes Glas Malvasier noch schmecken?“

„Wen fragt Ihr so Etwas, Signore?“ lachte der Diener. „Ich träumte eben, ein Schluck Malvasier würde der Trockenheit meiner Kehle abhelfen, als mein Wunsch in Eurem Geiste ein Echo fand.“

„Ein einziges Glas: ein Abschiedstrunk.“

„Nach Eurem Belieben, Signore; ein einziges Glas oder mehre, mir ist Alles willkommen; aber vornehmlich der herrliche Wein, wovon Ihr oben in Eurem Gemach einige Flaschen in dem großen Schranke eingeschlossen habt.“

„Wohlan, folge mir, Julio; ich will Dir einen Schluck davon einschenken, — zum Lebewohl und einem guten Ausgang Deiner Reise.“

Er nahm die Lampe, schritt durch einen Gang und stieg die Treppe hinauf; der Diener folgte ihm wankend und mit den Händen sich an der Mauer haltend.

Oben in seinem Schlafgemach angekommen, sagte Turchi, während er einen zweiten Stuhl an den Tisch schob:

„Setze Dich, Julio; hier ist eine Flasche; hier ist eine bereits angebrochene Flasche. Fürchtete ich nicht,

Du würdest zu fest schlafen, könnten wir sie zum Abschied leeren."

Julio setzte sich nieder, griff nach der Flasche und hielt sie zwischen sein Auge und die Lampe.

„Bah!" rief er. „Es sind vielleicht noch vier Gläser darinnen. Es ist der Mühe werth, deßhalb in Sorgen zu sein."

Der Signor hatte zwei große Römer aus dem Schranke genommen und auf den Tisch gestellt. Er schenkte sie bis zum Rande voll und sprach:

„Nun, Julio, auf Deine glückliche Reise; wohl bekomm's Dir!"

Beide leerten ihre Römer auf einmal; aber während der Diener vor Wohlbehagen mit den Lippen schnalzte, streckte er sein Glas aus und murmelte:

„O, der göttliche Trank! Es ist Balsam, der mir durch die verbrannte Kehle fließt. Noch eins, Signore, ich bitte Euch!"

Simon schenkte die beiden Römer voll und sprach:

„Nun, unter der Bedingung, daß Du ein wenig wartest, ehe Du einen neuen Zug thust."

Julio hielt mit Verlangen den Blick auf den Wein gerichtet, der ihm lockend aus dem Glase zulächelte; aber die Hoffnung, durch seinen Gehorsam könnte er vielleicht noch einen dritten Römer erlangen, gab ihm Kraft, seine Begierde zu unterdrücken.

Inzwischen betrachtete der Signor seinen Diener mit einem seltsamen Ausdruck. In seinen Augen glühte ein düsteres Feuer, und seine Lippen ließen, wiewohl zitternd, ein bitteres Lachen triumphirender Bosheit erkennen. Auffallend war es, daß er seinen

Diener so absichtlich bespähte; aber was mochte sein geheimes Vorhaben sein?

Plötzlich stellte er sich, als wollte er nach seinem Glase greifen und warf es auf dem Tische um.

Er stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, stellte sein Glas wieder aufrecht und sprach:

„Wie schade, daß ein solcher Wein nutzlos auf den Boden fließt! Jetzt habe ich keinen Schluck mehr, um Dir Bescheid zu thun. Steh' auf, Julio, geh' nach dem Schranke und hole eine andere Flasche: es ist vielleicht doch zum letzten Mal, daß wir so mit einander trinken. Oben, auf dem dritten Brett; die Flasche mit dem langen Halse! ....“

Julio erhob sich mit Mühe von seinem Stuhle und tappte, so gut er konnte, nach dem Schranke hin, der in einer Ecke des Gemachs stand.

Die Hand in seine Brusttasche steckend, holte Simon Turchi ein kleines Fläschchen hervor. Er goß hastig den Inhalt davon beinahe ganz in Julio's vollen Römer, verbarg das Fläschchen wieder, und sagte, während er am ganzen Körper zitterte, in einem Ton, der nicht die geringste Aufregung verrieth:

„Ein wenig höher, Julio; dort, ja, linker Hand. Das ist sie; bring' die Flasche her.“

Der Diener brachte seinem Herrn die Flasche und entpfropfte dieselbe; aber im Augenblick, da er einzuschenken im Begriff war, sprach er:

„Nun, Julio, leere Dein Glas. Es ist nicht derselbe Wein; die Mischung würde beider Geschmack verderben.“

Julio goß den Inhalt seines Römers hinunter;

doch er hatte kaum ausgetrunken, so schaute er seinen Herrn mit Bestürzung an und murmelte:

„Was ist da in meinem Glase? Es schmeckt so bitter und so fremd! Wenn Ihr mir Gift eingeschenkt hättet!“

„O, che pazzia, welche Dummheit!“ lachte Simon erbleichend.

„Ihr seid wohl im Stande dazu, Signore....“

„Der Bodensatz der Flasche ist es, der bitter schmeckt, Julio. Komm, trink' ein anderes Glas: der schlechte Geschmack wird vergehen.“

Nachdem er auf's Neue seinen Römer geleert hatte, murmelte Julio:

„In der That, es ist vorbei. In meinem ganzen Leben habe ich so Etwas noch nie geschmeckt. Aber nun ist es hinabgespült und verschwunden.“

Den Blick bewegungslos auf seinen Diener gerichtet, schien der Signor erspähen zu wollen, was in seinem Gemüthe, oder in seinem Körper vorging. Inzwischen sagte er mit erheuchelter Gleichgültigkeit:

„Sorge nur, Julio, daß Du vor Tage aufwachst. Gehe zu Fuß bis in die Stadt Lier, kaufe dort ein gutes Pferd und reise in aller Eile über Aerschot und Diest; es ist der kürzeste Weg, und Du wirst daselbst sicherer sein, als auf der großen Heerstraße. Hast Du einmal Cöln erreicht, so bist Du außer Gefahr; hüte Dich aber wohl, in Cöln zu bleiben. Es kommen viele Kaufleute von Antwerpen dahin; man würde Dich erkennen, und wer weiß, ob man Dich nicht ergreifen und nach den Niederlanden schleppen würde? Du mußt weiter gehen, viel weiter, über die Grenzen von des Kaisers Grund und

Boden hinaus. Ist der Vorfall einmal vergessen und bin ich durch meine Heirath mit Maria Van de Werve in den Besitz eines ansehnlichen Reichthums gelangt, so werde ich Dich zurückrufen und eher als Freund, denn als Diener bei mir wohnen lassen. Du wirst ein gutes Leben führen und Dich nicht darüber zu beklagen haben, daß Du mir einen Dienst geleistet hast. Du sagst Nichts, Julio? Lächelt Dir ein so beneidenswerthes Loos nicht zu?"

„Ich unterliege, ich falle um vor Schläfrigkeit," stammelte Julio beinahe unverständlich und mit dem Kopf nickend, wie Jemand, der gegen überwältigenden Schlaf ankämpft.

Ein triumphirendes Lächeln erhellte Turchi's Angesicht.

„Morgen, um zwei Uhr Nachmittag," fuhr er fort, „werden die Gerichtsdiener in den Lustgarten kommen, um Haussuchung vorzunehmen; aber der Landvogt wird nicht gestatten, daß man hier grabe oder etwas Anderes vornehme, was einem Verdacht gleich sähe. Da Du den Keller mit Brennholz und leeren Fässern ausgefüllt hast, wird man Nichts entdecken, und der Landvogt und seine Diener werden abgehen, mit der Ueberzeugung, daß hier nicht zu finden ist, was sie suchen. Vielleicht kann ich bereits binnen zwei oder drei Monaten Dich zurückrufen, Julio."

Der Diener war mit dem Kopf auf den Tisch gesunken: doch machte er von Zeit zu Zeit eine Bewegung und murmelte einige undeutliche Worte, welche bezeugten, daß er noch nicht eingeschlafen war.

Ohne seine forschenden Augen von ihm abzu-

wenden, fuhr Simon Turchi immer mit Sprechen fort, obgleich er wohl vermuthen konnte, daß Julio seine Worte nicht mehr hörte.

Plötzlich stieß Julio einen hohlen Seufzer aus. Sein Kopf und seine Glieder wurden schlaff, als hätte ein plötzlicher Tod sie befallen; aber das Keuchen seiner Brust und die lebhafte Farbe seiner Wangen zeigten an, daß er nur von einem schweren Schlafe überwältigt worden war.

Simon Turchi betrachtete ihn noch eine Weile im Stillen und mit einem frohen Lächeln auf den Lippen. Dann sprang er auf, trat auf seinen Diener zu, schüttelte ihn heftig und schrie ihm in's Ohr:

„Julio, Julio, erwache, Julio!

„Geglückt! Geglückt nach Wunsch!" murmelte er frohlockend. „Das Gift thut seine Wirkung. Er ist taub und gefühllos: er ruht in dem ewigen Schlummer. . . . . Allmälig wird das Leben in ihm erlöschen und vergehen, bis der Tod den Schlaf umfängt. Jetzt schnell gemacht und Nichts vergessen! Ha, erst das Geld!"

Er öffnete Julio's Tasche und fand darin ungefähr hundert und zwanzig Kronen; nachdem er sie eiligst auf dem Tische gezählt hatte, brummte er:

„Bereits sollen achtzig Kronen verschwendet sein? Unmöglich! . . . Er hat gewürfelt; man stahl sie ihm vielleicht, während er in der Schenke bewußtlos und im Schlafe dalag."

In seinem Zweifel betastete er Julio's Kleider und gelangte endlich zu dem Beutel in Julio's Gürtel, wo dieser die zwanzig Kronen verborgen

hatte, welche von ihm zur Unterstützung seiner Mutter bestimmt worden waren.

„Ha, ha," lachte Simon, „ich habe nicht Alles: da klingt noch Gold."

Er legte die zwanzig Kronen zu dem übrigen Gelde und tastete noch an Julio's Körper herum, bis er sich überzeugt hatte, daß in seinen Kleidern keine andere Münze mehr verborgen war. Dann steckte er den Schatz in seine eigene Tasche. Aber während er damit beschäftigt war, schoß ihm ein plötzlicher Gedanke durch den Kopf.

„Wenn ich ihm dieß Geld ließe, möchte man denken, er sei für Vollziehung des Mordes bezahlt worden; nähme ich ihm aber Alles, wie könnte man unterstellen, er habe Signor Geronimo erstochen, um ihn zu bestehlen? Wie viel Geld trug wohl Geronimo in der Tasche bei sich? Fünf oder sechs Kronen; zehn Kronen vielleicht. Ich will sechs Kronen und alle die kleine Silbermünze in Julio's Tasche lassen .... Und die Schlüssel? Er muß sie behalten; wie sollte er sonst ohne mich hieher gekommen sein? Aber wenn er im Todeskampf erwachte und noch die Kraft hätte, hinauszugehen? Ich werde ihm alle Schlüssel lassen, außer dem von der Hausthüre. Hier ist Alles mit eisernen Stangen verschlossen, er kann nicht einmal in den Garten gelangen .... Nun das Giftfläschchen in sein Wamms; nein, in das Beutelchen an seinem Gürtel; man wird es dort ebenso gut entdecken .... Nur die Weinflaschen müssen verschwinden und Alles wird hier so gerichtet, daß man die Anwesenheit von zwei Personen nicht vermuthen kann ...."

Mit hastiger Bewegung schloß er die Flaschen und Römer in den Schrank, stellte die Sessel im Gemach zurecht und reinigte Tisch und Fußboden von dem umgestürzten Wein.

Inzwischen sprach er bei sich selbst:

„Nun ist nicht mehr zu zögern; ich muß selbst zu dem Landvogt gehen und Julio des Mordes bezüchtigen. Diesen Abend noch? Nein, man könnte in den Garten kommen und ihn noch am Leben finden. Wer weiß, ob ein starkes Arzneimittel ihn nicht aus dem Schlaf erwecken könnte? Morgen, morgen früh .... Aber wie die Sache erklären? Wann und wie hat Julio mir die Missethat offenbart? ... Die Nacht wird mir Rath schaffen. ... Hier ist Alles vollführt; gehen wir jetzt nach Hause, und stellen wir uns vor Jedermann gelassen im Geiste und unbefangen im Gemüthe."

Er warf den Mantel über seine Schultern, nahm die Lampe vom Tisch und schritt nach der Thüre; hier blieb er noch einen Augenblick stehen, schaute mit frohlockendem Lächeln sein Schlachtopfer an und stieg hastig die Treppe hinunter.

Unten blies er das Licht aus, ging durch den Garten, öffnete das Pförtchen und verschwand in der Finsterniß.

## XI.

Als Julio mit dem Versprechen, Brod zu holen, aus dem Keller gegangen war, hatte Geronimo sich

auf die Kniee geworfen, und lag in ein inniges Dankgebet versenkt.

Voll Dankgefühls gegen Gott und fast der Freude über seine unverhoffte Rettung erliegend, fand der Junker vorerst Geistesstärke genug, um die Forderung seines Körpers zu unterdrücken und den Hunger zu bezwingen, der an seinen Eingeweiden nagte.

Julio hatte gesagt „in Bälde ....“ Aber es verfloß eine Stunde und noch eine, ohne daß die Thüre des Kellers sich öffnete.

Dann drang allmälig ein schrecklicher Zweifel in Geronimo's Brust ein. War Julio ein Unglück begegnet? Hatte er mit unerhörter Grausamkeit sein Schlachtopfer verlassen? War er nach Deutschland abgegangen, mit der Gewißheit, der Hunger werde demjenigen den Garaus machen, welchen sein Messer verschont hatte?

Aber der unglückliche Edelmann hatte kein Mittel, um den Gang der Stunden zu messen. Was ihm in der unveränderlichen Finsterniß seines Kellers eine Ewigkeit schien, mochte wohl ein kurzer Zeitabschnitt sein, und das verheißene Brod ihm vielleicht als Stern der Rettung vor seinen Augen erscheinen .... binnen einer Viertelstunde, binnen einer Minute, sogleich!

Mit solchen Ueberlegungen beantwortete Geronimo das Mahnen seines Körpers, bis ihn allmälig immer heftiger nach Nahrung verlangte. ... Er lag mit dem Ohr am Schlüsselloch, hielt seinen Athem zurück und lauschte zitternd, ob kein Geräusch seine Erlösung ankündigen möchte. — Wehe, Nichts! Es verliefen wieder Stunden um Stunden. ...

Besaß Geronimo auch kein Mittel, um zu erfahren, ob es Tag oder Nacht unter dem Himmel war, die immer heftiger werdende Anspannung in seinen Eingeweiden gab ihm eine Art Maaßstab für den Gang der Zeit.

Er hatte sehr lange Trost und Stärke aus dem Gedanken geschöpft, Julio werde das ihm verheißene Brod erst mit dem Anbruch des Morgens bringen und ihm so zu gleicher Zeit Nahrung und Freiheit schenken.

Diese Hoffnung schwand allmälig und verging zuletzt gänzlich. Nicht länger konnte der leidende Junker seinen Geist und seinen Körper täuschen: es wurde ihm klar und deutlich, daß die Stunde seiner Erlösung schon lange Zeit abgelaufen sein mußte.

Man hatte ihn demzufolge verlassen! ihn der peinlichsten Marter, dem schrecklichsten Tode geweiht! Er sollte sterben in den Zuckungen des Hungers, langsam sterben und unsägliche Qual ausstehen, bis er leblos am Rande seines gähnenden Grabes umsinken würde.

Unter der Last dieser schreckbaren Ueberzeugung sprang der Unglückliche in Verzweiflung auf und lief keuchend und heulend im Keller herum, als wollte er dadurch dem drohenden Hungertod, welcher ihn verfolgte, entfliehen.

Seine leicht geschlossenen Wunden konnten sich öffnen, sein durchstochener Hals, mit wahnsinniger Gewalt hin und her gereckt, verursachte ihm heftigen Schmerz, seine gedrückte Brust entzündete sich und glühte unter den schweren Athemzügen; aber lauter als die Qualen sprach die Stimme in seinen Ein-

geweiden und er hörte nichts mehr als ihren Ruf nach Speise, und er fühlte nichts mehr, als die brennende Geißel des Hungers.

Mit zuckendem Munde, die Haare zu Berge stehend und heulend wie ein wüthendes Thier, stürmte er von einer Ecke des Kellers in die andere, bis er endlich erschöpft und halb ohnmächtig zu Boden sank und keuchend neue Kräfte sammelte, um kurz darauf mit noch heftigerer Raserei seinen hoffnungslosen Kampf gegen den Hungertod von Neuem zu beginnen.

Bald hielt er plötzlich still, mitten unter dem brennenden Fieber, das ihn vorwärts trieb. Dann strich ein Lächeln über sein krampfhaft verzerrtes Antlitz.

„Julio kann noch kommen!" war der Gedanke, der wie ein leuchtender Blitz durch seine finstere Verzweiflung hinschoß.... Aber Julio, von Gift überwältigt, lag oben in einem tödtlichen Schlaf und sollte vielleicht noch früher als Geronimo vor Gottes Richterstuhl erscheinen.

Unter dem Eindruck einer letzten Hoffnung hatte der Junker sich wieder an dem Rande seines Grabes niedergesetzt. Der Schmerz in seinen Eingeweiden schien erschöpft und ließ ihm einige Ruhe; seine Gedanken flogen weit weg aus dem Gefängniß, dahin, wo Alles war, was er auf Erden liebte ... doch einen Augenblick darnach stieß er einen furchtbaren Schrei aus, als hätte ein geheimer Stoß ihm das Herz durchbohrt.

Die Krämpfe in seinem Innern erneuerten sich mit so intensiver Stärke, wie sie während seiner langen Marterstunden sich noch nie geregt hatten.

Es brannte ihm in dem Körper, als wären seine Eingeweide selbst in Flammen ausgebrochen, als würde ihm plötzlich glühendes Metall in Brust und Adern gegossen.

Während sich alle seine Glieder convulsivisch krümmten, riß er sich die Brust auf, um das verzehrende Feuer darinnen zu ersticken, rief mit herzzerreißender Stimme Gott um Hülfe an, aber Nichts, Nichts änderte sein schreckliches Leiden.

Er erfüllte seinen finstern Keller mit Seufzern, mit Gewimmer, mit Geheul; er sprang empor, rüttelte in blinder Raserei an der unbeweglichen Thüre, kratzte sich das Fleisch von den Fingern an dem salzig angelaufenen Gewölbe, zeichnete die Spuren seiner Finger in die rauhen Steine, sprang in die Höhe und suchte gegen die Mauer anzurennen, als hätte der Hunger und die Furcht vor der Annäherung des Todes ihn mit Wahnsinn oder Blindheit geschlagen.

Endlich fiel er zu Boden, während ein herzzerreißender Schrei ihm wieder entfuhr. Kraftlos, entnervt und überzeugt, daß er seinen letzten Kampf ausgekämpft habe, ließ er das Haupt auf die Brust sinken und faltete betend die Hände, um still und mit Ergebung zu warten, bis der Tod seinen bittern Martern ein Ende machen würde.

Dennoch mußte sein Geist noch thätig geblieben sein, denn es liefen einige Schauder über seine Glieder, die von anhaltendem Schrecken und von wiederkehrender Aufregung zeugten. Nach einer Weile brach eine Thränenfluth aus seinen Augen und ein schweres Schluchzen wallte von seiner Brust auf.

Einige Zeit murmelte sein Mund unwillkürliche und ihm selbst vielleicht unverständliche Klagen; aber allmälig wurde seine Stimme klarer, unter der Wirkung tiefaufregender Gedanken. Das Auge in der Finsterniß auf die Stelle geheftet, wo er wußte, daß die Grube aufgeworfen war, sagte er mit äußerster Verzweiflung in der Stimme:

„Keine Hoffnung mehr; es ist gethan: ich muß, ich muß sterben! Das Grab, welches an meiner Seite gähnt und nach meinem Körper hungert, wird mich verschlingen! Wehe, welcher Ruheplatz für meine Gebeine! Vergessen, unbekannt, verborgen in der Nacht einer greulichen Missethat! Keine Thräne auf das Grab des armen Schlachtopfers; kein Kreuz über seinem Körper, kein Gebet über seinen Gebeinen!.... Der Tod naht. . . . Ach, verjagen wir die Trauer über das Leben! Beten, beten und sterben, das Auge zu Gott erhoben: er allein. . . .“

Eine plötzliche Bewegung erhellte seine Augen mit dem neuen Glanz der Hoffnung.

„Himmel! höre ich Nichts? Ein Geräusch!“

Er lauschte lange Zeit zitternd auf das undeutliche Geräusch, welches er gehört zu haben glaubte; aber er begriff endlich, daß er sich getäuscht hatte, und murmelte mit einem stillen Hohnlächeln auf den Lippen:

„Warum doch so hartnäckig hoffen, wo keine Hoffnung mehr möglich ist? Suchen wir lieber Stärke in dem Gedanken, daß ein besseres Leben uns erwartet! Der Martertod wird mich reinigen von allen Sünden. Hat Gott in seinem unergründlichen Rathschluß über meine Tage auf Erden bestimmt, so wird

er mir dort oben barmherzig anrechnen, was ich so unschuldig gelitten habe! Tröstende Hoffnung, die mir gestattet, ohne Beben den Blick in die Ewigkeit aufzuschlagen! .... Da sind die grausamen Krämpfe wieder da. Ach, käme der Tod, nur um das Feuer zu ersticken, das meine Eingeweide verzehrt!"

Er rang eine Weile gegen die Zuckungen des Hungers, aber der Sturm beruhigte sich wieder in seinem Innern. Seine Gedanken hatten ohne Zweifel eine andere Richtung angenommen; denn nach einer Pause flüsterte er in traurigem Ton:

„Wie schön war doch das Leben, welches mir so grausam geraubt wurde! Alles lachte mir auf der Welt entgegen; mein Pfad war mit den Rosen des Glücks bestreut; die Zukunft glänzte vor meinem Auge wie ein Himmel voll leuchtender Sterne. . . . Und nicht genug, daß der gute Gott mir Gesundheit, Wohlfahrt und Frieden des Herzens geschenkt hatte, er ließ mich noch hoffen, daß eine auserlesene Jungfrau mein Loos auf Erden theilen würde. . . . Maria Van de Werve! Das reine Abbild von Allem, was der Herr dort oben und der Mensch hienieden schätzt und liebt: Tugend, Gottesfurcht, Keuschheit, Gefühl, Liebe, Schönheit! . . . . Wehe, wehe, dieß Alles verlassen! Auf ewig ihr ein Lebewohl sagen! Entsagen der seligen Hoffnung, die mir vergönnt war. Sie nie mehr sehen! Sterben .... und auf ewig vergessen, schlafen in einem unbekannten Grabe, während sie lebt!"

Ein Angstruf entschlüpfte ihm. Es war jedoch eher die Natur seiner Gedanken, als das ausge-

sprochene Lebewohl, das ihn erschreckte; denn er hob die Arme empor und sagte in flehendem Ton:

„Vergebung, Vergebung, o Herr! Dein Geschöpf hängt so unauflöslich an dem Leben; aber zürne nicht über die Schwachheit seiner Natur! Breche die letzte convulsivische Zuckung mein Leben! Er komme, der gefürchtete Hungertod; ich werde mich demüthig beugen unter Deinen Willen und sterbend den Spruch segnen, der mich schlägt! Ach, barmherziger Gott, laß mich doch Gnade finden vor Deinem Auge!"

Wie beruhigt durch diesen kurzen Anruf, fuhr er mit minderer Bewegung und in einem Tone fort, welcher bezeugte, daß ein Gefühl von Trost sein Gemüth erhellt hatte.

„Und darf ich in diesem letzten Augenblick noch eine Bitte an Dich richten, in Deiner Barmherzigkeit, erhalte meinen armen Oheim, o Herr! Laß seine Tage nicht durch mein Unglück verkürzt werden; er war mir ein Vater, ein Wohlthäter; er lehrte mich, in Deiner Furcht zu leben. Ach, bei meinem bittern Leiden, bei meinem schrecklichen Tod, sei ihm gnädig! .... Laß Deine Engel sie bewachen, die Gute, die Gottesfürchtige, die Reine, die lebt wie eine weiße Taube vor Deinem Angesicht! .... Jesus, mein Heiland, an dem Kreuze hast Du zu Deinem himmlischen Vater für Deine Mörder gebetet. Fordere von meinem Feinde keine Rechenschaft über mein Blut. Schenke ihm Vergebung; laß ihn zurückkehren zu dem Guten und gönne seiner armen Seele hernach die ewige Ruhe! .... Ich fühle meine Kräfte vergehen, der kalte Todesschweiß benetzt meine Stirne .... O Gott, in diesem entscheidenden Augenblick

gib mir Stärke, um zu sterben mit Deiner Liebe allein im Herzen, mit Deinem heiligen Namen allein in meinem Munde! ...."

Aber kaum waren die letzten Worte dieses Gebets von seinen Lippen gefallen, als ein seltsamer Schrei ihm entschlüpfte und er zitternd sich erhob, das Auge nach der fernsten Mauer seines Kerkers gerichtet, wo ein schwacher Lichtschimmer zu tanzen schien.

„O, mein Gott, was ist das?" rief er. „Licht, Licht? Eine Stimme? Man kommt? Es sollte noch Hoffnung sein? Ich sollte nicht sterben! .... Welcher grausame Traum! Welches schreckliche Gaukelbild! .... Aber nein, nein, es ist wirklich Licht; es wächst, es vergrößert sich! .... und es ist wohl eine Menschenstimme, die ich höre.... Wehe, wehe, die Hoffnung ist schmerzlicher noch, als der Tod."

Auf seinen Beinen wankend, ging er nach der Mauer und suchte dort eine Stütze, um nicht zu fallen. Seine Absicht war, die Thüre zu erreichen; aber er befand sich in einer solchen Aufregung, daß er sich nicht mehr im Stande fühlte, nur einen Schritt zu thun. Doch dauerte diese Lähmung nicht lange: er gelangte bald bis an die Thüre und hielt, zitternd vor ängstlicher Erwartung, sein Auge an das Schlüsselloch, um in den unterirdischen Gang zu sehen, wer es war, der in seinen Kerker kam.

Er bemerkte in der Ferne einen Mann mit einer Lampe in der Hand; aber seine Haltung und seine Geberden waren so überraschend, und seine Gesichtszüge so unnatürlich, daß Geronimo zweifelte, ob es ein menschliches Wesen oder eine Spuckgestalt seiner

erregten Sinne war, was sich in der Ferne vor seinem Blick bewegte.

Dennoch hörte er verwirrte Laute durch den Gang ertönen; es kam ihm jetzt vor, als ob die undeutliche Stimme klage, dann, daß sie in Verwünschungen ausbreche, dann wieder um Hülfe rufe.

Allmälig näherte sich die geheimnißvolle Erscheinung. Dann erkannte er plötzlich den Diener von Simon Turchi; — aber warum krümmten sich seine Glieder in so wüsten Zuckungen? Warum war sein Gesicht so fürchterlich verzerrt? Warum strömten Drohungen und Ausbrüche der Raserei mit heiserem Geheul aus seinem Munde?

Eine schreckliche Ueberzeugung drängte sich Geronimo auf. Julio hatte in dem Wein den nöthigen Muth gesucht, um das Werk zu vollbringen, welches das Schicksal von ihm heischte. Nun war er blind durch den Trunk, und drohend kam er in den Keller, um sein Schlachtopfer ohne Mitleid zu erwürgen.

Dieser Gedanke schlug Geronimo einen Augenblick mit Furcht und Angst; doch eben so schnell erinnerte er sich, daß er Gott bereits seinen bittern Tod zur Sühne angeboten hatte. Er ging zurück in den Keller, kniete nieder am Rande seines Grabes und blieb so mit einem Lächeln auf den Lippen und das Auge zum Himmel erhoben, den entscheidenden Stoß erwartend.

Er hörte, wie Julio mit dem Schlüssel an der Thüre herumfuhr, gleich Jemand, der mit unsteter Hand nach dem Schlüsselloch sucht; er glaubte zugleich zu erkennen, daß weder Wuth noch Zorn sich in Julio's Stimme mischte, vielmehr nichts Anderes,

als Hülferuf und klägliches Gewimmer aus seiner Brust sich emporrang; aber ehe er noch Zeit zu weiterer Ueberlegung hatte, öffnete sich die Thüre und im Keller wurde es hell.

Julio setzte die Lampe zu Boden und fiel, als wäre alle seine Kraft zu Ende, zur Seite nieder, während er in flehendem Ton ausrief:

„O, Signore, Hülfe, Hülfe! Man hat mir vergeben! Ein verzehrendes Feuer brennt in meinem Innern. ... Ach, habt Mitleid mit mir! Um Gottes willen, erlöst mich von der Folter!"

„Himmel! Vergeben!" jammerte Geronimo, auf Julio zulaufend. „Unglücklicher, was ist Dir geschehen? O, der Tod steht auf Deinem Angesicht!"

„Simon Turchi hat mir diese Nacht Wein zu trinken gegeben, der vergiftet war," seufzte Julio, „hier im Garten, um das Geheimniß Eures Todes mit mir sterben zu lassen. Er war es, der mich Brufferio zu Eurem Morde dingen hieß.... Er will Maria Van de Werve heirathen .... den Zeugen vernichten, der sein Glück stören könnte. — Ach, das Gift zerreißt mir die Eingeweide!"

„Sprich, Julio, was kann ich thun, um Dir zu helfen? Armer Märtyrer, wie krampfhaft Dein fürchterlicher Schmerz!"

Mit diesen Worten kniete er neben Julio nieder, riß ihm das Wamms auf, um ihm die Brust frei zu machen und Luft zu schaffen, wornach er keuchend zu schnappen schien.

„Dank, o Gott! Brod, meine Augen sehen Brod!" jubelte Geronimo, fast wahnsinnig vor

Freude und die Hand mit fieberischer Hast nach dem weißen Brödchen ausstreckend, das Julio in seinem Wamms verborgen und seit seinem verhängnißvollen Einschlafen gänzlich vergessen hatte.

Der Junker hörte, nur mit der Befriedigung seines blinden Hungers beschäftigt, die erneuerten Klagen Julio's nicht. Er hatte jedoch nur einige Bissen von dem Brod verschluckt, als er es bereits auf die Erde fallen ließ und Julio's beide Hände fassend, ausrief:

„Gesegnet, gesegnet seist Du! Der allmächtige Gott vergelte Dir diese Wohlthat in seinem schönen Himmel! Ich will Dich retten! Was muß ich thun? Gib mir die Freiheit; ich will hinausgehen, laufen, fliegen, nach einem Arzte, nach einem Priester. . . . Die Schlüssel, die Schlüssel!“

„Wehe,“ sagte Julio mit schwacher, muthloser Stimme, „mein grausamer Mörder hat mir den Schlüssel zur Hausthüre genommen. Wir sind in dem Gebäude eingeschlossen . . . . aber ich kann so nicht sterben, mit diesem höllischen Feuer in meinem Eingeweide, ohne Beichte, ohne Hoffnung auf Gnade für meine Seele! Geht hinauf, Signore, ruft, schreit, erbrecht die Thüre, zertrümmert das eiserne Fenstergitter. O, wendet alle Eure Kraft, all' Euren Verstand an; habt Mitleid mit mir, helft mir, helft mir!“

Geronimo ergriff die Schlüssel, nahm die Lampe vom Boden, lief eilig durch den unterirdischen Gang und stieg die Treppe hinauf.

Ein leichter Schimmer erhellte den Osten und in das Gebäude drang ein zweifelhafter Schein, welcher

für die Augen des Junkers, gewohnt wie sie an die Finsterniß waren, beinahe die Klarheit des Tageslichts hatte.

Ueberzeugt, daß Julio's Zustand eine unmittelbare Hülfe erforderte, und von Hast getrieben, probirte Geronimo alle Schlüssel an der Ausgangsthüre des Gebäudes, zerrte mit fieberischer Bewegung an den Riegeln, suchte die Thüre aus ihren Angeln zu heben und arbeitete sich keuchend so sehr ab, daß er endlich erschöpft, mit einem schmerzlichen Seufzer auf dem Hausflur niederfiel und wieder zu Athem zu kommen suchte.

Er sprang jedoch nach einer Pause wieder auf, riß an allen Fenstern, schüttelte die eisernen Stangen gewaltig, lief hinauf und rief um Beistand . . . . aber Alles, was er versuchte oder that, blieb fruchtlos, und der Garten war zu weit von andern Wohnungen entfernt, als daß er hoffen durfte, der Ton seiner geschwächten Stimme werde bis dahin dringen.

Wie verzweifelnd und irre durch das Gebäude laufend, um einen Ausgang zu suchen, gelangte er in die Küche, wo er einen Kübel mit Wasser gefüllt sah. Der Anblick desselben entriß ihm einen Freudenschrei. Seiner Meinung nach konnte Wasser, in großer Menge getrunken, vielleicht das Gift noch so weit abschwächen, daß Julio am Leben erhalten wurde. Es blieb kein anderes Mittel zu versuchen; und da es der einzige Hoffnungsstrahl war, der hier noch scheinen konnte, begrüßte ihn Geronimo wie eine Eingebung von oben.

Nachdem er einen steinernen Krug gefüllt hatte, lief er damit nach dem Keller, hob unterwegs die

Lampe auf, stieg die Treppe hinab und eilte frohlockend auf Julio zu, der beinahe nicht mehr die Kraft hatte, sich auf dem Ellenbogen aufzurichten und mit schwacher Stimme fragte:

„Kommt der Priester, kommt der Arzt? Ach, es ist zu spät. Das Herz bricht mir im Busen.“

„Trinke, trinke viel,“ sagte der Junker, ihm den Krug an den Mund haltend, „das kühle Wasser wird das Feuer in Deinen Eingeweiden löschen.“

Julio nahm einen langen Zug; dann schob er den Krug mit der Hand zurück und sagte:

„Dank, Signore, für Euer Mitleid; aber es ist nutzlos: ich habe bereits zu viel Wasser getrunken!“

„Trink' noch, ich bitte Dich, thue es mir zu lieb, Julio .... Noch, noch mehr, immerfort, so viel als Dein Körper fassen kann.“

Julio gehorchte mechanisch und trank aus dem Kruge so lang, bis ihm der Athem ausging. Dann keuchte er leise auf und rieb sich mit der Hand den kalten Schweiß ab, der auf seiner Stirne perlte.

„Nun, Julio, welche Wirkung hat das Wasser?“ fragte der Junker, seine Hand fassend. „Nicht wahr, Du befindest Dich besser?“

„Allerdings,“ murmelte Julio, „das Feuer in meinem Innern ist gelöscht ....“

„Ha, es ist noch Hoffnung!“ rief Geronimo mit freudigem Ton. „Halte Dich stark, Julio; fasse Vertrauen zu Gottes Barmherzigkeit. Wenn alle menschliche Hülfe uns versagt ist, dann offenbart er seinen allmächtigen Beistand.“

„Aber das Herz klopft mir so schwach,“ seufzte Julio; „es laufen mir solche sonderbare Schauder

durch die Glieder .... Ich sterbe, Signore, das Gift ist unerbittlich!"

„Sterben? Du solltest sterben, Julio? Und ich, den Du von dem schrecklichsten Hungertod erlöst hast, ich sollte unvermögend sein, Dir zu helfen? Was thun? O Himmel, was versuchen?"

„Laßt ab, Signore," murmelte der Sterbende, „es ist keine Hoffnung mehr, ich fühle es wohl. Wehe, ich habe auch Theil an Eurem Unglück, an Eurem bittern Leiden; ich habe Euch in den mörderischen Zwangsstuhl gestoßen, ich habe Euch ermorden wollen, Euch, den Erretter meiner armen blinden Mutter! Seid doch barmherzig gegen mich! Ich küsse flehend Eure Hände; laßt Euren gerechten Fluch nicht meiner armen Seele folgen nach diesem Leben! Verzeihung! Verzeihung!"

„Ach, sprich nicht so," bat der Junker, mit thränendem Auge Julio in's Gesicht schauend und dem Verlauf des Todeskampfes folgend. „Ohne Dich wäre das gähnende Loch mein Grab geworden. Wie? Du gabst mir das Leben, und ich sollte Dir meine Verzeihung weigern? Nein, nein, beten werde ich für Dich, eine Wallfahrt für Dich unternehmen und Werke der Wohlthätigkeit zur Erlösung Deiner Seele vollbringen lassen! Vertraue, vertraue auf Gottes Güte ...."

„Vertrauen?" wiederholte Julio mit sterbender Stimme. „Ich erschrecke vor dem Urtheil, das meiner wartet. Nun, in dem letzten Ringen mit dem Tode trifft eine schreckliche Klarheit mein Auge .... Auf des Herrn Gnade darf ich nicht hoffen: ich habe Nichts, Nichts gethan .... um sie zu verdienen

.... Da, da schwebt ein dunkler Flor über mein Gesicht ...."

Julio sank zur Seite auf den Boden; ein heiserer Gurgellaut ertönte aus seiner Brust, als wäre das Leben damit aus dem Körper entschwunden.

Indem er ihm seinen Arm unter den Hals legte, hob Geronimo ihm den Kopf von der Erde empor; und als er sah, daß Julio's Augen, wie wohl nur irre, auf ihn gerichtet waren, sprach er im Ton des innigsten Mitleids:

„Julio, höre mich! Du darfst auf Gottes Gnade nicht mehr hoffen, sagst Du? Hast Du denn vergessen, daß Jesus Christus sein Blut vergossen hat zur Erlösung für den schwachen Menschen? Weißt Du nicht, daß die Engel dort oben jedesmal jauchzen, wenn ein großer Sünder durch wahre Reue dem ewigen Feinde entgeht und triumphirend in den Himmel eintritt? .... Du fühlst Reue, eine tiefe Reue, nicht wahr?"

Julio machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopf.

„Ah!" rief der Junker, „kann ich Deinen Körper nicht vom Tode erretten, so laß' mich doch Deine arme Seele bewahren vor ewiger Verdammniß .... Könnte ich so die Wohlthat bezahlen, welche Du mir erwiesen hast! Julio, wenn es Gott noch gefiele, Dein Leben zu verlängern, würdest Du dem Bösen absagen und den Pfad der Pflicht und Tugend wandeln mit Muth und festem Willen? .... Du sagst Ja? Du flehst des Herrn Erbarmen an, nicht wahr? Du hast Vertrauen auf den unendlichen Schatz seiner Gnade? Wohlan, wohlan, Julio, erhebe Dein brechendes Auge zum Himmel, richte den letzten Ge-

danken Deines Geistes auf den Quell aller Barmherzigkeit .... und laß dann mit Vertrauen Deine Seele auffahren vor den höchsten Richterstuhl. Bereits lächelt von oben der höchste Gott dem reuigen Sünder entgegen!"

Ein stiller, doch wunderbar heller Ausdruck von Hoffnung erhellte jetzt Julio's Angesicht, während er seine verglasten Augen zum Himmel zu erheben suchte.

„Bereit, bereit, seine Seele ist bereit!" frohlockte Geronimo mit triumphirender Freude.

Ein kurzes Zucken fuhr über Julio's Glieder, alle seine Muskeln erschlafften plötzlich, sein Haupt fiel kraftlos auf Geronimo's Arm und er murmelte beinahe unhörbar, den letzten Seufzer aushauchend:

„Gnade, o mein Gott!"

„Todt! Er ist todt!" jammerte Geronimo. „Ach, Deine Seele empfange meinen Bruderkuß zum Trost auf die ewige Reise! Möge dieses Zeichen der Versöhnung etwas gelten in der Waagschale der ewigen Gerechtigkeit!"

Er beugte sich über den Todten hin; — aber als hätte die Berührung des kalten Leichnams seine letzten Kräfte erschöpft, hielt er ihn einen kurzen Augenblick umarmt und sank dann ganz auf ihn nieder. Kein Glied verrührte sich an seinem Körper; die Arme hingen ihm schlaff an der Seite herunter, und seine Augen hatten sich geschlossen, als wäre seine Seele gleichfalls himmelwärts geflogen, um Julio's Seele vor Gottes Richterstuhl sich beizugesellen.

## XII.

Es konnte noch nicht acht Uhr Morgens sein, als Signor Deodati bereits durch den Kipdorp schritt, um sich nach der Wohnung von Van de Werve zu begeben.

Der greise Kaufmann ging sehr langsam, die Augen meist zu Boden geschlagen und von Zeit zu Zeit den Kopf in tiefem Nachdenken schüttelnd. Der Schmerz auf seinem Angesicht hatte jetzt Verdruß und Unzufriedenheit Platz gemacht; und zeigte sich auch eine Art Lächeln auf seinem Angesicht, so war es nur ein bitterer Ausdruck von getäuschter Erwartung und Zorn.

Der Diener, welcher die Thüre vor ihm öffnete, brachte ihm einen Sessel und versprach, seinen Herrn zu rufen.

Sprachlos setzte sich Deodati nieder, legte den Kopf in die Hände und beharrte so tief in kummervolle Gedanken versunken, daß Herr Van de Werve vor ihm stand, ohne bei seiner Ankunft nur von ihm bemerkt worden zu sein.

„Gott gebe Euch einen guten Tag, Signore!" sprach der flämische Edelmann grüßend. „Was verschafft mir die Ehre eines so frühen Besuches? Habt Ihr einige Kunde über unsern armen Geronimo?"

„Schlechte Kunde, schlechte Kunde, Herr Van de Werve," seufzte der Greis, beinahe mit Thränen in den Augen. „Setzt Euch zu mir, ich bitte Euch, denn ich bin äußerst ermüdet, und der Athem fehlt mir, um laut genug zu sprechen."

In der That, Signore, mich dünkt, Ihr seid bleich. Fühlt Ihr Euch unwohl?"

„Meine Bewegung hat einen andern, aber nicht minder schlimmen Grund," sagte Deodati in traurigem Ton. „Vorgestern erklärte Signor Turchi in Eurer Gegenwart, Geronimo habe eine ansehnliche Summe Geldes verspielt und vielleicht die Flucht aus diesem Lande ergriffen, aus Furcht vor meinem gerechten Zorn. Wie grenzenlos mein Vertrauen auf Turchi's Rechtschaffenheit auch sei, ich konnte an die Wahrheit seiner Enthüllung nicht glauben. In den Handelsbüchern meines Neffen wollte ich die Spuren seiner Undankbarkeit, oder lieber die Beweise seiner Unschuld aufsuchen. Ich habe einen Theil der Nacht aufgeopfert, um zu zählen und zehnmal wieder zu zählen; — denn das unerbittliche Resultat meiner qualvollen Berechnung war so schrecklich, daß mein Verstand und mein Herz lange Zeit die Ueberzeugung von der traurigen Wahrheit hartnäckig verwarfen. Es blieb kein Zweifel mehr möglich, Herr Van de Werve, Signor Turchi hat aus Freundschaft für Geronimo einen Theil der Wahrheit uns verschwiegen: die von meinem Neffen verspielte Summe ist ein ungeheurer Schatz!"

„Was sagt Ihr?" rief Van de Werve. „Signor Turchi hat sich also in seiner Vermuthung nicht betrogen?"

„Zehn tausend Kronen!" fuhr Signor Deodati mit einem tiefen Seufzer fort.

„Zehn tausend Kronen! Zehn tausend Kronen!" wiederholte der flämische Edelmann, die Hände em-

vorhebend; „aber das kann nicht sein; es ist ein ganzes Vermögen!“

„Und doch ist es so! Es fehlt in der Kasse meines Handelshauses gerade eine Summe von zehntausend Kronen, und in den Rechnungsbüchern mangelt es an derselben Summe, gerade so, ohne einen einzigen Pfennig Unterschied. Keine Schrift, nicht die mindeste Notiz über den Gebrauch oder die Bestimmung dieser Gelder. Sie sind also in Dingen, die mit dem Handel nichts zu thun haben, der Kasse entzogen; und da Geronimo selbst Signor Turchi gesagt hat, er habe eine ansehnliche Summe im Spiel verloren, so können wir nichts Anderes thun, als uns demüthig der traurigen, doch klaren Wahrheit unterwerfen .... Zehntausend Kronen! Es ist also keine Tugend, keine Treue mehr auf der Welt? Ein Kind, das ich als meinen eigenen Sohn auferzogen habe, das ich mit blinder Zärtlichkeit geliebt habe, für dessen späteres Wohlergehen ich bis auf meinem Todtenbett sorgen und arbeiten wollte .... Und also mich für meine Liebe belohnen! Ach, glaubt mir, Herr, die Undankbarkeit ist ein grausames Schwert, das mir durch die Seele geht ....“

Van de Werve schaute vor sich hin und blieb eine Weile in Gedanken versunken. Dann sagte er in strengem Ton:

„Ihr seid recht unglücklich, Signore, und ich begreife völlig Euren Schmerz. Wie ist es doch möglich! Alles ist heutzutage Betrug und Heuchelei. Signor Geronimo schien die Tugend und Rechtschaffenheit selbst; er lebte so sparsam und hielt sich so eingezogen, daß wer ihn nicht besser kannte, un-

vermeidlich ihn für einen armen Junker oder für einen frühzeitigen Geizhals ansehen mußte .... Und der stille, bescheidene und sorgliche Junge geht hin und verspielt zehntausend Kronen, die seinem Wohlthäter gehören. Sein löbliches Betragen war also schnöde Scheinheiligkeit!"

„Und doch war," murmelte der alte Deodati, „das Herz von meinem unglücklichen Neffen rein und liebevoll! Kann nicht ein einziger Augenblick ihn mit Blindheit geschlagen haben? Der Mensch trifft zuweilen auf verhängnißvolle Bezauberungen, die ihn unwiderstehlich beherrschen, aber welchen er nur Einmal in seinem Leben unterliegt."

„Warum dann geflohen und sich selbst für schuldig erklärt? Nein, nein, Signore, für solche Thaten gibt es keine Entschuldigung! Ich fühle, wie ich vor Entrüstung wahrhaft zittere bei dem bloßen Gedanken, daß man so die größten Wohlthaten mit der grausamsten Undankbarkeit vergelten kann. Ich will gegenüber von Eurem Kummer nicht wagen, von dem Schimpf zu sprechen, der mir und meiner Tochter angethan worden ist. Zum Glück ist mein Geschlecht rein und erhaben genug, um gegen solche Mißachtung zu bestehen; aber, Signore, Ihr werdet, hoffe ich, bereitwillig mit mir einstimmen, daß fortan keine Rede mehr von einer Heirath zwischen meiner Tochter und Eurem Neffen sein kann. Er mag zurückkehren und Eure Verzeihung erhalten; das kann aber an meinem Entschlusse Nichts ändern: von heute an wird Signor Geronimo mir und meiner Hausgenossenschaft fremd und unbekannt, als hätten wir ihn niemals gesehen!"

Der greise Deodati schaute den erzürnten Edelmann mit feuchten Augen an und schien den entscheidenden Spruch abwehren zu wollen.

Ihn bei der Hand fassend, fuhr Herr Van de Werve in ruhigerem Tone fort:

„Aber, Signore, seid doch ehrlich und laßt Euch durch einen Ueberrest von Gefühl nicht verblenden. Welche Schmach für meinen Namen, wenn ich in meine Familie Jemand zuließe, der mir einen solchen Flecken angehängt hat! Soll ich das Glück meines guten und edeln Kindes einem Manne anvertrauen, den der Genuß einer lebenslangen Wohlthat von verbrecherischem Spiele nicht zurückhalten konnte? Soll ich den Namen eines Sohnes Jemand geben, den ich nicht schätzen kann, den ich um seiner Undankbarkeit willen verachten muß? Fort, sagt mir, daß Ihr selbst eine solche Verbindung fernerhin für unmöglich erkennt und sprechen wir nicht mehr davon. Wollt mich jedoch nichts desto weniger mit Eurer Freundschaft beehren, so lange Ihr in Antwerpen bleibt."

Der Kaufmann schüttelte stillschweigend den Kopf und antwortete erst nach einer Weile:

„Ach, ich muß erkennen, daß alle Hoffnung auf die ehrenvolle Verbindung zu Nichte geworden ist. Welch glückliches Leben hat der verirrte Geronimo auf einen einzigen Wurf gesetzt! Ach, der Unglückliche hat nicht gewußt, was er that. Ich danke Euch, Herr Van de Werve, für das Anerbieten Eurer aufrichtigen Freundschaft; aber in Antwerpen kann ich nicht lang mehr bleiben. Heute noch will ich Signor Turchi ersuchen, sich mit der Regulirung der laufen-

den Geschäfte meines Handelshauses in dieser Stadt zu beschweren. Nun ich für Niemand auf Erden mehr zu sorgen habe, nun ich nicht weiß, für wen ich spare und arbeite, will ich keinen Handel mehr treiben. Ich habe Befehl gegeben, ohne Zögern meine Galeere Il Salvatore mit den nöthigen Mundvorräthen zu versehen. Ich werde mit dem ersten günstigen Wind abreisen."

„Ihr habt Recht, Signore; die Rückkehr in Euer schönes Vaterland wird Euch dieß Unglück schnell in Vergessenheit bringen."

„Gott weiß, wann ich mein Vaterland wiedersehe!" seufzte der Greis mit einem Blick zum Himmel.

„Segelt Ihr nicht nach Italien?" fragte Van de Werve.

„Nein, Herr, nach England!"

„Um Euren Neffen zu suchen! In der That, Signor Turchi ließ uns glauben, Geronimo werde dieses Eiland sich zu einem Schlupfwinkel ersehen haben. Ich bewundere Eure unendliche Liebe für Jemand, der sie so wenig erkennt; aber Ihr habt Ruhe nöthig, Signore. Folgt meinem Rath, eilt nach Italien und verkürzt Euer Leben nicht durch Aufregungen, welche Eurer vielleicht in England harren."

„Der Rath ist wahrscheinlich gut und gegründet," murmelte der alte Deodati in Gedanken, „aber ich kann ihn nicht befolgen. Welche Schuld auch Geronimo tragen mag, er ist der einzige Sohn meines verstorbenen Bruders; ich habe diesem auf seinem Todtenbett gelobt, als Vater über seinem Kinde zu wachen. Wenn ich Geronimo ganz verließe, würde er nicht, durch Noth und Armuth auf den Weg des

Lasters, vielleicht auf den Weg der Schande verirren? Meine Pflicht will ich vollbringen bis an's Ende. Kann ich ihn nicht mehr wie zuvor lieben, so werde ich zum Mindesten suchen, ihn vor gänzlichem und entschiedenem Verderben zu bewahren."

„Wie edelmüthig seid Ihr doch!" rief Van de Werve mit Verwunderung aus. „Ihr macht Euch auf die Reise, um Euren undankbaren Neffen zu suchen; Ihr setzt Eure Gesundheit in Gefahr . . . . Ah, ich sehe wohl voraus, das erste Wort, das er aus Eurem Munde zu hören bekommt, wird seine Vergebung sein. — Und solche grenzenlose Aufopferung, solche großmüthige Liebe also bezahlt! Es ist abscheulich!"

„Nein, Herr," antwortete Deodati, „meine Verzeihung werde ich ihm nicht schenken. Was Geronimo für mich gewesen, kann er mir nie mehr werden. Finde ich ihn, oder kehrt er selbst zu mir zurück, so werde ich ihm eine jährliche Summe aussetzen, um ihn gegen materielle Noth zu schützen. Ist dieß gethan, so gebe ich alle weltlichen Geschäfte auf und ziehe mich in die Einsamkeit eines Klosters zurück, um dort in Stille und Frieden zu warten, bis es Gott beliebt, mich abzurufen."

Van de Werve glaubte die Hausthüre aufgehen zu hören. Er sagte in aller Eile zu dem alten Kaufmann:

„Signore, meine Tochter ist in der Kirche; sie kann alle Augenblicke heimkehren. Ich ersuche Euch, sprechen wir in deren Gegenwart nicht von diesen Dingen. Seit Geronimo's Verschwinden betet oder weint sie in Einem fort; Alles ist unmächtig gegen

ihren Schmerz, Nichts kann sie trösten. . . . Wollten wir nun ihr damit an's Herz greifen, daß wir sie auf einmal aller Hoffnung beraubten, so wäre es genug, um sie vielleicht tödtlich zu treffen. . . . Himmel! Was ist das? Signor Turchi! Was ist ihm geschehen?"

Er sprang auf und schaute bestürzt nach der Thüre des Saals.

Simon Turchi trat ein und war im Begriff zu sprechen; aber es schien, als ob die Worte ihm nicht aus dem Munde wollten; denn er blieb zitternd mitten im Gemach stehen und murmelte unverständliche Klagen. Er war todesbleich; die Haare standen ihm zu Berge.

Auch der alte Deodati hatte sich erhoben und schaute fragend den erregten Turchi an.

Dieser sagte endlich wie mit wahnsinniger Hast:

„Ich bin im Hause des Landvogts gewesen; er war nicht daheim. Man hat ihn aufgesucht; er wird sogleich mit seinen Dienern hieher kommen. Er muß mir nach dem Lustgarten folgen*). O, ich habe eine schreckliche Botschaft. . . . Aber ich verirre mich, meine Sinne sind verfinstert. Hier will ich Nichts sagen, und besonders Euch nicht, Signor Deodati. . . . Unglücklicher Greis! Mußte Gott für Eure alten Tage Euch eine solche Prüfung aufbewahren!"

„Ein neues Unglück? Sprecht, Simon, sprecht,

---

*) Simon Turck ritt selbst zum Markgrafen (dem Landvogt) ihm anzusagen, daß Julius, sein Diener, Theodati ermordet habe. E. Van Meteren, Geschichten der Niederlande, I. Buch.

ich bitte Euch!" flehte Deodati, vor Angst auf seinen Beinen wankend.

Turchi ließ sich, wie erschöpft an Kraft, auf einen Stuhl fallen und antwortete keuchend:

„Nein, Signore, fragt mich Nichts. Ich will es nicht sein, der Euer Herz unter einem vernichtenden Schlag zermalmt. Wehe, wehe, wie konnte ich ein solches Unheil erwarten! Mein unglücklicher Freund, mein armer Geronimo!"

Eine Thränenfluth stürzte ihm aus den Augen; und während Deodati und Van de Werve flehend in ihn drangen, um zu erfahren, was ihn so unbegreiflich errege, stammelte er ablehnend:

„Laßt mich schweigen. O, die Verzweiflung bricht mir das Herz. Mit dem Landvogt allein muß ich sprechen; er wird hieher kommen.... Könnte ich nur noch zweifeln! aber nein, es ist vollbracht: keine Hoffnung mehr. Möge der barmherzige Gott dessen reine Seele in seinen Schooß aufnehmen."

„Von wem sprecht Ihr auf so schreckliche Weise?" rief der alte Deodati. „Seine Seele? Geronimo's Seele?"

Es kam Jemand auf dem Gang nach dem Saale. Simon Turchi sprang ihm entgegen und rief mit einer Art ängstlicher Freude:

„Da ist er, der Landvogt! Er soll erfahren, welches Geheimniß mein Herz zu zersprengen droht...."

Der Landvogt trat in den Saal, betrachtete Jeden mit Bestürzung und fragte dann Simon Turchi, der wie ein Wahnsinniger jammerte und klagte, ohne daß etwas Bestimmtes aus seinen Worten zu erkennen war:

„Ihr habt mich in aller Eile hieher entboten, um mir eine schreckliche Offenbarung zu machen? Ich eilte hieher. Meine Diener stehen vor der Thüre. Habt Ihr Geronimo's Mörder entdeckt? Nun, sprecht, Simon, was wißt Ihr?"

„Etwas so Schreckliches, Herr Landvogt, daß mein Mund das grausame Geheimniß nicht zu stammeln wagt," seufzte Turchi. „O, könnte ich ewig...."

„Beruhigt Euch, Signore," fiel der Landvogt mit großer Kälte ein. „Sagt mir klar, was habt Ihr vernommen?"

„Aber, aber, ich wollte allein mit Euch sein, Herr Landvogt. Die Zeitung könnte wohl, wenn ich sie vor Signor Deodati enthüllte, ein eben so großes Unglück verursachen."

Der greise Kaufmann war zitternd auf einen Sessel niedergesunken und sprach nun mit Thränen in den Augen und mit einem schmerzlichen Hohnlächeln:

„Wie grausam Ihr seid, Signor Simon! Was könntet Ihr Schrecklicheres mir sagen? Ihr sprecht von Geronimo's Seele; Ihr kündigt mir seinen Tod an und wollt mich dem folternden Zweifel ausgesetzt lassen! Sprecht, ich beschwöre Euch, sprecht!"

Alles, was Simon gesagt hatte, war nur Falschheit und Heuchelei, um seine Zuhörer glauben zu machen, er sei bis zum Wahnsinn aufgeregt, und ihren Verdacht von sich selbst abzulenken, und den Boden für seine Erklärung vorzubereiten.

Nun schien er sich der Nothwendigkeit zu unterwerfen und begann mit einem tiefen Seufzer:

„Wohlan! Gott gebe, daß über der greulichen

Botschaft nicht Euch das Herz blutet gleich dem meinigen! . . . . Horcht . . . . ach, ich unterliege vor Angst. . . . Ihr wißt, daß mein Diener Julio seit zwei Tagen aus meinem Dienst weggelaufen ist, weil ich ihn streng wegen seines zügellosen Wandels bestraft habe. Mich bekümmerte dieses Verschwinden, weil mir an Julio geheimnißvolle Beängstigungen und ein sonderbares Gefühl von Verzweiflung aufgefallen waren. Vor Kurzem, es ist noch keine halbe Stunde, verließ ich meine Wohnung und begab mich nach der Minoritenbrüderkirche, um für meinen armen Freund zu beten. — Unterwegs dachte ich an Julio, meinen Diener; mich erschreckte die Vorstellung, er möchte wohl aus Verzweiflung selbst seinem Leben ein Ende gemacht haben. Bei der Kuhthorbrücke höre ich plötzlich hinter mir eine furchtsame Stimme, die meinen Namen ausspricht. Ich wende mich um und sehe meinen Diener Julio vor mir stehen! — Ich begann, ihm wegen seiner Abwesenheit Vorwürfe zu machen; er aber legte den Finger auf seine Lippen und sprach sehr leise: ‚Signore, ich bitte Euch, folgt mir dorthin über die Brücke: ich muß Euch ein schreckliches Geheimniß anvertrauen, ehe ich sterbe.‘ Der Ton seiner Stimme war so sonderbar und so eindringlich, daß ich mich davon überwältigt fühlte und sprachlos ihm über die Brücke, bis zu einer einsamen Stelle an der Coppenolstraße folgte. Was er mir da erzählte, schlug mich vor Schrecken und Pein fast zu Boden. Ich mußte mich mit der Hand an der Mauer eines Hauses stützen, um nicht zu fallen; und so empfing ich, halb taub und verwirrt, die Beichte eines bereuenden Mörders. . . .“

Ein Schrei des Schreckens ertönte aus Deodati's Brust. Fast athemlos vor ängstlicher Neugier schaute Van de Werve den Sprechenden an. Viel ruhiger war der Landvogt; nachdenklich hörte er zu, nickte bestätigend mit dem Kopf, als sähe er voraus, was der Schluß von Turchi's Erklärung sein würde.

„Ich wage beinahe nicht, fortzufahren," murmelte dieser. „Mein Gemüth sträubt sich gegen eine so grausame Enthüllung; aber ich werde meinen Schmerz bezwingen."

Mit viel leiserer Stimme und in tiefem Ton fuhr er fort:

„Vernichtet und vor Abscheu und Schrecken bebend, hörte ich Julio's Beichte als ein Todesurtheil mir in den Ohren klingen. ‚Herr,' sagte er, ‚ich habe einen schaudervollen Mord vollbracht. Mich verfolgt Gewissensangst und der Fluch des Höchsten. Ich werde meinem schuldigen Leben ein Ende machen. Binnen einer Stunde werde ich auf ewig in die Hölle gefahren sein; aber ich will die Leiche meines Schlachtopfers nicht in ungeweihter Erde verborgen lassen. Geht nach dem Lustgarten; in dem tiefsten Keller, am Ende des unterirdischen Ganges werdet Ihr den Körper von Signor Geronimo begraben finden. . . .'"

Ein zerreißender Schrei ertönte durch den Saal: der alte Deodati schlug sich die Hände vor die Stirne, und während dumpfes Seufzen und schmerzliches Stöhnen von seiner gedrückten Brust sich losmachten, fielen die hellen Thränen ihm zwischen den Fingern hinab auf den Fußboden des Saales.

Turchi fuhr fort:

„Signor Geronimo! rief ich außer mir selbst vor Angst und Schrecken. Was, was sagst Du? Hast Du meinen armen Freund ermordet? Unmöglich! — Aber Julio gebot mir mit einer strengen Geberde Stillschweigen und antwortete: ‚Ich habe Signor Geronimo ermordet. Es fehlte mir an Geld, um in den Schenken zu spielen und zu trinken; Ihr wolltet mir kein Geld mehr geben. Ich habe den unglücklichen Edelmann durchbohrt und ihm das Geld genommen, das er in der Tasche hatte.... Lebt wohl, heute noch wird es mit mir aus sein....‘ Ehe ich zum Bewußtsein kam und darauf dachte, Julio zu ergreifen, war er mir aus dem Gesicht entschwunden. Wahrscheinlich wird man heute noch ...."

Simon Turchi schien plötzlich zu erschrecken und rief bebend aus:

„Himmel! ich höre Fräulein Maria!"

„Um Gottes willen, Signore, kein Wort, kein Zeichen!" flehte Van de Werve mit gefalteten Händen. „Bezwingt Eure Bewegung; erspart ihr einen tödtlichen Schlag."

Maria Van de Werve trat mit fragendem Angesicht in den Saal. Sie hatte unter der Thüre vier bis fünf Stadtdiener stehen sehen. Wiewohl die Anwesenheit dieser Leute ihr unerklärlich war, hatte es doch keinen sonderlichen Eindruck auf sie gemacht, und sie richtete nun den Blick auf ihren Vater, um von ihm zu vernehmen, was die Gerichtsdiener in seinem Hause zu thun hatten.

Sobald sie jedoch bemerkte, wie bleich und verlegen ihr Vater war, schaute sie auch die andern Personen an.

Simon Turchi sah in düsterer Verzweiflung zu Boden; der alte Deodati bedeckte weinend sein Angesicht mit den Händen.

Ein ängstlicher Schrei entschlüpfte des Mädchens Brust; sie blickte der Reihe nach auf ihren Vater, auf Deodati, auf Turchi und auf den Landvogt; aber Jeder schwieg und schien ihrem fragenden Auge mit Besorgniß auszuweichen.

„Geh' auf Dein Zimmer, ich ersuche, ich bitte Dich, Maria," flehte Van de Werve. „Thue es mir zu liebe. Frage nichts."

Die Jungfrau, betroffen über alle diese Zeichen großen Unheils, eilte auf ihren Vater zu und rief mit gefalteten Händen:

„Ach, sagt mir, was muß ich fürchten? Was ist geschehen? Sprecht, Herr Vater; beruhigt mich. Laßt mich nicht in diesem gräulichen Zweifel. Sagt mir, daß ich mich täusche, daß man Geronimo's Leiche nicht gefunden hat! Wehe, er ist todt, todt, nicht wahr?"

Und die Arme um seinen Hals schlagend, begann sie in herzzerreißendem Ton zu wimmern und wiederholte zwanzig Mal ihre Bitte, um zu erfahren, was Alle in eine so außerordentliche Bewegung versetzte.

Herr Van de Werve wollte, ohne eine Erklärung zu geben, seine Tochter aus dem Saale führen; sie aber riß sich, ganz von Sinnen, von seiner Hand los, stürzte vor Turchi auf die Kniee und flehte:

„Bei Eurer Liebe zu ihm, o Signore, habt Mitleid mit mir! Sagt mir, was ihm widerfahren ist. Duldet nicht, daß ich von hier gehe, mit der schrecklichen Ueberzeugung seines Todes im Herzen!"

Signor Turchi schaute schweigend auf sie nieder, mit einem Blick, der von grenzenloser Betrübniß wie erloschen schien.

„Unbarmherzig, unerbittlich auch Ihr!“ jammerte Maria, vom Boden aufspringend. „Ha, sein Oheim, sein Vater wird sich meiner erbarmen!“

Sie eilte auf den weinenden Edelmann zu, sank auf den Stuhl neben ihm, und seine Hände ihm vom Gesicht wegziehend, begann sie mit kläglichen Worten ihn um eine Erklärung anzurufen, wodurch sie von der entsetzlichen Besorgniß, die ihr solche Qual verursachte, befreit würde.

Die Thränen brachen reichlicher aus Deodati's Augen; er schlang seine Arme um den Hals der Jungfrau, legte seine weißen Haare auf ihre Brust und murmelte statt aller Antwort:

„Segen, Segen, über Euch, Jungfrau, für Eure Liebe! Ach, laßt uns beten!“

Herr Van de Werve hatte den Saal verlassen, um Maria's Kammerfrau zu rufen; er kam nun mit der alten Wärterin zurück und sprach zu seiner Tochter:

„Maria, stehe auf! folge Deiner Kammerfrau; Du darfst hier nicht länger bleiben.“

Das Mädchen, wie versteinert in ihrem Schmerz, blieb bewegungslos und schien ihres Vaters Worte nicht zu hören.

Dieser sagte nun ungeduldig und mit strenger Stimme:

„Maria, verlaß diesen Saal; ich will es, ich befehle es: stehe auf und folge Deiner Kammerfrau. Gehorche mir!“

Das Mädchen richtete sich langsam auf und ging

an der Hand der Kammerfrau nach der Saalthüre. Stille Thränen rollten wie Perlen ihr aus den Augen; unter der Last ihres Kummers wie vernichtet, wankte sie auf den Beinen und lehnte sich schwer auf die Schulter ihrer Wärterin, so daß Herr Van de Werve in Angst gerieth bei dem Gedanken, die arme Maria möchte von einer Ohnmacht befallen werden, ehe sie nur ihr Gemach erreichte.

Alle, außer vielleicht der heuchlerische Turchi, sahen ihr mit klopfendem Herzen und tiefem Mitleid nach.

Im Augenblick, da die Kammerfrau die Saalthüre vor ihrer Herrin öffnen wollte, hörte man unter dem Hausgang ein seltsames Geräusch unverständlicher Rufe ....

Die Kammerfrau öffnete die Thüre ....

Plötzlich taumelte Maria zitternd und mit ausgestreckten Händen in den Saal zurück, als wollte sie eine schreckliche Erscheinung abwehren.

„Seine Seele, sein Geist!“ schrie sie, „erstanden aus dem Grabe, um über seine Mörder Rache zu rufen!“

Dann blieb sie unter dem Eindruck einer neuen Bewegung stehen und stieß im Tone fast wahnsinniger Freude hervor:

„Er lächelt mir zu! O mein Gott! Er lebt, er lebt! Geronimo!“

Ihre Kräfte verließen sie beim Aussprechen dieses geliebten Namens. Sie brach zusammen und fiel bewußtlos in die Arme des Landvogts, welcher, von der jammernden Kammerfrau unterstützt, sie in einen nebenstehenden Lehnstuhl trug.

Signor Geronimo erschien in dem Saal. Sein Angesicht war todesbleich und abgemagert, gleich einem Gerippe; noch konnte man, wie einen breiten Fleck vertrockneten Blutes, die Wunde an seinem Halse bemerken; seine Kleider, obwohl einigermaßen gesäubert, waren noch unordentlich und beschmutzt. Er glich in der That einem Spuckgeiste, der aus seinem Grabe auferstanden war.

Sobald Turchi sein Schlachtopfer erkannt hatte, war er mit einem Schrei der Bestürzung zurückgewichen; und betroffen von der Vorstellung, Gott habe hier ein Wunder zugelassen, um seine Uebelthat zu strafen, hielt er die zitternden Hände gegen Geronimo ausgestreckt und schien um Gnade zu flehen.

Der Junker schleuderte ihm einen Blick des Abscheu's und der Verachtung zu und rief:

„Du hier? Mörder, abscheulicher Mörder! Zittere, zittere! Der höchste Richter wird Rechenschaft von Dir fordern über mein Blut . . . . über Julio's Tod! . . . .“

Ein Murren der Bestürzung und des Schreckens erfüllte den Saal; Jedermann schaute auf Simon Turchi, welchen die Worte des Junkers vernichtet zu haben schienen.

Geronimo schüttelte den Kopf, als wollte er die düsteren Gedanken aus seinem Geiste verbannen, eilte mit offenen Armen auf den alten Deodati zu und schloß ihn frohlockend an seine Brust.

„O, Freude!“ rief er mit Thränen auf den Wangen. „Unverhofftes Glück, ich sehe meinen guten Oheim noch einmal auf Erden: Ihr habt gelitten, nicht wahr? Gelitten und getrauert, wie ein Vater,

dem man sein einziges Kind entrissen hat? Kein Kummer mehr! Ich will Euch lohnen für Eure theure Zuneigung: Euch lieben, Euch dankbar sein und Euch in Ehren halten, bis an den Rand des Grabes. O, Preis sei dem barmherzigen Gott, der mich so wunderbar aus den Klauen dieses blutgierigen Tigers gerettet hat .... Aber, aber, Maria? Wo ist Maria? Ach, dort auf dem Stuhl .... Himmel, meine arme Geliebte, was ist ihr geschehen?"

Er lief auf die ohnmächtige Maria zu; kniete vor ihr nieder, faßte eine ihrer Hände und benetzte sie mit heißen Thränen, während er mit bekümmertem Ton sie bei ihrem Namen rief.

Unterdessen war die Kammerfrau damit beschäftigt, Maria's bleiche Stirne mit Wasser und Essig zu waschen; Herr Van de Werve unterstützte die Wärterin voll Angst und Bestürzung in ihren Bemühungen, das Mädchen wieder zur Besinnung zu bringen.

Eine kurze Weile war Simon Turchi unter dem Eindruck der plötzlichen Erscheinung Geronimo's vernichtet geblieben. Dann hatte er sich aufgerichtet und gedachte sich der Thüre zu nähern, um die Flucht zu ergreifen; aber der Landvogt, der seine Absicht durchschaute, hatte seinen Degen gezogen und sich an die Oeffnung der Thüre gestellt.

Simon Turchi bemerkte, daß Alles für ihn verloren war. Mit gebücktem Haupt und die Hände vor dem Gesicht, stand er in der Tiefe des Saales. Seine Kniee wankten, alle seine Glieder bebten, ängstliche Seufzer und verzweifeltes Gemurmel stiegen aus seiner beklemmten Brust empor. Wohl

regte sich in ihm noch der Gedanke, zu fliehen oder durch demüthiges Flehen das Urtheil von sich abzuwenden; doch erstickte jedesmal eine drohende Geberde des Landvogts alle Hoffnung in seinem Herzen und zwang ihn, das Haupt noch tiefer auf die Brust niederzubeugen.

Maria erwachte aus ihrer Ohnmacht. Sie blickte verwundert und fragend im Saale herum und schien erst sich in das Gedächtniß zurückzurufen, was geschehen war; aber als Geronimo mit einem Freudenschrei ihre Hände faßte, erhellte ein seliges Lächeln ihr Angesicht; voll Entzücken schaute sie ihm in die Augen und seufzte:

„Ach, es ist kein Traum; Ihr lebt! ich sehe Euch wieder! Geronimo! Geronimo!"

Der junge Edelmann war von freudiger Rührung so überwältigt, daß er, während die Thränen ihm aus den Augen sprangen, statt aller Antwort nur den süßen Namen seiner Geliebten stammeln konnte.

Seit dem Erscheinen Geronimo's waren nur wenige Augenblicke verflossen: die wechselnden Gemüthsstimmungen waren bei allen anwesenden Personen einander so blitzschnell gefolgt, daß Niemand Zeit gefunden hatte, um durch Worte seinem Erstaunen Luft zu machen .... Aber der Landvogt, der wohl dachte, daß er hier eine traurige Pflicht zu erfüllen habe, beschloß, von seiner Obergewalt Gebrauch zu machen und diesem traurigen und erschütternden Schauspiel ein schnelles Ende zu setzen.

Die Stimme erhebend, sprach er mit gebietendem Ton:

„Signor Geronimo, beliebt es Euch, mit dem

Erguß Eurer Freude einen Augenblick einzuhalten. Im Namen des Gerichtes fordere ich Euch auf, mir zu sagen, was Euch widerfahren ist und warum Ihr Signor Turchi einen Mörder nennt. Tretet näher und gehorchet meinem Befehl!"

Geronimo drückte noch einmal Maria die Hand, beruhigte sie durch einige leise Worte und trat dann auf den Landvogt zu.

Turchi, voraussehend, daß es jetzt zur Enthüllung seiner abscheulichen Missethaten komme, war es, als ob er vor Angst und Scham sterben müßte, und er krümmte sich in convulsivischen Zuckungen. Doch wagte er nicht, seinem Ankläger in's Gesicht zu sehen.

„Wohlan, Signore, erklärt, was Ihr wißt," gebot der Landvogt.

„Ach, es ist so entsetzlich!" begann Geronimo. „Es ist fünf oder sechs Wochen her. Simon Turchi kam zu mir und sagte mir, ein unvorhergesehenes Zusammentreffen von Umständen habe ihn in eine Lage versetzt, wo ihm zehntausend Kronen dringend nothwendig wären. Fände er sie nicht auf der Stelle, so würde sein Handelshaus fallen und er für immer mit Schande bedeckt sein. Nur auf einen Monat bedürfte er der erwähnten Summe. Ich lieh ihm die zehntausend Kronen; und auf seine Bitte machte ich, um meine Gehülfen von diesem Anlehen nichts wissen zu lassen, keinerlei Eintrag davon in die Handelsbücher und begnügte mich mit einem schriftlichen Versprechen der Zurückzahlung . . ."

Mit einem Freudenrufe kam der alte Deodati auf seinen Neffen zu und schloß ihn frohlockend in die Arme.

„Ach, dafür sei Gott ewig gedankt!“ rief er; „lieber, theurer Geronimo, Du hast mir das Glück meines Lebens wieder gegeben! Der falsche Bösewicht dort, der mich glauben ließ, Du habest zehntausend Kronen im Spiele verloren! Nein, Du bist noch tugendhaft, dankbar, liebevoll, mein Sohn, mein guter Sohn!“

„Laßt ab, aus Achtung vor dem Gericht, Signor Deodati,“ sagte der Landvogt. „Wohlan, Geronimo, vollendet Eure Erklärung.“

„Welche Falschheit! mich für einen Undankbaren, für einen Spieler auszugeben!“ murmelte der Junker mit aufgehobenen Händen.

Und sich von Neuem zu dem Landvogte wendend, fuhr er fort:

„Am letzten Abendfest hier im Hause sagte mir Simon Turchi, ein fremder Kaufmann, der aber unbekannt bleiben wolle, werde mir die zehntausend Kronen bezahlen. Ich müsse allein und heimlich in seinen Lustgarten kommen, um meinen Schuldbrief gegen gute Wechsel auf Italien auszutauschen. Als ich dahin kam, riß mich Julio, Simon's Diener, in einen Zwangstuhl. Mein Körper wurde von stählernen Bändern gefaßt und zusammengedrückt. Jetzt kam Turchi mit einem Dolche auf mich zu; er entriß mir den Schuldbrief und vernichtete ihn vor meinen Augen. Dann stieß er mir seine Waffe in die Brust; aber sie wurde durch ein kupfernes Amulet, das ich um den Hals hängen habe, abgehalten. Ein Stich, der mir durch den Hals beigebracht wurde, schien mir den Tod zu bringen; ich fühlte einen kurzen Augenblick das Blut mir entströmen; dann nahm

ich, die Augen schließend, auf ewig Abschied vom Leben."

Der alte Deodati hatte, vielleicht unbewußt, seinen Degen aus der Scheide gezogen und schien große Lust zu haben, Turchi damit zu durchbohren; aber der strenge Blick des Landvogts hielt ihn zurück. Er schwang aber noch immer den Degen in der Faust und stieß murmelnd heftige Drohungen gegen den Mörder aus, der noch immer, die Hände vor dem Gesicht, an der Wand stand.

„Ich erwachte in einem düstern Kerker," fuhr Geronimo fort, „am Rande eines frisch aufgeworfenen Grabes, das zu meinem ewigen Ruheplatz bestimmt war. Als Julio zurückkam, um meine Leiche zu begraben, fand er mich noch am Leben! Er wollte mich tödten, aber er erkannte das Amulet, das ich zu meinem Schutze ihm entgegenhielt. Ich war gerettet. Die alte blinde Frau, welche mir das Amulet schenkte, weil ich sie aus der türkischen Sclaverei erlöst hatte, die Frau war Julio's Mutter. Die vergangene Nacht hat Signor Turchi seinen Diener Julio im Wein vergiftet. Julio ist in meinen Armen gestorben, mit der Erklärung, daß Signor Turchi den Banditen Brufferio zu meiner Ermordung gedungen habe. Ich habe Stunden um Stunden gearbeitet, um aus dem Lustgarten herauszukommen. Nun ist die wunderbare Beschirmung des Herrn an mir vollbracht: hier bin ich, entgangen dem entsetzlichsten Tode, und in der Mitte aller Derer, die mir auf Erden theuer sind."

Geronimo kehrte zu Maria zurück, die weinend die Augen zum Himmel erhoben hatte, als dankte

sie dem Herrn für die wunderbare Errettung ihres Verlobten. . . . Aber die Stimme des Landvogts ertönte gebieterisch in den Gang; Jeder vermuthete, was geschehen sollte, und schaute zitternd auf Simon Turchi.

Dieser hatte mit tödtlicher Bestürzung den Sinn von des Landvogts Befehl errathen. Er warf sich knieend auf den Fußboden, kroch in die Mitte des Saales und rief mit aufgehobenen Armen und thränenden Augen:

„O, Herr Van Schoonhoven, o, Geronimo, ich habe mich einer abscheulichen Missethat schuldig gemacht; ich verdiene Euren Haß, Eure Verachtung, den Tod . . . . aber Gnade, Erbarmen, habt Mitleid mit mir! Erspart mir die Schande des Schaffots. Belastet mein Geschlecht nicht auf ewig mit Schmach. Laßt mich fliehen bis an's fernste Ende der Welt. . . . Ach, nein, nein, Verzeihung, Verzeihung, überliefert mich nicht dem Henker!"

Fünf Gerichtsdiener zeigten sich am Eingang des Saals.

„Was gebietet der Herr Landvogt?" fragte der Erste derselben.

„Man binde dem Signor die Hände auf den Rücken!" war die Antwort.

„O cielo, mi legate le mani? a me!" *) Mich binden? Mich binden wie einen Dieb?" rief Turchi mit Abscheu.

„Einen Edelmann binden?" wiederholte der Anführer der Gerichtsdiener bestürzt.

---

*) O, Himmel, mir die Hände binden? mir! A. d. U.

„Vollbringt meinen Befehl auf der Stelle!“ gebot der Landvogt. „Der Edelmann ist ein feiger Dieb und niederträchtiger Mörder. Man führe ihn nach dem Stein, in den tiefsten Kerker: sein schuldig Haupt soll auf dem Schaffot fallen!“

In weniger als einem Augenblick hatten die Diener des Landvogts dem Signor die Hände auf den Rücken gebunden, obwohl derselbe zuerst einigen Widerstand leistete.

Nun rissen sie ihn mit Gewalt fort und führten ihn zum Saal hinaus. Der Landvogt folgte dem Missethäter.

Kaum war Simon Turchi mit seinen Wächtern in dem Gang und ihnen aus dem Gesicht verschwunden, als Maria und Geronimo einen Freudenschrei ausstießen.

Maria sprang ihrem Vater um den Hals; Geronimo legte, vor Freude weinend, sein Haupt an die Brust seines Oheims . . . . aber der alte Deodati machte sich aus seinen Armen los und sagte:

„Liebe Kinder, erfüllen wir erst die heilige Pflicht der Dankbarkeit. Gott hat so sichtbar hier die Unschuld beschirmt, daß seine Gegenwart in unserer Mitte mich vor Ehrfurcht zittern macht. Unser schöner Traum wird Wahrheit werden. Ach, darum beugen wir uns vor dem Herrn und preisen seinen Namen. . . . Lasset uns beten!“

Er kniete vor dem Crucifix nieder, beugte das Haupt und faltete die Hände.

Geronimo und Maria knieten zur Seite des Greises; Van de Werve neigte sich hinter ihnen zur Erde.

Lang, sehr lang rauschte das stille Dankgebet durch den Saal.

## XIII.

Es war sechs Uhr Morgens.

Der Glanz des Tageslichts zu dieser frühen Stunde und die Höhe der Sonne an dem hellen Himmel bezeugten, daß der heiße Sommer an die Stelle des milden Maimonats getreten war.

Es mußte an diesem Tage ohne Zweifel in Antwerpen etwas ganz Besonderes, oder etwas Festliches geschehen; denn durch alle Thore kamen die Außenwohner in großer Menge in die Stadt hineingezogen. Die Straßen waren mit Menschen jedes Alters angefüllt, die unter Schwatzen und Lachen sich beeilten, nach der Mitte der Stadt zu gelangen, als warte ihrer dort ein frohes und prächtiges Schauspiel. Besonders durch das Bürgerholzthor ergossen sich die Bewohner der volkreichen Vorstädte und der nächstliegenden Dörfer in fortdauerndem Strom durch die Stadt. Dort war das Gedränge unter dem engen Eingang zuweilen so heftig, daß Weiber und Kinder Gefahr liefen, erdrückt zu werden.

Niemand schien jedoch auf ihre Angstrufe sonderlich Acht zu geben: alle setzten ihren Weg, ohne sich umzusehen und in vermehrter Eile fort, bis am Ende der ersten langen Straße ein außergewöhnlicher Zusammenlauf des Volks unerwartet deren Neugierde weckte.

Vor der Wohnung des Herrn Van de Werve

stand eine dichte Schaar Bürger, die auf Etwas zu harren schienen und mit ungeduldigem Verlangen in das offene Hofthor schauten. Aus einem Gefühl von Ehrerbietung hielten sie sich jedoch sehr still und zurückgezogen, sprachen nur mit gedämpfter Stimme über das, was geschehen sollte, und machten von selbst Platz, sobald ein Edelmann oder sonst eine vornehme Person ankam, um sich in das Haus hinein zu begeben.

Der Zweck, welcher die unzählbaren Fußgänger nach der Mitte der Stadt rief, mußte ein sehr gewichtiger sein; denn die Meisten unterbrachen ihren schnellen Schritt nicht und wandten selbst den Kopf nicht um. Andere näherten sich dem Volkshaufen; hatten sie jedoch auf ihre Frage zur Antwort bekommen, „Fräulein Van de Werve sei im Begriff, nach Italien abzureisen,“ so setzten sie ihren Marsch fort, als wäre ihnen der Anblick dieser Abreise nicht belangreich genug, um einen guten Platz bei einem andern größern Schauspiel daran zu wagen.

Viele blieben jedoch stehen und suchten noch genauer zu vernehmen, was der wirkliche Grund von dem Zusammenlauf des Volks auf diesem Platze war.

Ein alter grauer Bauer erkannte, nachdem er einige Zeit vergeblich auf das, was die Bürger einander erzählten, gehorcht hatte, zwischen der Menge einen Mann von seinem Dorfe, der seit ein paar Jahren in der Stadt bei der Jakobskirche wohnte und demzufolge besser als die Andern wissen mußte, was in dem Hause des Herrn Van de Werve vor sich ging.

Er drängte sich mit vorsichtiger Gewalt zu sei-

nem Freunde durch, klopfte ihm auf die Schulter und fragte:

„Was gibt es Neues hier, Meister Jan, daß das Volk hier haufenweise steht? Ich höre dahinten sagen, Fräulein Van de Werve wolle nach Italien abreisen ....“

„Ah, Baas Stephen!“ fiel ihm der Andere in's Wort, „Frau Geronimo Deodati müßt Ihr sie nennen.“

„Ist sie denn verheirathet? Das Lied von Simon Turchi, welches ich letzten Freitag singen hörte, spricht von einem zarten, schönen Mägdlein.“

„Man sollte glauben, Baas Stephen, unser Dorf liege am andern Ende der Welt. Jedermann in Antwerpen, bis auf die Kinder herab, hat diese glückliche Hochzeit gesegnet und gefeiert, als einen klaren Beweis von Gottes Gerechtigkeit. . . .“

„Allerdings, Freund Jan, so wie das Klagelied von Simon Turchi sagt, hat der Herr dort oben in dieser Sache sichtbarlich die Tugend gerochen und die Missethat gestraft. Der Mörder stirbt des schrecklichsten Todes, und sein Schlachtopfer wird der Bräutigam der edelsten und reichsten Jungfrau, welche in der ganzen Grafschaft zu finden ist. . . . Kennt ihr sie, Meister Jan?“

„Ob ich sie kenne? Sie kommt täglich zweimal an meiner Thüre vorbei, um zur Kirche zu gehen. Ich liefere Brod in ihr Haus und habe wohl zuweilen mit der freundlichen Jungfrau gesprochen.“

„Ich möchte sie gleichfalls einmal sehen,“ seufzte der Alte, „aber ich habe keine Zeit zu warten, sonst komme ich dort auf dem Großen Markt zu spät.“

„Seid ohne Furcht," antwortete Meister Jan, „es vergeht wohl noch eine Stunde, ehe der Henkerkarren den Stein verläßt."

Der alte Bauer schien im Zweifel darüber, was er thun sollte.

„Aber seid Ihr gewiß, daß die Jungfrau jetzt gleich abreisen wird?" fragte er.

„Auf der Stelle, Baas Stephen; man beeilt sich da drinnen so viel als möglich. Herr Van de Werve will aus der Stadt weg sein, ehe der Nachrichter sein Werk beginnt."

„Das ist wunderbar," bemerkte der Dorfbewohner. „Warum wartet er auf diesen Tag? An seiner Stelle wäre ich schon lange abgereist."

„Ah, das ist wieder ein Beweis von Gottes Eingreifen bei diesen schrecklichen Begebenheiten," antwortete Meister Jan. „Bereits acht Tage lang liegt das Schiff bereit, welches mit ihm nach Italien segeln soll. Der Wind ist aber unveränderlich Südwest geblieben. Erst diese Nacht hat er sich nach Osten gedreht und die Reise auf solche Art möglich gemacht; aber die Fluth geht noch hoch und wird erst zu der Stunde zu fallen beginnen, welche für den Tod des Mörders bestimmt ist. Ihr seht wohl: Gott selbst hat gewollt, daß Herr Van de Werve hier bleibe, bis seine allmächtige Rache gänzlich vollbracht ist."

„Und sie reist nach Italien? Auf immer?"

„O, nein, es ist eine Brautreise. Sie kehrt binnen eines Jahres zurück: so bald sie in dem reichen und prächtigen Italien die Falschheit und Grausamkeit von Simon Turchi einigermaßen vergessen hat

.... Aufgeschaut, Baas Stephen! Aufgeschaut, da sind sie, glaube ich."

Aus der Mitte des Volks ertönte ein Freudenschrei und Jedermann drang vorwärts gegen das Thor, um Frau Geronimo Deodati in der Nähe vorübergehen zu sehen. Wer sie nicht kannte, wollte doch einmal die junge Edelfrau sehen, deren Name in die blutige Geschichte von Simon Turchi verwickelt war, und die man als ein Vorbild reiner Tugend, inniger Gottesfurcht und unbeschreiblicher Schönheit rühmte; — die Verwandten und Bekannten standen dort versammelt, um sie noch einmal zu begrüßen, ihr ein ehrerbietiges und herzliches Lebewohl zuzurufen und ihr Glück auf die Reise zu wünschen.

Maria Van de Werve, jetzt Frau Geronimo Deodati, erschien unter dem Thore, an der Hand ihres jungen Gatten.

Sobald die Bürger und das Volk sie bemerkten, brach ein langes Jubelgeschrei aus Aller Munde; man schwenkte die Hüte; man erfüllte die Luft mit dem freudigen Rufe „Heil, Heil!" und man drängte vor, um einen einzigen Blick auf das engelgleiche Angesicht der schönen jungen Frau und auf die feine und edle Miene ihres Gatten zu werfen, der so wunderbar durch Gottes Dazwischenkunft aus den Klauen seines grausamen Feindes, Simon Turchi, erlöst und gerettet worden war.

Herr Van de Werve schritt neben seiner Tochter einher; der greise Ritter und Handelsherr Deodati ging an der Seite seines geliebten Neffen Geronimo.

Dann folgten die beiden verheiratheten Brüder Maria's und eine große Zahl der nächsten Verwand-

ten und Bekannten ihres Vaters; deßgleichen einige Italiener, Spanier und Portugiesen, die ihrem Freund Signor Geronimo bis an das Ufer der Schelde das Geleit geben wollten.

Als Maria die Segnungen und Freudenrufe des Volkes hörte, als sie die tausend Augen, die von Begeisterung und Liebe erglänzten, auf sie gerichtet sah, färbten sich Stirn und Wangen mit einer lebhaften Röthe, und sie schlug gerührt den Blick zu Boden. Aber sogleich das Gesicht wieder erhebend, grüßte sie die entzückten Einwohner mit einem stillen Lächeln von Freundschaft und Dankbarkeit, das in Folge eines unbegreiflichen Eindrucks alle Herzen noch lauter klopfen machte, und noch lebhafter als zuvor stiegen die frohen Glückwünsche zum Himmel empor.

Auf ein Zeichen von Herrn Van de Werve öffnete die jubelnde Volksmenge sich ehrerbietig, und der ganze Zug von Verwandten und Freunden trat eiligen Schrittes auf die Straße.

Hinter ihnen schloß sich wieder das versammelte Volk; und immer und unaufhörlich seine Segenswünsche wiederholend, wogte es hinter dem zahlreichen Gefolge der Edelleute her.

Ueberall, wo das gepriesene Paar vorüberkam, liefen die Einwohner aus ihren Häusern und bezeugten mit lauter Freude ihre Ehrerbietung und ihre Liebe gegen die Schützlinge des Himmels.

Dieser Gang nach der Schelde glich einem wahren Triumphzug.

Van de Werve, an Ehrerbietung gewöhnt, schien nicht besonders durch diesen begeisterten Jubel des

Volks überrascht. Er grüßte links und rechts mit kalter Höflichkeit.

Der alte Deodati war hingegen tief bewegt. Er, der gewöhnlich etwas gebückt ging, hatte nun das Haupt stolz erhoben. Er schien verjüngt; ein süßes Lächeln spielte auf seinen Lippen, und er wandte die Augen von der erfreuten Menge auf Geronimo, als wollte er sagen: „ich bin sein Pflegevater und sein Oheim."

Geronimo's Rechte zitterte in der Hand seiner schönen Gattin; seine Brust klopfte heftig; auf seinem Angesicht war Herzensfreudigkeit und Glückseligkeit in leuchtenden Zügen ausgeprägt.

Von Zeit zu Zeit schaute er mit einer auffallenden Zuversicht auf Maria und bebte dann vor geheimer Wonne. Jeder Schritt, den er machte, führte ihn seinem geliebten Vaterland, Italien näher, wo er mitten unter seinen Verwandten und Freunden, mit der schönsten und liebenswürdigsten, von Gott selbst ihm geschenkten Gattin erscheinen sollte! Wie würde sein Leben süß und glücklich sein! Welcher Genuß! Also, Hand in Hand mit seiner geliebten Maria, die duftende Luft seines Geburtslandes einzuathmen, dessen Hügel und Thäler zu durchwandern, und auf dem Gipfel seiner erhabenen Gebirge die Hände zu Gott auszustrecken und ihn für seine milde Güte zu preisen!

Er war noch in die Betrachtung dieses erträumten Glückes versunken, als der Zug unter dem Werftthore anlangte und den Kai erreichte.

Ein Ruf der Freude entschlüpfte Geronimo. Dort, mitten auf der Schelde, lag die Galeere, Il Salva-

tore, mit bunten Flaggen behangen, und als hätte das schwere Schiff gefühlt, welchen kostbaren Schatz es den Niederlanden entführen sollte, schwankte und wiegte es sich mit lebhafter Ungeduld unter dem Hauche einer günstigen Kühlte.

Ein Theil der Matrosen war damit beschäftigt, den Anker aus dem Grunde zu heben. Man hörte bis auf den Kai die rasche Bewegung der Kabelwende. Die ganze übrige Mannschaft stand auf den Masten oder hing in dem Takelwerk und schwenkte die Hüte und erschütterte die Luft mit dem lauten Willkommsgruße:

„Benvenuto, benvenuto! ... Viva, viva, la nostra Signora!" *)

Zu gleicher Zeit krachten fünf oder sechs Kanonenschüsse aus dem Rumpf vom Il Salvatore, und der festliche Donner rollte in langem Wiederhall über die Fläche des Stromes hin.

Die Volksmenge antwortete vom Wall durch einen dreimal wiederholten Jubelruf, und der letzte Knall der Kanonen verschmolz in dem Rufe: „Heil, Heil!" der über die Kais und die Schiffe sich fortpflanzte.

Mittlerweile wurden am Ufer der Schelde Händedrücke und Umarmungen zwischen Freunden und Verwandten gewechselt. Manche vergossen Thränen, als sie ihr Lebewohl stammelten. Mehr noch als die Andern mußte Maria Van de Werve gerührt sein, denn sie weinte heftig, als ihre beiden Brü-

---

*) Willkommen, willkommen! .... Es lebe, es lebe unsere Herrin! A. d. U.

der einen ängstlichen Kuß auf ihre Stirne drückten. Geronimo hatte sich bis dahin bezwungen. Wohl glänzten seine Augen, wohl konnte man sehen, daß Thränen darin aufstiegen, doch er hielt sich stark und weinte nicht.

Die Galeere Il Salvatore war von ihrem Anker gelöst; ihre Segel schlugen zuerst heftig aneinander; doch hatten sie jetzt Wind gefaßt und sich anmuthig gewölbt. Das Schiff trieb stetig mit der Fluth den Strom hinunter.

Van de Werve, Deodati und ihre glücklichen Kinder traten in das Boot, das sie erwartete. Petronilla, die Kammerfrau, nahm Platz neben ihrer Herrin .... Noch ein letzter Gruß wurde gewechselt, dann tauchten zu gleicher Zeit die acht Ruder in das Wasser. Das Boot schoß, von den mächtigen Armen der Matrosen getrieben, vorwärts auf dem Strom, und trieb unter seiner schnellen Fahrt schäumend die Wogen auf.

In diesem Augenblick liefen Geronimo die Thränen über die Wangen. Er legte dem greisen Deodati die Arme um den Hals und rief, indem er ihm einen warmen Kuß gab, laut aus:

„O, lieber Oheim, guter Vater, Italia, Italia!" Und das Antlitz zum Himmel erhebend, sprach er mit feuriger Dankbarkeit in der Stimme:

„Gepriesen, gepriesen seist Du, o Gott, für alle meine Leiden! Gepriesen für Deine unendliche Güte. Du hast sie mir zur Gattin geschenkt; sie geht mit mir als Lebensgefährtin in mein theures Vaterland .... Ach, habe Dank, tausendmal Dank für diese höchste Wohlthat!"

Kaum waren diese Worte seinen Lippen entfallen, so lag das Boot neben dem Rumpf der Galeere.

Der Steuermann gab ein Zeichen: alle Segel wurden ausgespannt; das Schiff arbeitete ein wenig, als suchte es den Wind, und schoß dann plötzlich auf der majestätischen Wasserfläche vorwärts.

Wieder wurden fünf Kanonenschüsse an Bord des Il Salvatore gelöst, und auf diesen donnernden Abschiedsgruß antwortete das Volk von den Kais und Schiffen mit wiederholten Glückwünschen, bis die Galeere hinter der Flämischen Spitze Allen aus dem Gesicht verschwand.

Als ob jeder Zuschauer diesen Augenblick von demselben Gedanken beseelt gewesen wäre, wandte die ganze Menge um, entfernte sich durch alle Scheldethore und Ausgänge von dem Werft und begann mit großer Hast nach dem Innern der Stadt zu laufen.

Die Volksfluth, die so eilig die Stadt verlassen hatte, erreichte bald den großen Markt, aber fand diesen und die umliegenden Straßen so sehr mit Menschen besetzt, daß es kein Mittel gab, um nur zwei Schritte weit in die dicht geschlossene Menge einzudringen.

Der weite Platz vor dem Stadthause war, so weit das Auge reichte, mit einem Meer von Köpfen bedeckt; alle Fenster waren mit Frauen und selbst mit Kindern angefüllt; auf den Dächern und Kaminen wimmelte es von Neugierigen; das Eisenwerk an den Brunnen schien sich unter dem Gewicht der Straßenjungen, die sich daran festgeklammert hatten, zu biegen.

Es herrschte jedoch eine unbeschreibliche Stille.

Kein Laut ließ sich unter dem dumpfen Sausen dieser Tausende und Tausende von Menschen unterscheiden, außer dem düstern und Angst erweckenden Geläute der Todtenglocke, die ihre Klagetöne, einen nach dem andern, in die Luft fallen ließ .... und hin und wieder einem erstickenden Nothschrei, so durchbohrend und entsetzlich, daß er mehr noch, als die traurige Stimme der Todtenglocke, die Zuschauer mit Zittern und Beben erfüllte.

Aller Augen waren ohne Unterlaß nach dem Stadthaus gerichtet und auf einen Punkt vor dem Gebäude gefesselt, vor dem eine dicke Rauchwolke, sich kräuselnd, in die Höhe stieg, und hin und wieder der schreckliche Schmerzensruf mit einer Feuergluth sich erhob.

Was an diesem Tag auf dem großen Markte geschah, erzählt uns folgendermaßen Matteo Bandello, Bischof von Agen, der zu jener Zeit lebte und aus dem Munde eines Augenzeugen berichtet *).

„Auf den bestimmten Tag wurde Simon Turchi in denselben Zwangstuhl geschlossen .... und auf einem Karren durch die Straßen von Antwerpen geführt, während der gute Pater ihm beständig Gesellschaft leistete und zusprach. Als sie auf den Großen Markt kamen, wurde der Stuhl, mit Simon darauf, von dem Karren genommen. Die Henkersknechte machten rings darum ein kleines Feuer, in das sie von Zeit zu Zeit Holz nachlegten, jedoch so, daß die Hitze nicht zu groß wurde, aber völlig genügte, um den unglücklichen Turchi allmälig zu braten. Der

*) Siehe Willems, Belgisches Museum VI., 256.

Klosterbruder stand neben ihm, so dicht, wie die Wärme es gestattete, und rief verschiedene Male: ‚Simon, erkenne hier die Zeit der Buße!‘ Der Dulder antwortete, so lange er konnte: ‚Ja, Vater!‘ Dem äußerlichen Gebahren nach zu urtheilen, zeigte Simon Turchi eine große Fassung, viel Geduld und ergab sich gelassen in den schmachvollen und bittern Tod. Als man sah, daß er den Geist aufgegeben hatte, nahm man den halbverbrannten Leichnam, ehe er ganz unförmlich geworden war, und schleppte ihn aus der Stadt, wo man ihn mit einer eisernen Kette an einem Pfahl anband, den Dolch zur Seite, womit er dem jungen Deodati einen Stich versetzt hatte. Der Pfahl wurde an offener Straße aufgepflanzt, damit er, Jedermann zur Warnung, gesehen und erkannt werde als Schandmal und Strafe für einen so grausamen Mord.“

Ende.

Conscience, Hendrik,

Simon Turchi oder Die Italiener in Antwerpen (1550.) ; historische Erzä
hlung aus dem sechszehnten Jahrhundert

Stuttgart 1860